



25. Juni 1918

KARL LEUTHNER · DER AUSTROPOLNISCHE PLAN

NIEMAND wird den polnischen Parteien Österreichs nachsagen dürfen, daß sie ihre Stimmungen und Gesinnungen, die sie Deutschland und dem deutschen Volk gegenüber hegen, irgendwie verhehlten. Die Krakauer Kundgebung mit ihrer Spitze gegen das Deutsche Reich und gegen die Deutschen in Österreich ist nur das letzte Glied einer langen Kette und bedeutungsvoll bloß durch den Umstand, daß hier der gemäßigtere, das heißt in seinen Ausdrucksformen diplomatischere, Teil der Polenpartei zu Wort kam. Die eigentlichen Volksparteien, die Nationaldemokraten Glombinskis und die Sozialdemokraten, die beide aus dem Polenklub ausgetreten sind, hätten wohl noch unmißverständlich geredet. War doch Glombinski erst kürzlich mit Südslawen und Italienern Teilnehmer an den von Ententegefühlen getragenen Prager Kundgebungen für den tschechischen selbständigen Staat. Die Krakauer Erklärung gegen die Regierung Seidler hütet sich vorsichtig das Vorgehen Glombinskis etwa zu mißbilligen; das widerspräche nicht nur den Gefühlen des Polenklubs, das widerspräche auch seiner bisherigen Übung. Solange Glombinski noch dem Klub angehörte, hat er und haben andere, darunter nicht zuletzt die polnischen Sozialdemokraten, reichlich Reden gehalten, die an ihrem Haß gegen Deutschland keinen Zweifel aufkommen ließen, wie auch nicht an der Festigkeit des Entschlusses aller Polen die Vereinigung und Erhebung zum Staat des gesamten polnischen Sprachgebiets, vor allem die Einverleibung Posens, Westpreußens und Oberschlesiens, anzustreben. Diese in Deutschland zu wenig bekannten parlamentarischen und außerparlamentarischen Äußerungen sind belangreich genug, um in Verbindung mit der Ideengeschichte der österreichisch-polnischen Politik eine gesonderte Betrachtung zu rechtfertigen. Hier sei nur einfach auf sie hingewiesen. Sie sagen ja auch dem Verständigen nichts mehr als das Selbstverständliche. Mit Ausnahme der Deutschen, die aber ein nationales Gefühl nur in dem denkbar schwächsten Grad besitzen und seine in den anderen Völkern wirkende Gewalt deshalb nicht begreifen, trachten alle Nationen nach ihrer Zusammenfassung zu völliger Einheit. Polen und Italiener, Serben und Bulgaren, Rumänen und Tschechen, vor allem aber die Angelsachsen, in der über alle Sonderstaatsbildungen hinausgreifenden politischen Gefühlsgemeinschaft der Amerikaner, Engländer und der Bewohner der meisten Kolonien Englands, erweisen in den politischen Handlungen der letzten Jahrhunderte diesen gemeinsamen Ruf zur Vereinheitlichung, der nur uns Deutschen mangelt, weil

wir die nationale Reifestufe der Neuzeitvölker noch nicht voll erreicht haben, weil wir noch in dem sozialpsychischen Zustand des Mittelalterlich-Partikularen halb und halb steckengeblieben sind. Doch die Polen sind Menschen des 20. Jahrhunderts. Also versteht es sich für sie von selbst, daß sie die Verknüpfung aller Polen in ein Reich anstreben; wobei sie es mit den Volksgrenzen nicht eben genau nehmen und auch das rein deutsche Danzig, die deutschen Teile Westpreußens und Posens sowie das ukrainische Ostgalizien, von Litauen und Cholm nicht zu reden, gnädigst in das polnische Selbstbestimmungsrecht mit einbeziehen. Kommen sie doch von einem Herrenstaat her, wo einst eine polnische Minderheit über eine deutsch-litauisch-ukrainische Mehrheit herrschte, und für dessen Wiederherstellung später seelenvolle deutsche Polenlieder erklangen. Übrigens umfaßt ja auch das Selbstbestimmungsrecht der durchaus nicht vornehmen und herrenmäßigen Tschechen 3½ Millionen deutsche Untertanen in ihrem böhmisch-slowakischen Zukunftsstaat.

Versuchen wir mit den Denkgewohnheiten des 20. Jahrhunderts nationale Bewegungen zu beurteilen, so wird es uns nicht schwer fallen zu begreifen, daß die Feldman, Jaworski den gleichen Faden spinnen wie die Dmowski, Graf Skarbek, Glombinski. Die Dmowskische Konzeption ging von dem Gedanken aus, daß Rußland diejenige von den 3 Teilungsmächten sei, die gegen die beiden anderen Krieg führen werde, die einzige also, die alle 3 Teile Polens im Sieg vereinigen könne; ein polnisch-russischer Unterstaat mit West- und vielleicht auch Ostpreußen als Küstengebiet, völlige staatliche Einheit mit halber staatlicher Unabhängigkeit war das Ziel dieser Richtung. Von welcher Kraft nationaler Leidenschaften sie getragen war, lehrt die Tatsache, daß es in dem gänzlich zu einem polnischen Staat im Staate gewordenen Galizien eine sehr starke russophile Bewegung gab, der sogar Statthalter wie Potocki, Minister wie Glombinski angehörten, während in dem straff russisch beherrschten Kongreßpolen die österreichische Polenfreundlichkeit keine irgendwie nennenswerte werbende Kraft zu entfalten vermochte. Die Niederlage Rußlands hat den Dmowskischen Plan keineswegs beseitigt. In den polnischen Gegenwartshoffnungen ist nur an die Stelle des Zaren die Entente getreten. Diese hat denn auch, freigebig deutsches Land verteilend, den einigen Polenstaat mit Unterwerfung etwa 3 bis 4 Millionen Deutscher unter polnische Herrschaft als polnisches Selbstbestimmungsrecht kundgegeben. Auf den Ententesieg harren und hoffen alle Nationaldemokraten in sämtlichen 3 Teilungsgebieten, was vermutlich in Kongreßpolen die Mehrheit und in Galizien keine geringe Minderheit bedeutet, außer den Nationaldemokraten jedoch noch recht viele andere Polen.

Allein daneben macht sich eine zweite Konzeption geltend: die austropolnische. Auch sie hat zum Ziel im Lauf eines oder mehrerer europäischer Kriege durch eine der Teilungsmächte den einigen polnischen Staat herzustellen; nur ist nicht Rußland sondern Österreich die ehrenvolle Rolle des Fechtens für die polnischen Ziele zugedacht. In den siebziger und achtziger Jahren dachte man sich die Sache etwa so, daß die Westmächte im Bund mit Österreich-Ungarn Deutschland und Rußland niederringen würden. Nun hat das deutsche Schwert den Polen die Gefälligkeit getan Rußland wegzuräumen. Es bleibt sonach nur noch die Aufgabe Österreich-Ungarn in einen Staat zu verwandeln, in dem nicht mehr österreichische sondern polnische Macht-

gedanken führend sind, und die Waffenkraft der Völker Österreich-Ungarns zum Schwert für den polnischen Einigungskrieg umzuschmieden, dann bei entsprechender Konstellation mit östlicher oder westlicher Waffenhilfe über Deutschland herzufallen und ihm Schlesien, Posen und Preußen zu reißen. Das ist der Sinn und, wie wir bald sehen werden, der einzig mögliche Sinn des austropolnischen Plans.

Wendet man ein, derartige Gedanken seien zu phantastisch, zu wahnhaft, um von ernstesten Politikern und großen Parteien tatsächlich gehegt zu werden, so kann die Antwort darauf nur lauten, daß die ganze Geschichte der polnischen Wiedervereinigungsbestrebungen in solchen phantastischen Gedankengängen verläuft, in Verschwörungen und Plänen, die ohne Kraftabschätzung stets das Unmögliche als möglich werten, in Hoffnungen, die bei jeder Änderung der europäischen Konstellation ins Grenzenlose schweifen. Die Frage ist auch nicht, ob das Endziel, die Eroberung Posens, erreichbar sei (diese Frage erfordert auf alle Fälle erst eine militärische Auflösung), sondern ob die Polen berechtigt sind anzunehmen, daß die Vereinigung Kongreßpolens mit Österreich-Ungarn ihnen die politische Leitung des Völkergemenges in die Hand legt. Daran besteht aber bei keinem Vernünftigen auch nur der leiseste Zweifel. Die Form der Vereinigung, ihre vertraglichen Voraussetzungen wären in Hinsicht dieser Wirkung vollkommen gleichgültig. Würde, was schon Ungarns wegen nicht möglich ist, Kongreßpolen unmittelbar an Österreich angeschlossen, so ständen etwa 17 bis 18 Millionen Polen mit 8 Millionen tschechisch-slowenischen Verbündeten den 9,7 Millionen Deutschösterreichern gegenüber, die bei solcher Zahlenschwäche, auch wenn ihre Politik einheitlich und zielklar wäre, wie sie tatsächlich die zerspaltenste und verworrenste ist, für die Gesamthaltung des Staates völlig außer Betracht kämen. Wir hätten einen Staat vor uns, der gar keine andere Politik machen könnte als eine slawische, eine deutsch- und deutschlandfeindliche mit polnischer Führung und polnischen Zielen. Wird indes Galizien mit Kongreßpolen zusammengefügt und das polnisch-österreichisch-ungarische Dreireich gebildet (und nur dies steht ernsthaft in Erörterung), so ist das Übergewicht der Polen in der Außenpolitik des Reiches noch ausgesprochener. Denn auf der einen Seite haben wir den polnischen Staat in seiner Geschlossenheit, mit seinen festumschriebenen Eroberungs- und Vereinigungszielen, auf der andern das wirtschaftlich durch den Verlust Galiziens aufs tiefste geschwächte, auch zahlenmäßig an die zweite Stelle gerückte Österreich, das nach wie vor ein Völkerchaos darstellte, mit widerstreitenden außen- und innenpolitischen Zielen. Da gäbe es neben rund 9,7 Millionen Deutschen, 6,4 Millionen Tschechen, 1,3 Millionen Slowenen, 750 000 Italienern, 259 000 Polen (in Schlesien) ungefähr 700 000 Serbokroaten; das heißt selbst in diesem Reststück von Österreich wäre der Anhang der Polen stärker als die Deutschen. Und diese 9,7 Millionen Deutschen, im Gesamtreich nur etwa das Siebentel, sollten imstande sein dem Ganzen die Richtung ihrer Sympathien aufzuzwingen?

Man rechnet in Deutschland allzu sicher mit der Bundesfreundlichkeit der Magyaren und vergißt, daß diese unter den Auswirkungen der austropolnischen Lösung jede Kraft und jede Sicherheit verlieren muß. Schon heute, wo die Vereinigung mit den Polen nur eine Möglichkeit bildet und der Gedanke den Berliner diplomatischen Schlummer nicht zu wecken zur Vorsicht

mahnt, redet der Ministerpräsident Wekerle, und noch schwärmerischer Andrassy, von der *historischen* polnisch-magyarischen Freundschaft; die Karolyigruppe aber, die, wie alle Demokraten und Sozialdemokraten Ungarns, Deutschland mit den Augen der Entente ansieht (und ihnen steht bei der Reform des Wahlrechts die gewaltigste Erweiterung ihres Machteinflusses bevor), läßt heute schon im Pester Reichstag polnische Wünsche und Beschwerden gegen Deutschland widerhallen. Da indes die austropolnische Gründung die jetzt schon von den Ungarn lebhaft verfolgte Absicht das halb-autonome Kroatien mit Bosnien und dem österreichischen Dalmatien zu einem serbisch-kroatischen Unterstaat zu vereinigen zur unvermeidlichen Tat werden ließe, stünden dann im Grunde 4 Staatsgebilde neben einander, von denen 2 rein slawisch wären, Polen und das Südländ, einer, Österreich, halbslawisch, während Ungarn mit seiner gleichfalls erheblichen slawischen Minderheit, mit seinem Erbhaß gegen Österreich, der vor allem die Deutschösterreicher trifft, an die Polen Anschluß suchen müßte, um mit diesem stärksten Volksstamm in Gemeinschaft das Gesamtgebilde dieser Staaten nach außen hin zu lenken und durch slawische Freundschaft wider slawische Gegenwirkungen geschützt zu sein. Daß Burian, Andrassy, Wekerle und Karolyi als die eifrigsten Parteigänger und Verfechter der austropolnischen Lösung auftreten, polnische Führer ständige Wallfahrten zu Budapester Ministern unternehmen, zeigt dieses polnisch-ungarische Bündnis vollkommen vorgebildet. Die sprichwörtliche magyarische Klugheit sammelt sich Verdienste um die Mächtigen der Zukunft; daß Deutschland gegenüber kaum noch der Schein gewahrt wird, entspringt einer richtigen Einschätzung der Berliner Naivetät. Denn in Berlin hat man einmal gehört, die Magyaren müßten, um im slawischen Meer nicht zu ertrinken, sich auf die Deutschen stützen, und glaubt nun ernstlich, sie könnten nicht anders. Schlagworte vermögen bei uns, die wir durch die Losung *Hamburg-Bagdad* einen aller Völkerpsychologie hohnsprechenden Weltpolitikersatz uns während des Krieges einreden ließen, schlechthin alles.

Wie ist es nun bei Tatsachen, die so offen liegen, bei Stimmungen, die sich so unumwunden äußern, möglich, daß gleichwohl die sogenannten deutsch-nationalen Parteien sich eben jetzt vertraglich binden wollten die austropolnische Lösung nicht nur in Wien sondern auch in Berlin zu befürworten? Wie konnte es kommen, daß die Berliner Regierung unter Bethmann Hollweg-Zimmermann selbst dieser Lösungsform zuneigte und auch jetzt noch immer, obschon von Zweifeln bedrängt, den Mut zu einem befreienden Nein nicht findet? Für die Haltung der österreichischen Deutschnationalen liegt die Erklärung sehr einfach. Sie sind vollständig in die Enge des provinziellen Sprachenstreits gebannt, sie schauen nur nach der kümmerlichen Möglichkeit aus eine künstliche Parlamentsmehrheit in dem durch die *Sonderstellung* Galiziens verkleinerten Österreich zu ergattern; für die Rückwirkungen der Gründung eines mit Österreich verbundenen Polenreichs auf die Außenpolitik, auf das Verhältnis zu Deutschland mangeln ihnen Sinn und Blick. Nach wie vor dem Brief an Sixt von Parma halten sie es für das weiseste auf Hofgunst zu bauen, und das Geraune, der junge Herr sehne sich nach der Herrlichkeit der polnischen Krone, nach dem Glanz der Warschauer Krönung, hat seine Wirkung nicht verfehlt. Wenn öffentlich von der Parlamentsbühne deutsche Sozialdemokraten oder Ukrainer die austropolnische Lösung als die drohende Gefahr eines deutsch-österreichischen Kon-

flikts bezeichnen, so schweigen sich die Deutschnationalen aus. Oder es schleicht sich dieser oder jener Einsichtigere und eben deswegen völlig Einflußlose heran im Zwiegespräch das Herz auszuschütten: Freilich berge die Angliederung Polens an Österreich die Wahrscheinlichkeit eines mitteleuropäischen Krieges, eines zweiten deutschen Bruderkrieges in sich; allein hoffentlich werde man in Berlin so klug sein sich nicht in die Falle hineinschwätzen zu lassen. Doch gibt es auch robustere Gewissen. Man hört etwa die Meinung, ein an Wien angeschlossenes Polen sei sicherlich für Deutschlands Ruhe und Sicherheit eine beständige Gefahr, doch biete es den weit bedrängteren Deutschen Österreichs die Erleichterung die 8 Millionen Slawen Galiziens loszuwerden, und das Schwert Deutschlands sei schließlich stark genug, wenn's zum Klappen kommt, die Polen abzuwehren. Dabei ist jedoch selbst die Hoffnung das beschnittene Österreich *klein, aber rein* zu besitzen eitel und töricht. Die Gewährung staatlicher Selbständigkeit an Polen und Südslawen wird den Wiener Herrscher, der nach dem Anfall Kongreßpolens in *seinen Reichen* mindestens 38 Millionen Slawen zählt und völlig zum Slawenfürsten wird, einfach in die Unmöglichkeit versetzen dem explosiv hervorbrechenden Drang der Tschechen nach dem böhmischen Staat dauernd Widerstand zu leisten. Warschau, nicht mehr Wien, wird dann der Richtpunkt der Hofpolitik sein, und es wird, wie dies in den Debatten des österreichischen Abgeordnetenhauses wiederholt betont wurde, die Hauptsorge des Herrschers bilden müssen die Zuneigung der neuen Untertanen zu erwerben. Die Tschechen aber werden ihren Sonderstaat, wenn unsere Politik in Warschau gemacht wird, im engen Bündnis mit den Polen zweifelsohne in der für die Deutschen verderblichsten, weil $3\frac{1}{2}$ Millionen Deutscher knechtenden Form des historischen Staatsrechts um so wahrscheinlicher durchsetzen, als natürlicherweise für den Gesamtherrscher die gegenseitigen Machtverhältnisse zwischen Slawen und Deutschen bestimmend sein werden, wie sie sich in dem Dreireich, nicht wie sie sich in dem kleinen Teilstaat Österreich darstellen werden. Der Polen- und Südslawenkönig muß auch der gekrönte König Böhmens werden.

Die austropolnische Staatsgründung wird sonach gerade den Deutschen Österreichs zum verderbenden Verhängnis werden, und es wäre unfaßbar, wie Zimmermann seine Polenpolitik nach dem Polendiktat mit der drolligen Entschuldigung rechtfertigen konnte, Deutschland müsse durch Los-trennung Galiziens und dessen Vereinigung mit Kongreßpolen die Stellung der Deutschen in Österreich als der einzigen Stützen des Bündnisses zu stärken suchen, wenn nicht eben Zimmermann in die Zeit und Reihe der Bethmann, Lichnowsky usw. gehörte, deren Rolle als Spielfiguren auf dem englischen Schachbrett Quessel in den Sozialistischen Monatsheften kürzlich so anschaulich geschildert hat. Doch wie Bethmann zu seiner Entlastung den Köhlerglauben hochberühmter deutscher Englandfahrer und Versöhnungsbankettisten anführen könnte, so darf auch Zimmermann auf höchst gelehrte Geschichtsforscher verweisen, die sich durch die polnisch-publizistische Mache einreden ließen, die Polen hätten vor allem den unwiderstehlichen Trieb sich der *westlichen Kultur* anzuschließen, und ihr innerstes Trachten sei nicht die mit polnischer Bevölkerung gemischten Landesteile Preußens sich anzugliedern, auf die sie vielmehr ehrlich und endgültig Verzicht geleistet hätten, sondern im Gegenteil die Schutzwehr Deutschlands gegen jede *Bedrohung vom Osten* zu bilden.

Und auch in dem gläubigen Vertrauen auf den Zauber der Verträge haben Zimmermann und Zimmermanns Nachfolger wissenschaftlich erlauchte Genossen. Man wähnt nämlich in der Tat, indem die austropolnische Staatsgründung mit Bündnisvertrag, Zollabkommen und Militärkonventionen verquickt wird, ihrer Gefährlichkeit, deren man allmählich innegeworden, Meister zu bleiben. Doch Verträge und Konventionen, die die Selbstherrlichkeit der Vertragschließenden unangetastet lassen müssen, haben offenbar lediglich die Kraft, die ihnen der sie erfüllende Vertragswille verleiht. Nun ergibt sich hier der sonderbare Fall, daß gerade durch den Vertragsschluß der eine vertragschließende Teil, Österreich-Ungarn, aus der Welt geschafft wird, und an seiner Stelle eine neue, völlig verschieden geartete geschichtliche Persönlichkeit auftritt: das von Polen außenpolitisch geführte polnisch-österreichisch-ungarische (bald wahrscheinlich polnisch-böhmisch-ungarisch-süd-slawisch-österreichische) Reich. Der den Vertrag vollziehen soll, ist sonach ein ganz anderer als der ihn eingegangen ist, und er kann nach seiner Nation, nach den geschichtlichen Voraussetzungen überhaupt, nicht den Willen haben ihn zu vollziehen. Allein die Richtung des österreichischen Polenreichs macht die zwischen Wien und Berlin ausgesprochenen Bündnisverträge, Konventionen, und was es sonst sein mag, notwendigerweise leider nicht bloß nichtig, sie verwandelt sie vielmehr in ebenso viele Anlässe zu Reibungen, Unstimmigkeiten, wilder Verhetzung. Wenn es jetzt im Krieg möglich war und ohne amtliche Abwehr zugelassen wurde, daß zur selben Zeit, als deutsches Blut zur Rettung Österreich-Ungarns in Strömen floß und die Deutschen im Reich sich den Riemen enger schnallten, um den durch ihre eigene Wirtschaft an den Abgrund der Not gedrängten Österreichern auszuhelfen, unter der Wiener Bevölkerung sich die Sage verbreitete und jetzt unaustilgbar festsetzt, man leide Mangel, weil Deutschland allzu tief aus den österreichischen Vorräten geschöpft habe, wenn, wie gesagt, diese geschickt verbreitete Verleumdung, die durchaus nicht von der Entente sondern von ganz woanders herkam, unter den leiblichen Brüdern, den deutschen Wienern, und bei dem frischen Eindruck rettender Waffenhilfe unwiderstehlich um sich greifen konnte, wie leicht mag es im Fall einer *innigern Gestaltung unserer Wirtschaftsbeziehungen* werden Polen und Tschechen, den Todfeinden der Deutschen, aber auch vielen wackeren Deutschösterreichern selbst, die Überzeugung beizubringen, daß jede wirtschaftliche Not, jede Geschäftsstockung, jede Teuerung, ja, jede Nichterfüllung eingebildeter Gewinnmöglichkeiten darin ihre Quelle hat, daß uns die gierigen Norddeutschen (selbstverständlich nach ihrer Art systematisch) ausplündern und ausbeuten, was eben der einzige Zweck der Verträge sei. Eine solche Gefühlsfolge der Abkommen, die im allgemeinen eine hohe Wahrscheinlichkeit ist, wird in besonderen Fällen zur zwingenden Notwendigkeit. Deutschland kann sich durch das vorgelagerte Polen vom großen östlichen Markt nicht absperren lassen, es muß sich demnach eine Mitkontrolle über die Verkehrswege sichern, und da es ja schließlich selber durch seine Kriegserfolge Polen geschaffen hat, besitzt es die Macht und das Recht dazu. Ein selbständiges, aber mit Österreich unverbundenes Kongreßpolen würde sich wohl die unerläßliche Verkürzung seiner Eisenbahnfreiheit gefallen lassen müssen, das mit Österreich verschmolzene Polenreich wird und kann das niemals. Im Gegenteil. Die Agitation gegen Deutschland wird gerade an diesem Punkt einsetzen, da sich hier am zwanglosesten

die Möglichkeit ergibt die Gesamtpolitik des Reichs sofort in die Linie der antideutschen Polenpolitik zu bringen. Denn die Souveränitätsverkürzung der Polen ist zugleich eine Souveränitätsschmälerung des Wiener Kabinetts, und nur als solche, als Eingriff und Übergriff, nicht als schuldiger Dankeszoll und unabweisliche Vertragserfüllung, wird die Befugnis wirken, die Deutschland ausüben muß, will es nicht durch die im Osten erfochtenen Siege seine wirtschaftliche Lage im Osten tödlich verschlechtern, will es sich nicht den Sperriegel selbst in den Weg gelegt haben.

Die Polen, soweit sie nicht auf die Entente bauen sondern den austropolnischen Umweg zur Wiedererwerbung Posens betreten, wissen wohl, daß eine Irredenta ihre eigentliche Gefahr weniger aus der Kraft der Unerlösten als aus der Macht der Erlöser schöpft. Und in der Tat: Wenn hinter den unerlösten Polen die ganze Slawenwelt des slawisierten Reichs helfend und fördernd steht, wenn nicht nur in Warschau sondern auch in Wien, Budapest, Prag und Agram jede Posener Verwaltungsaffäre sich zu Kundgebungen wandelt und alle diese Parlamente zugleich die ständige Kontrolle über die Preußenwirtschaft in der Ostmark führen, möchte diese selbst eine demokratische Musterwirtschaft werden: was will Deutschland gegen diese unaufhörliche Beunruhigung, gegen dieses alltägliche lärmende Hinausgezerrtwerden vor den Richterstuhl der in der Ententeschule erzogenen öffentlichen Meinung Europas unternehmen? Es wird mahnen, mit unverbindlich-nichtssagenden Ministerentschuldigungen sich zufrieden geben, genau so, wie es Österreich-Ungarn bei seinem *Bundesgenossen* in Rom tat, bis es zu spät war — bis es zu spät sein wird.

Hebt aber die austropolnische Lösung das Dasein des österreichischen Staates auf, setzt sie den Krieg der mitteleuropäischen Mächte als Wahrscheinlichkeit einer nahen Zukunft, so bleibt als einzige Lösung für die polnische Selbständigkeit, die vom Standpunkt Deutschlands und Österreichs aus möglich und erträglich wäre, nur ein gesondertes Kongreßpolen übrig. Freilich bliebe auch dann Polen dreigeteilt. Aber das Fortleben seines Einheitsdrangs würde nicht mehr die Deutschen Österreichs und des Reichs gegen einander hetzen. Und sollen sich denn die Deutschen, die doch selber in staatlicher Spaltung weiterleben müssen, um der Einheit eines andern Volkes willen zerfleischen? Ein polnischer Irredentismus mit dem schwachen Kongreßpolen als Stützpunkt und Deutschland und Österreich als Angriffspunkten bedeutet aber keine Gefahr. Übrigens würde nicht einmal die austropolnische Lösung von Österreich-Ungarn irredentistische Bedrängnisse fernhalten. Sie würde bloß an die Stelle der polnischen die ukrainische Irredenta setzen. Enthält der magyarisch-polnische Pakt doch auch den Gedanken die Kräfte Ungarns und des künftigen Polens zur Unterjochung und Entnationalisierung der Ukrainer in den ungarischen Waldkarpathen und in Ostgalizien zu vereinigen. Ein im Verband Österreichs verbleibendes Galizien wird hingegen die Daseinsrechte der Ukrainer achten müssen. Von der weitem Entwicklung der verbündeten Mittelmächte, von der Demokratisierung Deutschlands und der autonomistischen Umgestaltung Österreichs, wird auch das polnische Volk die möglichste Annäherung an seine Wünsche, einen Zustand erhoffen dürfen, bei dem es in der staatlichen Trennung der 3 Teile gleichwohl sein nationales Gemeinschaftsleben entfalten kann.



MAX COHEN · WAS SOLL DAS AKTIONSPROGRAMM?



KÜRZLICH trat zu aller Überraschung die auf Veranlassung des Würzburger sozialdemokratischen Parteitags vom Parteivorstand eingesetzte Kommission zur Ausarbeitung eines den veränderten Verhältnissen entsprechenden Aktionsprogramms für die Sozialdemokratie mit dem Ergebnis ihrer Arbeit an die Öffentlichkeit. Vom Parteivorstand ist dieser Entwurf dem Parteyausschuß, der Ende Mai in Berlin versammelt war, zur Besprechung vorgelegt worden. Zu seiner Annahme kam es aber auf dieser Tagung nicht. Der Parteyausschuß beschloß vielmehr die endgültige Stellungnahme bis zu seiner nächsten Zusammenkunft zu vertagen und meinte, das Aktionsprogramm müsse vorher von Presse und Organisationen ausgiebig besprochen werden. Mit dieser Zurückhaltung hat er zweifellos das Richtige getroffen. Denn das vorgelegte Aktionsprogramm ist nichts weniger als ein Programm für die Aktion; ein Bedürfnis es ohne weiteres anzunehmen wäre ganz unverständlich. Soll ein solches Programm politisch fruchtbare und klare Handlungen der Partei herbeiführen, so müßte es auf ganz anderen Grundlagen ruhen. Ich weiß nicht, ob die Kommissionsmitglieder, die für die jetzige Fassung des Aktionsprogramms verantwortlich sind, wirklich daran gedacht haben Grundsätze aufzustellen, die sofort gebrauchsfähig sein würden. Jedenfalls, um es von vornherein und deutlich zu sagen: Das ganze Aktionsprogramm schwebt allzusehr in der Luft. Es erinnert ein wenig an das bekannte Kochbuchrezept, in dem es heißt: Man nehme so und so viel Butter, Milch, Eier, Zucker, Mehl usw., ohne dabei zu verraten, woher und wie all die schönen Dinge zu beschaffen sind. In ganz ähnlicher Weise sagt das Aktionsprogramm auch, was nach Beendigung des Krieges zu tun ist, wie Rohstoffe und Waren zu verwenden sind, Produktion und Handel sich zu betätigen haben. Aber über die Art und Weise, wie Rohstoffe für die Produktion, Waren für den Handel herbeigeschafft und dauernd gesichert, wie die Grundlagen der Produktionstätigkeit nicht nur vorübergehend sondern auf lange Zukunft hinaus wiederhergestellt, verbessert und vermehrt werden sollen: darüber steht in dem Entwurf gar nichts. Und gerade das wäre das wichtigste gewesen in einer Zeit, in der ein Krieg von unerhörten Dimensionen nicht nur die deutsche Produktion (im weitesten Sinn genommen) zerstört hat sondern auch ihre Wiederherstellung aufs äußerste bedroht. Diese politisch und wirtschaftlich wichtigste Seite der Sache, die dringend verlangt, daß man sich vor allem klar darüber ist, unter welchen Hauptgesichtspunkten der Krieg zum Abschluß gebracht, und wie unser Verhältnis zu den einzelnen der gegenwärtig mehr oder minder feindlichen Mächte gestaltet werden muß (werden doch erst hierdurch die Voraussetzungen geschaffen, unter denen allein der Wiederbeginn und die Weiterentwicklung des Wirtschaftslebens in allen seinen vielfältigen Teilen verwirklicht und sichergestellt werden können), fehlt ganz und gar.

Ein wirklicher Ersatz oder auch nur eine Ergänzung des Erfurter Programms will das neue Aktionsprogramm von vornherein nicht sein. Das wäre ohne den theoretischen Teil auch absolut undenkbar. Was es aber sein sollte und auch sein könnte: ein Leitfadens, der nicht nur Gedanken über die nach dem

Krieg einzuschlagende Friedenspraxis enthält sondern zu allererst einiges über den Weg zum Frieden und darüber sagt, wie denn das deutsche Volk aus der ungeheuren Not dieser Zeit herausgeführt und seine Existenz auf absehbare Zeit gesichert werden soll, das ist es keineswegs geworden. Denn alles Weltpolitische, das heißt eine klare Darlegung der politischen Mittel und Wege, die uns allein zu diesem Ziel führen können, sucht man in dem neuen Programmentwurf vergebens. Das aber hätte sein erster und wichtigster Bestandteil sein müssen, denn ohne das fehlt jede feste Basis für alles andere von vornherein, und auf schwankender kann man weitgehende wirtschaftliche und politische Zielsetzungen ohnehin nicht aufbauen.

Vielleicht könnte man erwidern, daß für den Zweck der Grundlegung die immer noch zu Recht bestehende Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 vorhanden sei, die ja genügende Auskunft über den politisch innezuhaltenden Weg gebe. Das wäre aber nicht richtig. So zweckentsprechend es seinerzeit war offen auszusprechen, welchen Weg zum Frieden man zu beschreiten entschlossen ist: die allgemeine Fassung jener Resolution, die schon allerhand einander aufhebende Deutungen möglich machte, genügt heute, da die Entwicklung der Dinge inzwischen viel weiter gediehen ist, nicht mehr. Ein Kriegsaktionsprogramm der größten politischen Partei Deutschlands muß ganz eindeutig formulierte und klare außenpolitische und weltpolitische Forderungen enthalten, deren Durchsetzung als die Voraussetzung für den nachher beginnenden Wiederaufbau politischen und wirtschaftlichen Lebens zu gelten hat. Und da steht, man mag sich drehen, wie man immer will, die richtige, politisch bis zu Ende durchdachte, Lösung der Ostfragen, die unser Verhältnis zu Rußland auf Jahrzehnte festlegen wird, immer wieder an erster Stelle. Nicht um ihrer selbst willen haben die Ostfragen (obschon sie an sich wichtig genug sind) diese überragende Bedeutung, vielmehr, weil von der Art ihrer Lösung die weltpolitische Stellung und die weltwirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, das zukünftige Verhältnis der Nationen zu einander abhängt. Hier liegt die eigentliche und erste Lebensfrage für das deutsche Volk, an deren Beantwortung kein Aktionsprogramm einer politischen Partei vorübergehen kann. Die klare und bestimmte Formulierung der Kriegsziele ist für jede politische Partei, für jeden Staatsmann nachgerade eine unbedingte Notwendigkeit geworden. Im Mittelpunkt dieser Kriegsziele kann aber wahrhaftig heute nicht mehr die täglich immer mehr zusammenbrechende Randstaatenpolitik, die Pufferstaatenillusion der von Bethmann Hollweg eingeleiteten, von der Hertling-Kühlmann-Regierung weitergeführten Politik stehen. Denn die richtig verstandene Ostpolitik ist die Voraussetzung einer kontinentaleuropäischen Staatenzusammenfassung zu einem Wirtschaftsimperium (ergänzt durch ein zusammenhängendes Kolonialreich in Afrika, dessen Bedeutung für unsere Rohstoffversorgung freilich erst in späteren Jahren und Jahrzehnten zutage treten kann), das die wirtschaftliche Entwicklung unseres Landes auf festen und sichern Boden stellt. Für sich allein kann Deutschland wirkliche Weltpolitik nicht treiben. Das kann nur das von England losgelöste, mit dem Osten (Rußland und Japan) verbündete europäische Festland. Das *Mitteleuropa*, in dem manche die Panazee für uns sehen, ist in Wahrheit noch nicht einmal ein Kriegersatz für das, was Deutschland wirklich nottut. *Mitteleuropa*, das (siehe die innerösterreichischen Schwierigkeiten) auseinanderzufallen droht, bevor es noch geschaffen ist, ist kontinentale Rand-

staatenpolitik, verglichen mit der Weltstellung, die Deutschland haben kann und haben muß, wenn sich seine ausschlaggebenden Politiker und Parteien endlich dazu entschließen die sich aus dem schweren Gegensatz zum Angelsachsentum ergebenden Konsequenzen zu ziehen und den engen Anschluß an Rußland zu suchen, auf das uns alle Erfahrungen dieses Krieges immer wieder verweisen. Eine entschlossene Revision des Brester Friedens, dessen Revisionsbedürftigkeit ohnehin auf beiden Seiten anerkannt wurde, würde uns unsere Aktionsfreiheit zurückgeben und die Wege für diejenige Politik freimachen, die, wie das alle bisherigen Ereignisse im Nahen Osten sowohl wie im Fernen uns zeigen, die einzige ist, mit der man den wahren deutschen Lebensinteressen gerecht werden kann. Hierüber zu sprechen wäre, wie mich dünkt, vor allem die Aufgabe eines Aktionsprogramms gewesen, das, aus den Schwierigkeiten der Kriegszeit geboren, sein Hauptziel darin sehen mußte den Weg zu einem guten und dauernden Frieden zu weisen und den ungeheuren Schwierigkeiten der Nachkriegszeit wirksam zu begegnen.

Alle die Mittel, die wir brauchen, um eine unseren Zwecken und Kräften entsprechende innere und äußere Wirtschaftspolitik zu treiben, können wir nur dann erhalten, wenn wir eine immer umfassendere Produktionspolitik verfolgen, das heißt wenn wir unsere ganze Kraft darauf richten die Dinge aus dem Weg zu räumen, die einer immer ergiebiger zu gestaltenden Produktion irgendwie hinderlich sind. Mit einer bloßen Konsumentenpolitik geht das nicht mehr. Mancherlei Äußerungen auf dem letzten Würzburger Parteitag (siehe auch die Rede Scheidemanns) deuteten darauf hin, daß man den Produzentenstandpunkt, wie er seit langen Jahren immer wieder und wieder in den Sozialistischen Monatsheften vertreten wurde, endlich zu begreifen sich anschickt. Von diesem Geist aber scheint nichts in das Aktionsprogramm hinübergegangen zu sein. Sonst hätte man sicherlich nicht nur ein besonderes Kapitel zum Schutz der Produktion (und namentlich auch der agrarischen), den Schutz der alle Werte schaffenden Arbeit überhaupt, ausgearbeitet sondern auch die Handelspolitik völlig anders behandelt. Daß gerade diese Teile des Aktionsprogramms einer gründlichen Durcharbeit bedürfen, hat die Chemnitzer Volksstimme in mehreren Artikeln (unter anderm an dem Beispiel der Textilindustrie) gezeigt. Daß mit einer grundsätzlichen Stellung gegen Zölle und für den Freihandel, wie wir sie in der Vorkriegszeit so lange eingenommen haben, weder eine gute Handelspolitik noch eine auf die allseitige Hebung der heimischen Produktion gerichtete Wirtschaftspolitik vereinbar ist, sollten heute doch auch die traditionstreuesten Radikalen eingesehen haben. Ohne ein gut durchdachtes Zollsystem wird Deutschland nach dem Krieg weniger als je auskommen können, und auch wir Sozialdemokraten werden uns dazu verstehen müssen für Zölle einzutreten, die, unter weitgehender Differenzierung, allen Produktionsgebieten höchste Schaffungsmöglichkeit gewährleisten. Wir müssen für die Folge alle Maßnahmen positiv unterstützen, die geeignet sind eine weitgehende Rationalisierung und Intensivierung der Gesamtproduktion herbeizuführen; und wenn dabei für manche Positionen des Handelsvertrags Zollfestsetzungen nötig sind, die äußerlich preisverteuernd wirken, so muß das in den Kauf genommen werden, wenn nur ein Vorteil zugunsten des ganzen schaffenden Volkes dabei herauskommt. Auch Tarifverträge (die sorgfältig ausgebaut werden müssen und für die Folge als grundlegende Norm für das

Arbeitsverhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern zu gelten haben) erhöhen an sich den Preis des Produkts. Sie wirken eben in der Innenwirtschaft in ähnlicher Weise zum Schutz der Arbeit, wie das ein Handelsvertrag, mitsamt seinen Zollsätzen, in der Außenwirtschaft zu tun vermag. Dabei werden es die Gewerkschaften übrigens nicht vermeiden können die Frage des Taylorsystems erneut zur Diskussion zu stellen. Es ist selbstverständlich, daß dessen Aubeutungstendenzen ausgemerzt werden müssen. Daß man es aber, wie bisher, im ganzen ablehnen darf, obgleich es doch in erster Linie produktionsfördernde Wirkung hat, die noch sehr verbessert werden kann, werden auch die Gewerkschaften, die sich heute mehr denn je als Organe des Wirtschaftslebens fühlen, sicherlich nicht mehr ohne weiteres behaupten wollen.

Die Ausführungen des Aktionsprogramms zur Übergangswirtschaft und die damit zusammenhängenden staatssozialistischen Bemerkungen bedürfen ebenfalls der Ergänzung. Gegen den Staatssozialismus im Prinzip soll hier ganz gewiß nichts eingewendet werden. Aber er darf von der deutschen Sozialdemokratie nicht schematisch vertreten und automatisch angewendet werden. Überlassen wir das den Erfindern des famosen *Kriegssozialismus*, die den Sozialismus nur im Organisatorischen sehen und ihn dadurch entseelen. Alle unsere in der Richtung der Sozialisierung gehenden Forderungen und Maßnahmen müssen unter sorgfältiger Beachtung der inneren Triebkräfte der Produktion aufgestellt werden. Durch bloßes Dekretieren läßt sich ein wirtschaftliches System weder grundlegend ändern noch schaffen. Es kommt vielmehr darauf an, und das ist gar nicht so leicht, das persönliche Können und die Initiative der einzelnen mit den Erfordernissen der Gesamtheit schöpferisch zu vereinigen und dadurch eine Zusammenfassung aller Kräfte und deren ergiebigste Ausnutzung zu ermöglichen. Das gilt insbesondere auch von unserer Seeschifffahrt, die zwar kräftigster Förderung durch das Reich und, vor allem in der Übergangszeit, auch sachgemäßer staatlicher Aufsicht bedarf, die aber nicht durch überflüssige bürokratische Bevormundung eingeengt werden soll. Gerade die deutsche Seeschifffahrt wird nach dem Friedensschluß eines der wichtigsten Instrumente zum Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft sein und mit der beste Führer zur Weltwirtschaft. Wie oben angedeutet, ist nichts törichter als die von manchen übereifrigen Umlernern gehegte Vorstellung, als ob das sagenhafte Mitteleuropa einen Ersatz für weltwirtschaftliche Betätigung bilden könnte. Der kontinentaleuropäische (nicht mitteleuropäische) Zusammenschluß, den wir als Kriegsziel erstreben müssen, soll vielmehr die Grundlage zu einer starken Stellung auch auf dem Weltmarkt geben. Dem Welthandel wird bei der Rohstoffbeschaffung nach dem Krieg, eine vernünftige politische Orientierung Deutschlands vorausgesetzt, die allergrößte Bedeutung zukommen. Man kann die für eine gesteigerte Produktion unentbehrliche individuelle Leistung der Leitenden wie der Arbeiter ebensowenig durch bloße Organisation ersetzen wie die freie auf Selbstverantwortung beruhende Eigenschöpfung des Volkes (die sich am besten in einem richtig angewendeten parlamentarischen System verkörpert) durch ein auf bloßer Bürokratenherrschaft beruhendes System. Sehr verbesserungsfähig sind die Sätze des Aktionsprogramms, die sich auf die Entwicklungstendenzen der kommenden Wirtschaft beziehen und Maßnahmen gegen monopolistische Wirtschaftsgebiete fordern. Sich hier ein-

fach damit zu begnügen eine vom Parlament kontrollierte staatliche Oberaufsicht zu verlangen, soweit die privatwirtschaftliche Entwicklung bereits zu Monopolen geführt hat, ist denn doch etwas gar zu bequem. Es wird darüber zerbricht, ob nicht eine gewisse positiv schöpferische Mitarbeit zur Gestaltung der Monopole notwendig ist. Hier müssen Formen gefunden werden, die, wie bereits gesagt, privatwirtschaftliche und staatliche Leistungsfähigkeit in entsprechender Mischung vereinigen; und es könnte dabei außerdem noch (wenn auch nur nebenbei) ein finanzpolitisch begrüßenswertes Ergebnis erzielt werden.

Es ist nicht die Absicht gewesen in diesem Aufsatz alle Punkte des neu vorgeschlagenen Aktionsprogramms kritisch zu besprechen. Es sollte vielmehr an einigen Beispielen gezeigt werden, daß die eigentliche programmatische Arbeit erst noch bevorsteht, und vor allem, daß ohne Herstellung eines festen weltpolitischen Unterbaus alle anderen Wünsche mehr oder minder Ideologie bleiben müssen. Wer bestimmte Forderungen erhebt, darf sich nicht scheuen den Weg anzugeben, auf dem sie verwirklicht werden können. Er hat vielmehr die Verpflichtung es zu tun. Und heute lautet nach wie vor bei allem, was man politisch will und tut, die Hauptfrage: Durch welche Politik kann das deutsche Volk seine Zukunft (und die Zukunft des europäischen Festlands) am besten und dauernd sichern? Diese Vorfrage muß jeder beantworten, ehe er für die Zeit nach dem Krieg irgendwelche Postulate aufstellt.

MAX SCHIPPEL · HALBHEIT ODER GANZE KOLONIALPOLITIK?

NICHT wenige Parteigenossen sind durch das große Umlernen, nach allem früher Versäumten, in den peinlichsten Seelenzweispalt versetzt worden. Mancher der innerlich Erschüttertesten sucht über ihn freilich nach außen hin durch um so selbstsichereres Auftreten hinwegzutäuschen: womöglich gar noch unter allerhand offenen und versteckten Ausfällen gegen den, dereinst so wacker totgeschlagenen, so geschäftig totgesagten und nun so lebendig überall im hellsten Tagessonnenschein umgehenden Revisionismus, der mit Unrecht von einer Bestätigung seiner vieljährigen Parteikritik und von der Folgerichtigkeit seiner jahrelangen politischen Haltung zu sprechen wage. Man fühlt und weiß in diesen neuorientierten Parteikreisen, daß man über die umwälzenden Eindrücke dieses Weltkriegs nicht wieder mit ein paar antikapitalistischen Sprüchlein der tröstlichen Erbauung und der anfeuernden Kampfansage hinwegkommt. Jedoch den geraden Weg zu den sich aufdrängenden neuen Erkenntnissen und Forderungen sucht man vorsichtig zu vermeiden, weil man vor ihm ehemals allzu häufig als reformistischem Irrgang gewarnt hat. Um so willkommener sind die Umgehungen und Nebenpfade, die praktisch-politisch ungefähr zu dem gleichen Standpunkt führen, ohne daß man die Bekehrung und Kapitulation allzu auffällig merken zu lassen braucht.

In der Kolonialpolitik hat diese Halbheit und schließlich doch auch Unaufrichtigkeit einen sehr bequemen Schleichweg zwischen alter Befehdung und

junger Zustimmung zu entdecken verstanden. Man beruft sich auf das in der Partei allseitig unbestrittene Kriegsziel: Keine Annexionen! Man beweist, daß diese durchschlagende Grundregel ihre zwei Seiten habe. Sie erheische: nicht nur nichts zu gewinnen und zu nehmen sondern auch nichts zu opfern und zu verlieren, und wegen dieser zweiten Seite sei die Preisgabe deutscher Kolonien einfach nicht diskutabel. Dementsprechend gebiete also schon die *alte bewährte Konsequenz*: über die deutschen überseeischen Reichsteile, ihren territorialen Bestand und ihre Höherentwicklung, so gut wie daheim auf dem Kontinent über Ostpreußen oder die Reichslande, den schirmenden Schild zu halten. Den alten Streit über die seinerzeitige Zweckmäßigkeit unseres und irgendwelchen Kolonialerwerbs könne man ruhen und ganz außer acht lassen. Einfach weil wir nun einmal die Kolonien haben, sei ihr Weiterbesitz, mit allen daraus erwachsenden Besitzpflichten, eine Selbstverständlichkeit.

Das brüchige und lockere Gefüge dieser künstlich gezwungenen Gedankenverbindung ist, sollte man meinen, vor niemandem zu verbergen. Gewiß läßt sich auf diese bequeme Weise vor einer lediglich zu überrumpelnden und zu übertölpelnden Parteimeinung der nicht länger zu verweigernde Anschluß an eine positive Kolonialpolitik im Augenblick ganz leidlich plausibel machen. Aber das in letzter Linie zu Beweisende (und vormals Bestrittene): ob Kolonien überhaupt des Erwerbs und Besitzes wert sind, wird hier eigentlich von vornherein vorausgesetzt; es wird der Diskussion heimlich entzogen, aber es ist damit doch noch lange nicht erwiesen. Und ein Übel und einen Schaden loszuwerden ist (bloße Empfindlichkeiten eines überspannten staatlichen Ehrgefühls als irreleitend und verwerflich beiseite gelassen) in Wirklichkeit gar keine Einbuße sondern lediglich ein Vorteil. Wer, wie manche bürgerlich oder sozialistisch radikalen Kolonialgegner beim Sansibarvertrag, nur bedauerte, daß England den deutschen Steuerzahlern und Arbeitern nicht gleich den noch viel größern Gefallen tat den ganzen afrikanischen Mühlstein von ihrem Hals abzunehmen, wer sich nichts Schlimmeres denken konnte als den unheilbringenden schwarzen Erdteil in seiner vollsten Ausdehnung geschenkt zu erhalten, wer in jeder Kolonie eine Verschleuderung des heimischen Volkswohlstands und eine *Vernichtung der überseeischen Produktivkräfte* erblickte, der versteckt hinter der heutigen noch so kräftigen Betonung des Nichtsverlierendürfens von Land und Leuten offenbar nur den innern grundsätzlichen Umschlag von einer negativen zu einer positiven Kolonialpolitik. Warum dann aber die täuschende Verhüllung und Umgehung und nicht das unumwundene Bekenntnis? Bloß weil man nicht einräumen mag, daß man die dereinstige prinzipielle Verurteilung der *reformistischen Liebäugelei* mit Welt- und Kolonialpolitik (bis hinauf zum Gerhard Hildebrandschen Kampf gegen das deutschfeindliche *Länderverteilungssyndikat* und *Kolonialmonopol*) nicht länger zu vertreten vermag?

Die Leipziger Volkszeitung belehrte uns in ihren *revolutionärsten* Kundgebungen stets und ständig, »welch ein enormes Mittel der Volksausplünderung« die Kolonialpolitik sei:

»Milliarden werden dem arbeitenden Volke von seinem kargen Anteil am eignen Arbeitsprodukt durch Steuern abgepreßt und in den Rachen des Kolonialmilitarismus hineingesteckt. Aber in diesem Wahnsinn liegt Methode. Denn die dem Kolonialmoloch geopfertn Milliarden sind nicht im Sande zerronnen sondern in den Taschen der Bourgeoisie geblieben, die die Koloniallieferungen in den Händen hat.

Und indem sich der Staat durch die Kolonialkriege in Schulden stürzt, fließen dem Finanzkapital Millionen von Zinsen zu. Das sagt die Denkschrift freilich nicht, aber das werden wir mit ihren Ziffern in der Hand den Massen sagen.«¹⁾ Bei andern Anlaß wurde diese maßgebende Auffassung noch eindeutiger auf die unbestreitbaren Pflichten des Proletariats zugespitzt:

»Die deutschen Kolonien sind an sich von geringem Wert, sie sind zu Versorgungsstellen für ein paar Tausend Beamte geworden und zur Quelle hohen Profits für eine winzige Zahl von Kapitalisten, aber wenn es gelingen würde auch nur im geringsten das klare, stolze Klassenbewußtsein der deutschen Proletarier zu verwirren, sie auf dem Umwege über die Kolonialpolitik mit nationalem Geiste zu erfüllen, es wäre ein unschätzbare Gewinn für das Bürgertum. Das ist der soziale Inhalt aller jener Phrasen von der nationalen Bedeutung der Kolonien. . . Aus allen diesen Gründen muß die sozialdemokratische Arbeiterschaft mit aller Energie der deutschen Kolonialpolitik prinzipiellen Widerstand leisten und unermüdlich darüber wachen, daß nicht auf irgendeinem Wege die Propaganda kolonialfreundlicher Ideen im deutschen Proletariat Wurzel fassen kann.«²⁾

Und noch ein andermal rief man mit verwegendem Wortgeschmetter den Geist der Sozialpolitik gegen die für ihn tödliche Gefahr auf der Kolonialbetätigung auch nur den kleinsten Finger entgegenzustrecken. Das war zur Zeit, da Bethmann Hollweg, zunächst zum Ersatz des Grafen Posadowsky, in die Reichsregierung einzog:

»Die Kreise des Industriekapitals, die einst den Grundstock des Liberalismus bildeten, sie sind längst politisch zur Reaktion abgeschwenkt, wie sie wirtschaftlich zum Hochschutzzoll abgeschwenkt sind. Sie sind daher mit der Besetzung Posadowskys gerade deshalb einverstanden, weil sie in ihr ein Unterpfand auch für die sozialpolitische Reaktion erblicken. Sie haben die Hottentottenwahlen mit wirklichem Zielbewußtsein mitgemacht. Sie wußten, daß die Kolonialpolitik ihnen beides bringen wird, ungemessene Profite durch Staatliche Leistungen und Einschränkung der Unkosten für Arbeiterfürsorge. . . Die Arbeiterklasse kann den Wandel nur begrüßen. Er schafft Klarheit und bestätigt nur, was sie sich selber schon gesagt hat. Mit den letzten Wahlen ist nicht nur die kapitalistische Kolonialpolitik auf die Tagesordnung gesetzt worden sondern auch ihre wirtschaftliche Konsequenz: die Schutzzölle. Eins gibt das andere. . . Was soll da noch Sozialpolitik? Die Teuerung ist jetzt Sozialpolitik! Die Verteuerung aller Lebensmittel, wie wir sie seit Monaten schon haben. In diesem Zeichen: Volldampf vorauf! Der Gegner hat die Maske abgenommen. Jetzt heißt: Die Sturmriemen unters Kinn! Der Kampf geht los!«³⁾

Wenn, wie man uns gleichzeitig regelmäßig versicherte, die Kolonialpolitik nur ein Mittel war und blieb dem Kapitalismus das Leben zu verlängern oder um die große Entscheidung »Hie Kapitalismus, hie Sozialismus!« zu verzögern, warum sollten wir als revolutionäre Sozialisten uns der Verkürzung und Beschleunigung, durch wirksamste und strengste Kolonialnegation, widersetzen? Müßte es für uns am Ende nicht folgerichtig heißen: je verneinender, desto endzielfördernder?

Jedenfalls, bei Wahrung der geschilderten Allgemeinanschauung läßt sich unmöglich das bloße Nichtannexionsprinzip als Sprungbrett zu einem plötzlichen mannhaften Eintreten, mit dem Sturmriemen unter dem Denkerkinn, für den deutschen Kolonialbesitzstand benutzen. Es sind bereits vorher Bekehrte, die hier predigen. Nur versagt ihnen der Mut, wenn sie das, was wirklich ist und in letzter Linie hierbei entscheidet, klar und aufrichtig aussprechen sollen.

¹⁾ Siehe den Leitartikel der Leipziger Volkszeitung vom 30. März 1911: Eine Regierungsdenkschrift gegen die Kolonialpolitik.

²⁾ Siehe den Leitartikel der Leipziger Volkszeitung vom 27. April 1909: 25 Jahre deutsche Kolonialpolitik.

³⁾ Siehe den Leitartikel der Leipziger Volkszeitung vom 15. Juni 1907: Die Sturmriemen unters Kinn!



NOCH in einer andern, vielleicht weniger hinfälligen, aber ebenfalls vollkommen unzulänglichen, heute jedoch sehr in Aufnahme kommenden Darlegung spricht sich die im Grunde ganz opportunistische, wenig grundsätzliche Herleitung der Kolonialbejahung aus den außerordentlichen und schließlich geschichtlich ganz kurzlebigen Kriegsgeschehnissen aus. Droht die Entente, gestützt auf ihre, bei Vereinigung aller Kräfte kolonialmonopolistische Wirtschaftsstellung, Deutschland von vielen der wichtigsten Rohstoffbezüge abzusperrern, so muß Deutschland diese Rohstoffe selber produzieren, und dazu braucht es seine territorial unverstümmelten Kolonien als Lieferquellen. Konnte man früher, als die *offene Tür* andere Auswege der Not genügend darbot, mit Fug und Recht sich den Kolonialgegnern zugesellen oder gar die unerbittlichste Führung der Kolonialgegnerschaft übernehmen, so sei nunmehr die Sachlage unvergleichbar verschoben und erfordere, immer *folgerichtig*, genau das entgegengesetzte Verhalten. Schließen andere Staaten sich mit ihren Kolonien selbstgenügend und außenseiterfeindlich zusammen, so suchen wir durch umsichtig vorbereitetes und weitergepflegtes Engerverwachsen mit unseren Kolonien gleichfalls die Selbstversorgung zu erreichen.

Der Umschlag (mitunter schon mehr ein toller Purzelbaum) von der alten prinzipiellen Kolonialgegnerschaft bis zu diesem Glauben an das schroffste aller denkbaren Kolonialsysteme (denn Kolonialpolitik läßt sich unter sehr verschieden abgestuften Handelsbeziehungen zwischen Weltmarkt, Mutterland und Pflanzstaaten treiben und wurde bisher, seit dem Zusammenbruch des alten, jetzt mit manchen Abweichungen von neuem auflebenden Merkantilsystems nirgends ausschließlich oder überwiegend nach den oben als selbstverständlich vorausgesetzten nationalistisch-imperialistischen Kampffideen getrieben) ist vollends ganz verblüffend und darum in seiner Überzeugungskraft von vornherein etwas verdächtig. Es läge nahe abermals an die ehemalige Mißachtung und Leugnung des hier berührten Problems zu erinnern, als, lange zurück in Friedensjahren, das Werden und Wachsen dieser besonders kolonialpolitischen Strömung sich bereits bestimmter und programmatisch selbstbewußter abzeichnete, die man heute mehr und mehr schlechtweg Imperialismus nennt. Und eigentlich, wenn gar nichts anderes für den jüngsten parteigenössischen Positivismus maßgebend wäre, so könnte dieser Verlust eines lange gehüteten Freiwelthandelsharmonieglaubens für uns Deutsche der Gegenwart kaum in etwas anderm als in hoffnungslosestem Kolonialnihilismus enden.

Denn wenn die Verhältnisse auf dem Rohstoffmarkt beim Kriegsabschluß so einfach und in ihrer Einfachheit so verzweifelt lägen wie man nunmehr plötzlich zu behaupten liebt, dann hilft uns diese, als bloße Verlegenheitsausflucht eingeschmuggelte Kolonialbefürwortung noch nicht über einen Berliner Kreuzberg hinüber, geschweige denn über ganze vorgelagerte Gebirgszüge von Schwierigkeiten. Für diese Kolonialpolitik der Wirtschaftskriegszeit handelt es sich um die allernächsten Jahre. Ist innerhalb eines so kurzen Zeitraums, den überlieferten deutschen Kolonialbesitzstand zur Grundlage genommen, auch nur ganz nebelhaft unbestimmt von einer derartigen Entfaltung der deutschen Kolonialproduktion zu träumen, daß unsere Abhängigkeit vom Weltmarkt, vom Bezug der unentbehrlichsten Kolonial-

erzeugnisse aus nichtdeutscher Hand, dadurch überhaupt wesentlich abgeändert, geschweige denn vollständig umgewälzt werden könnte? Umgestaltungen von solcher Tragweite sind unter allen, selbst den günstigsten Umständen erst das Ergebnis von Jahrzehnten und Menschenaltern, und unsere mit einemmal so hitzigen Kämpfer für Autarkie und Wirtschaftsunabhängigkeit hätten sich lieber in größerer Ruhe früher melden sollen, um die deutschen Aussichten nach dieser Richtung günstiger mitgestalten zu helfen. Die aus weitesten sozialdemokratischen und anderen Parteikreisen jahrelang versäumte politische Mitarbeit, die zweifellos den Aufschwung deutschen kolonialen Lebens schwer niedergedrückt und tief zurückgehalten hat, ist nicht im Handumdrehen durch um so freigiebigere Übertreibungen des Neulingstums zu ersetzen. Und es ist noch ein wahres unverdientes Glück, daß die Dinge sowohl nach der Seite der Ententeabsperrungsfähigkeit wie nach der Seite des Bezugs vom indifferenten Weltmarkt und aus neutraler Hand, bei entsprechend gewählten und durchgesetzten Kriegszielen, die neue Fehler vermeiden, alte wiedergutmachen und so einen günstigen Kriegsausgang gewährleisten, gar nicht so hoffnungslos liegen, wie man dies nach den abnormen Kriegserfahrungen annehmen möchte.

Rasche und hinreichende Steigerung der deutschüberseeischen Lieferfähigkeit ist vorläufig nicht ohne beträchtliche Erweiterung des deutschen Kolonialbesitzes denkbar: gegen diese verwahrt man sich durch die selber verkündete Ausdehnung des Nichtannexionsprinzips auch auf den Kolonialbesitz. Im übrigen würde Verträgen über die Nichtdifferenzierung zum mindesten bestimmter Ausfuhren und Handels- und Schifffahrtsbeziehungen (allein schon mit Staaten wie dem kolonialreichen Holland, oder mit Ländern wie Argentinien und selbst wie Mexico) für die kritischen Übergangsjahre eine größere Bedeutung zuzuerkennen sein als dem bloßen Protest gegen deutsche Kolonialeinbußen. Dazu kämen die denkbaren und erreichbaren Sicherungen gegen die Willkür der feindlichen Staaten selber: zunächst wohl das Hauptstrebeziel bei der Abwehr der hier vorausgesetzten Ententepläne. Es ist natürlich kein Verlassen des hier in den Sozialistischen Monatsheften seit jeher verfochtenen kolonialfreundlichen Standpunkts, wenn wir gegenüber den Einseitigkeiten eines noch sehr unabgeklärten ersten Kolonialenthusiasms heute um so geflissentlicher unterstreichen: daß für Deutschland (immer: neben der für uns längst selbstverständlichen eigenen Kolonialbetätigung) vorläufig diese Regelung und Mitgestaltung der internationalen kolonialhandelspolitischen Gesamtlage nach wie vor im Vordergrund bleiben muß. Vorläufig gehört zu unserer Rohstoffpolitik vor allem auch der Kampf für die so weit wie möglich offene Tür; und starke Interessenströmungen nicht nur in den Ländern außerhalb der Entente, auch nicht nur in den durch Zufall und vergänglichen Zwang an die Entente geketteten Staaten, sondern innerhalb des feindlichen Ringes selber warten hier nur auf eine zielklare und entschlossene deutsche Politik, um die heraufbeschworenen schreckgespenstigen Möglichkeiten praktisch genügend weit von ihrer tatsächlichen Erfüllung fernzuhalten.

Auch die Kolonialfrage mit allem Drum und Dran ist, ganz ähnlich wie die europäisch-großstaatliche Machtkonstellation selber, keineswegs mit der Abgrenzung des bloßen territorialen Besitzstands oder gar nur in dem Schutz des alten Status quo erschöpft.

FINDLICH wäre das eine stets zu wiederholen: Selbst die höchstentfaltete koloniale Selbstgenügsamkeit wäre nicht imstande gewesen unsern heutigen Rohstoffmangel auch nur um eine Schiffsladung zu mildern, wenn wir das internationale Flottenmachtverhältnis als das gleiche wie bisher voraussetzen müßten; immer natürlich für den Fall eines deutsch-englischen Konflikts, der stets als die einzige Drehachse aller solcher Betrachtungen zu unterstellen wäre.

Kolonieen, denen jederzeit wie ein Damoklesschwert die Abschneidung des Seewegs zum Mutterland und ein überlegener Angriff von der See her droht, versagen nicht nur, soweit es sich um Rohstoff-, Lebens- und Genußmittellieferungen handelt, im Ernstfall vollständig: gleichviel wieweit sich ihre Eigenproduktion innerlich schon gefestigt und gesteigert hat. Kolonieen ohne Flottenschutz und Offenhaltung der Seewege sind sogar schon in Friedenszeiten ein Druckmittel im Spiel des flottenübermächtigen Gegners, der mit dem Hinweis auf ihre leichte Erbeutung Bundesgenossen zu werben und den Mutterstaat bei jeder Gelegenheit einzuschüchtern und gefügig zu halten vermag. Aber um diese grundlegende kolonialpolitische Machtfrage, die über den Territorialfragen steht, gehen die meisten der jüngeren sozialdemokratischen Kolonialfreunde noch immer ängstlich herum.

Glaubt man mit solchen Halbheiten auf die Dauer auskommen zu können? Und wenn jetzt die Zeit der offenen, unumwundenen Stellungnahme noch nicht da ist, wann soll sie überhaupt jemals gegeben sein?

LUDWIG QUESSEL · DIE KENNTNIS DES OSTENS

JEDER, der sich mit der politischen Literatur Frankreichs vertraut zu machen gesucht hat, wird dabei auf viele gediegene Schriften gestoßen sein, die sich mit der Politik und Wirtschaft fremder Völker beschäftigen, und die ihre Entstehung Stiftungen verdanken, deren Verwaltungen an Autoren, die über ein bestimmtes Land eine wertvolle und sachkundige Arbeit zu liefern vermögen, Preise auszahlen in der Lage sind. Da die Verleihung der Preise von Männern besorgt wird, die zu den besten Kennern der betreffenden Länder zählen, so besteht eine gewisse Garantie dafür, daß die mit einem Preis ausgezeichneten Werke sich tatsächlich über die anderen Leistungen auf dem selben Gebiet erheben. Dabei handelt es sich jedoch nicht um dickleibige Werke sondern um Bücher von mäßigem Umfang, die gleichwohl in der Regel den ganzen Komplex der wirtschaftlichen und politischen Fragen eines Landes behandeln. Diesen Stiftungen ist es wohl zu danken, daß die politisch-ökonomische Literatur Frankreichs über jedes größere Land eine Reihe wertvoller Arbeiten aufweist, wie sie bei uns schwerlich zu finden sind, weil in Deutschland ein Autor, der sich jahrelang durch eifrige Studien bemüht hat in die Politik und Wirtschaft eines fremden Landes einzudringen, kaum darauf rechnen kann Anerkennung und Nutzen aus seiner Arbeit zu ziehen.

Über keinen andern Teil der Erde wäre nun in Deutschland vor dem Krieg eine sachkundige Aufklärung notwendiger gewesen als über Rußland. Der Osten und seine Völker bilden kulturell, wirtschaftlich und politisch gegenüber

dem Westen so sehr eine Welt für sich, daß zu ihrem Verständnis das Wissen, das uns die einzelnen Wissenszweige, wie Geschichte, Geographie und Völkerkunde, vermitteln, nicht ausreicht. Um das Leben des Ostens in seiner Totalität und Vielgestaltigkeit zu erfassen, um Wert und Kraft seiner geistigen und politischen Ober- und Unterströmungen richtig einzuschätzen, dazu ist eben noch ein anderes als Fachwissen notwendig: nämlich das Miterleben alles dessen, was das Dasein der östlichen Menschen erfüllt. Aber gerade daran mangelt es in Deutschland. Als Kenner des Ostens werden bei uns zumeist die Balten angesehen, die, als russische Staatsangehörige geboren, sich nicht aus innerer Neigung sondern unter dem Zwang der Verhältnisse mit dem Osten, und natürlich auf ihre Weise, beschäftigten. Seinem Wesen und seiner Kultur innerlich fremd und zumeist feindlich gegenüberstehend, arbeiten sie trotz ihren mannigfachen Kenntnissen von den östlichen Zuständen doch mehr an der Entfernung des Deutschtums von Rußland als an der Annäherung. In allem, worin sich der Osten vom Westen unterscheidet, vermögen sie nur Unkultur und Barbarei zu sehen. Pochend auf ihre Vertrautheit mit dem Osten, die zumeist rein physischer Natur ist und sich oft nur auf die äußere Kenntnis von Land und Leuten beschränkt, lieben sie es jeden von oben herab abzutun, der in ihr Verdammungsgeschrei über die östliche Barbarei und die asiatischen Instinkte des Russentums nicht mit einstimmen kann, da ja diesen Leuten nicht einmal bewußt wird, daß das hervorstechendste Kennzeichen des Asiaten nicht Gewalttätigkeit sondern umgekehrt Friedfertigkeit ist, und daß gerade der Mittel- und Westeuropäer wohl am wenigsten Ursache hat sich über die gewalttätigen Instinkte der Asiaten zu entrüsten, er, der so sehr dazu neigt die Gewalt als die Schöpferin neuen Rechts zu preisen, die dies in der Tat auch in West- und Mitteleuropa in viel höherem Maß gewesen ist als in Asien.

Angesichts dieser Sachlage gewinnt die letztwillige Verfügung des Genossen Arthur Schulz, laut der der größte Teil seines Vermögens zur Errichtung eines Instituts für Kunde Rußlands Verwendung finden soll¹⁾, eine ganz besonders hohe Bedeutung. Sowohl die Begründung, die Schulz seiner letztwilligen Verfügung gibt, wie auch sein Plan für den Aufbau des Instituts, legen Zeugnis dafür ab, wie tief und ernst er die Notwendigkeit empfand noch über sein Grab hinaus für einen engen Anschluß Deutschlands an den Osten zu wirken. Er, der den Russeneinfall in Ostpreußen miterlebt hatte, ließ sich durch all das Schreckliche, das solche Ereignisse mit sich bringen müssen, in seiner Auffassung über die fast asiatische Friedfertigkeit des russischen Nationalcharakters nicht irremachen. Die über 150 Millionen zählenden Massen des Ostens, die das politische Denken unserer baltischen Russenkenner rettungslos aus dem Gleichgewicht bringen, schreckten ihn nicht, weil er nicht nur die russischen Massen sah sondern auch den Geist, der sie beseelt. Schulz, der noch als reifer Mann die russische Sprache erlernt hatte, war eben dem Russentum nicht nur äußerlich sondern auch seelisch näher gekommen. Er beschäftigte sich mit den russischen Kriegsgefangenen, die auf seinem Gut in der Memelniederung arbeiteten, sprach mit ihnen über Erlebnisse und über russische Dichtung, las Briefe, die sie an ihre Angehörigen in der Heimat schrieben oder von ihnen erhielten, und gewann so einen tiefen Einblick in ihr Gemütsleben, das ihn in hohem Grad anzog. Er lernte

¹⁾ Siehe darüber auch die Rundschau Sozialwissenschaften, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 568 f.

die russische Geistigkeit kennen, und natürlich nicht nur in ihren Vorzügen sondern auch in ihren Schwächen, und, obwohl von einer oberflächlichen Verkennung der tiefen Wesensverschiedenheit deutschen und russischen Fühlens und Denkens weit entfernt, sah er doch im Osten alle Vorbedingungen für eine Verständigung mit Deutschland erfüllt, während er eine deutsch-englische Annäherung, die Deutschlands Zukunft sicher stellt, als für uns unerreichbar erkannte.

Wie Schulz die Tendenz des Friedens von Brest Litowsk, hätte er ihn noch erlebt, beurteilt hätte, kann für den, der sein Verhältnis zu Rußland kennt, nicht zweifelhaft sein. Von Deutschland durch einen Wall von Randstaaten getrennt, muß Rußland naturgemäß in Abhängigkeit vom Angelsachsentum geraten, mit dem es in Asien in engster territorialer Fühlung steht. Wie nach dem Urteil scharfsinniger russischer Historiker Rußland vor Peter dem Großen eine englische Kolonie ähnlich wie Indien war, also keine Siedelungs-, wohl aber eine Herrschaftskolonie der Angelsachsen, so wird zurzeit die Gefahr immer größer, daß die russische Sowjetrepublik und die ukrainische Volksrepublik mehr und mehr unter den außenpolitischen Einfluß des Angelsachsentums, das heißt in ein Protektoratsverhältnis zu ihm geraten. Bei dem starken Einfluß, den enge außenpolitische Beziehungen auf den Handelsverkehr ausüben, wäre ein Rückgang des deutsch-russischen Warenaustausches unter diesen Umständen unvermeidlich, womit die ökonomische Basis unserer Wirtschaftskräfte zugunsten Englands und Amerikas eine wesentliche Einschränkung erfahren müßte. Noch sträubt sich freilich Lenin gegen das Eindringen ausländischen Kapitals in seine Sowjetrepublik. Wie diese aber in vielen Stücken bereits ihren bolschewistischen Doktrinarismus zugunsten der Produktionssteigerung hat preisgeben müssen, so wird sie sich auch nicht der Notwendigkeit entziehen können fremdes Kapital am Wiederaufbau Rußlands mitwirken zu lassen. Angelsächsische Maschinen, Ingenieure und Kaufleute werden ihren Weg nach Rußland finden und die beiden Republiken des Ostens mit ihrem asiatischen Kolonialbesitz zu einem neuen Feld angelsächsischer Aktivität machen. Mit feinen, aber unzerreißbaren Fäden wird man Moskau und Kijew an London und New York fesseln und bewirken, daß der angelsächsische Wille überall bestimmend wird.

Das ist das Ziel, das Wilson und Lloyd George mit ihrer so ostentativ angekündigten Verwerfung des Brester Friedens erreichen wollen. Hat Arthur Schulz mit der Voraussicht, die die Ahnung des bevorstehenden Todes Menschen bedeutender Art verleihen soll, die schweren Gefahren der Randstaatenpolitik, die, als er seinen letzten Willen niederschrieb, erst im Entstehen war, schon erkannt? Fast könnte man es annehmen, wenn man die Rußland angehenden Ausführungen seines Testaments liest. Um Mißverständnissen entgegenzutreten, sei hier betont, daß die schwere Gefahr der Randstaatenpolitik in erster Linie gar nicht im Geist der Revanche zu erblicken ist. Gewiß, das Nationalgefühl der Russen ist stark und tief, nicht weniger lebendig als das der Franzosen. Ihm entgegen wirkt jedoch die starke Friedensliebe, wirkt auch die Passivität des russischen Charakters. Wie Lenin, so werden auch seine Nachfolger nicht so bald daran denken uns aus eigener Initiative mit Krieg zu überziehen. Doch darum handelt es sich auch nicht. Deutschland braucht, wie Schulz es in seinem Testament so klar und eindringlich dargelegt hat, ein positiv gutnachbarliches Verhältnis zu Rußland,

das zum Schutz- und Trutzbündnis weiter entwickelt werden muß, damit Deutschland im Kampfe mit dem furchtbaren angelsächsischen Gegner in der Zukunft nicht unterliegt. Bleiben die Russen durch die Randstaaten (Polen, Litauen, Lettland) von uns abgesperrt, so müssen die von ihnen bewohnten Gebiete angesichts ihrer geographischen Lage und der außenpolitischen Kunst der Angelsachsen unvermeidlich zu angelsächsischen Machtsphären werden: ein Ziel, worauf Wilson seine Politik bereits eingestellt hat. Die Folge muß sein, daß Deutschland die osteuropäischen und russisch-asiatischen Märkte, die das Rückgrat seiner weltwirtschaftlichen Stellung bilden, verlieren wird. Damit wäre dann aber auch das Schicksal Deutschlands besiegelt.

Es wird heute auch von den Kreisen in Deutschland, die das von den Deutschbalten verbreitete Märchen von dem unausrottbar deutschfeindlichen Geist der Russen willig hinnahmen, zugegeben, daß, während in Polen, Litauen und Lettland die antideutschen Strömungen stärker werden, in Moskau sich unverkennbar ein Stimmungsumschwung anbahnt. Man fängt dort an zu begreifen, daß Rußland von den Angelsachsen nur als Werkzeug ihres Machtwillens ge- und verbraucht worden ist. Der Vorschlag des russischen Volkskommissariats für auswärtige Angelegenheiten vom 22. Mai die Vereinbarungen des Brester Friedens einer neuen Diskussion zu unterziehen ist keineswegs von deutschfeindlichem Geist inspiriert. Im Gegenteil. Er stellt einen ernsten und aufrichtigen Versuch der Sowjetrepublik dar in ein dauernd freundschaftliches Verhältnis zu Deutschland zu gelangen. Man ist sich in Moskau bewußt, daß, wenn der Brester Frieden bestehen bleibt, den Russen gar nichts anderes übrigbleibt als sich mit den Angelsachsen zu verbinden, um das *Fenster nach Europa*, das Peter der Große 1721 den Russen in der schwedischen Mauer am Baltischen Meer aufbrach, und das der Brester Frieden ihnen wieder zumauern will, von neuem zu öffnen. In einer instruktiven Artikelserie der Frankfurter Zeitung hat Hans von Eckardt nachgewiesen, daß es schlechterdings selbst unter den national so indifferenten Bolschewisten nicht eine einzige Gruppe gibt, die bereit ist sich mit der Vermauerung des Fensters nach Europa abzufinden.²⁾ Diesem allgemeinen Gefühl muß selbst Lenin Rechnung tragen. Er hat das Ergebnis von Brest Litowsk mit dem Tilsiter Frieden von 1807 verglichen. Und in der Tat weisen die beiden Friedensschlüsse mancherlei Übereinstimmendes auf. Wie das alte Rußland 1807 durch den Tilsiter Frieden gleichfalls in 3 Gebiete geteilt: in einen nordöstlichen Teil (Preußen), einen südöstlichen (Österreich) und in ein Randstaatengebiet im Westen (Rheinbund). Preußen verlor Posen an Polen und dazu seine westelbischen Provinzen an den Rheinbund, Österreich seine italienischen Besitzungen, und der Rhein wurde die Grenze des Randstaatengebiets gegen Frankreich. Freilich, Napoléon hat die Tilsiter Neuordnung Mitteleuropas lediglich als eine Kriegsmaßnahme gegen England angesehen (die ihm durch die Rückständigkeit und Unvernunft der, sich ihrer Einigung widersetzenden kontinentaleuropäischen Staaten aufgezwungen wurde), und er wäre sicherlich für den Fall eines Sieges über England zu seiner alten Politik zurückgekehrt: nämlich ein nord-

²⁾ siehe von Eckardt Rußland und der Brester Frieden, in der Frankfurter Zeitung vom 4. und 6. Juni 1918.

deutsches Reich zu errichten, dessen Vormacht Preußen sein sollte. Napoleon, der frühere korsische Nationalist, wußte die Kräfte des Nationalen hoch genug einzuschätzen, so daß er den Tilsiter Frieden als eine endgültige Lösung der deutschen Frage nicht ansehen konnte. Ebenso sollte man nun aber bei uns erkennen, daß sich die russische Geschichte von 1721 bis 1914 nicht auslöschen läßt. Eine so radikale Umgestaltung des Ostens, wie gewisse Gruppen bei uns sie anstreben, ist ein historischer Widersinn, weil sie auf die Dauer an der nationalen Entwicklung ebenso scheitern muß wie an den wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Es heißt die Zukunft Deutschlands aufs Spiel setzen, wenn man solchen Plänen nachjagt und dadurch die durch Geschichte und Wirtschaft gegebene deutsch-russische Freundschaft unmöglich macht.

Blicken wir zurück in die Geschichte, so sehen wir, daß, abgesehen vom Siebenjährigen Krieg, Deutsche und Ostslawen nie mit einander in Kampf und Streit geraten sind. So hart auch die Kämpfe der Deutschen des Ostens mit den Westslawen (Polen, Tschechen) waren, mit den Slawen des Ostens hat nur Wiener Kabinettpolitik im Siebenjährigen Krieg deutsche Stämme vorübergehend in den Kampf zu bringen vermocht. Der Abfall der Ostslawen von der Koalition rettete das friderizianische Preußen vom Untergang. Nicht die Eroberung Schlesiens, sondern erst die 3 Teilungen Polens, die uns Westpreußen und Posen einbrachten, machten Preußen zur Großmacht. Auf Rußland sich stützend konnte Bismarck, 1870-1871 obsiegen und das Deutsche Reich gründen. Und ein Jahrzehnt später öffnete er, wieder mit russischer Hilfe, durch Erwerb des deutschen Kolonialreichs gegen England dem deutschen Volk das Tor zur Weltpolitik.³⁾ In diesem Krieg war es freilich nach fast 200jährigem friedlichen Nebeneinanderleben englischer Verhetzungskunst gelungen Rußland gegen uns mobil zu machen, doch werden künftige Historiker sicherlich feststellen können, daß es der Abfall der Russen von der durch England geleiteten Koalition war, die es Deutschland ermöglichte im 4. Kriegsjahr siegreich im Westen vorzugehen. Wer sich in diesen Jahren von der geistigen Verwirrung freizuhalten wußte, die die deutschbaltischen Publizisten über die Rolle des Russentums in der deutschen Geschichte verbreitet haben, mußte eine Politik, die die Westslawen stark machen und die Ostslawen in den Abgrund der Ohnmacht stoßen will, mit größter Entschiedenheit abwehren. Es heißt alle unsere historische Erfahrung auf den Kopf stellen, wenn wir uns durch Brest die Westslawen, die das östliche Deutschland ruhelos mit Krieg überzogen, bis die Ostslawen ihnen das Handwerk legten, zu Freunden machen wollen, um gegen die angeblich unausrottbare Feindschaft der Russen geschützt zu sein. Die Freundschaft der Völker der Randstaaten wird Deutschland durch die von Bethmann Hollweg eingeleitete Politik nie erringen. Wohl aber kann es sich die Russen dauernd zu Freunden machen, wenn es den Weisungen jener deutschbaltischen Publizisten nicht folgt, deren Irrlehren leider schon recht tief in das deutsche Geistesleben eingedrungen sind, und zu deren Bekämpfung Arthur Schulz das Institut für Rußlandkunde errichten wollte. Seine weitschauende Stiftung würde zur Fruchtlosigkeit verdammt sein, wollten wir wirklich die Randstaatenpolitik fortsetzen, die mit unentrianbarer Notwendigkeit das gewaltige ostslawische Rohstoffgebiet zu einer Macht-

³⁾ Siehe Quessel *Realitäten der kontinental-europäischen Politik*, in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, Seite 67 f.

sphäre des Angelsachsentums machen und Deutschland für unabsehbare Zeit in Europa isolieren muß. Es ist leicht die Motive der Lebenden zu entstellen. Die Gründe jedoch, die Arthur Schulz bestimmt haben über sein Grab hinaus für die Annäherung an den Osten zu wirken, sind kraft ihrer sittlichen und intellektuellen Stärke jeder Herabsetzung entzogen. Deshalb können wir hoffen, daß sich seine Stimme Beachtung verschaffen wird. Er, der in das russische Wesen wohl besser eingedrungen war als alle die Literaten, die in mehr oder minder geistvollen Antithesen doch nur ihren eigenen Vorstellungskreis, nicht aber die Wirklichkeit der anderen, wiedergeben, der die russische Sprache sprach, die russische Literatur erfaßte, der mit seinen kriegsgefangenen russischen Arbeitern als Mensch mit Menschen verkehrte, mit allen guten und schlechten Seiten der russischen Mentalität vertraut war, zieht in seinem Testament das politische Fazit seines Denkens und seiner Erfahrungen. Und er sagt da wie folgt: »Ich habe mich an Ort und Stelle davon überzeugt, daß das deutsche Volk für die nächsten Generationen mit der dauernden unversöhnlichen Feindschaft Englands und überhaupt des Angelsachsentums, also auch der Vereinigten Staaten von Amerika, zu rechnen hat. Will das deutsche Volk in dem unvermeidbaren, meines Erachtens erst in den Anfängen stehenden Kampf mit diesem furchtbaren Gegner nicht unterliegen, so muß es das frühere, durch den Krieg leider gestörte gute nachbarliche Verhältnis zu Rußland wiederherstellen und es zu einem freundschaftlichen Zusammenleben und Wirken im friedlichen Austausch geistiger und materieller Güter, ja zum Schutz- und Trutzbündnis weiter zu entwickeln suchen. Zu dieser von mir für unbedingt nötig gehaltenen Wiederannäherung des deutschen und russischen Volkes und Staates hoffe ich nach meinen schwachen Kräften ein kleines beitragen zu können, indem ich den weitaus größten Teil meines Nachlasses einem in Königsberg als der östlichsten deutschen Großstadt im Anschluß an die Albertina zu begründenden Russischen Institut zuwende. Denn durch Verbreitung eines gediegenen Wissens über Rußland und durch die Erziehung und Ausbildung von wissenschaftlich geschulten Männern, die als Vermittler zwischen Rußland und Deutschland zu dienen gewillt sind, wird, wie ich hoffe, das Institut der so wünschenswerten politischen und wirtschaftlichen Annäherung beider Nachbarvölker gute Dienste erweisen können.«

Wir können nur wünschen, daß das Institut seine Aufgabe voll erfüllt. Kein besseres Mittel kann es für uns Deutsche geben die für uns notwendige Politik zu treiben, das heißt diejenige Richtung zu gehen, die zu unserer wirklichen Zukunft führt, als eine möglichst ausgebreitete, möglichst umfassende und möglichst tiefgehende Kenntnis des Ostens.

GUSTAV MÜLLER-WOLF · ARBEIT



ARBEIT, o du stahlharte Quälerin!

Du raubst uns Menschen die spielende Lust unsrer Kindheit
Und machst uns ernst und berechnend und alt.

Du mürbst unsre Leiber durch rastloses Tagewerk
Und machst uns müde und häßlich und krank.

Du läßt uns schmachten nach Reichtum und Freiheit und Genuß

Und machst uns neidisch und eng und gehässig.

O Arbeit, nach Erlösung lehrst du uns schreien.

Arbeit, o du gelassene Erzieherin!
 Die Kinder entlaufen dir;
 Doch du lächelst und fängst sie dir freundlich ein.
 Die Knaben schelten dich;
 Du mahnst fest und duckst ihren Trotzkopf.
 Die jungen Männer stöhnen;
 Du schweigst spöttisch und stachelst ihren Willen.
 Der reife Mann liebt dich;
 Du bürdest ihm schwer auf, und mit Stolz trägt er's.
 Der Greis läßt sich langsam ungern entladen
 Und wankt noch lange unter leichterer Tracht.
 Der Sterbende fleht, daß die liebe Bürde
 Würdige Schultern weiter fördern.
 O Arbeit, du reifst uns dem Leben gewachsen.

Arbeit, o du gütige Mutter!
 Du sättigst unsres Leibes Notdurft.
 Du schmückst mit schönen Gaben unsre Freude.
 Du weckst uns Kraftgefühl und Wirkemut.
 Du verschwisterst uns tüchtigen Gesellen und Meistern.
 Du beseelst unser Leben mit Zweck und Beruf.
 Du verleihst uns Vergänglichem Dauer über den Tod.
 Du breitest unsern Segen weit über unser enges Ich.
 Du verbrüderst die Menschen, alle deine Kinder.
 Du schaffst Völker und Städte und die Menschheit,
 Du Zeugerin alles Lebens,
 Göttliche Schöpferin,
 Mutter alles Menschentums.
 Dir beugen wir uns in willigem Gehorsam,
 Dir schweigen wir in der Not unsrer Mühsal,
 Dir danken wir im Glück des Erfolgs.
 O Arbeit, dir danken wir, daß wir Menschen sind.

EMIL KLOTH · DIE WELTWIRTSCHAFTLICHE BE- DEUTUNG DER MESSEN



KONOMISCHE Orientierung sollte dem Sozialdemokraten das Selbstverständliche sein. Und doch fühlt man sich bei dem Studium unserer Parteipresse, die meist im Vulgärpolitischen (wenn nicht gar im bloß Agitatorischen) aufgeht, immer wieder versucht mit Hamlet zu rufen: »Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!« Die Ökonomie bildet, in ihren großen wie in ihren kleinen Erscheinungen, dasjenige Gebiet, auf das unsere Partei sich nur zögernd begibt und auf dem sie sich meist unsicher und verlegen bewegt. Daher finden auch, von Wichtigstem ganz zu schweigen, wirtschaftliche Einzelvorgänge nur selten die nötige Beachtung, sie verschwinden unter der Fülle aller der Tagesfragen, obgleich sie doch letzten Endes den Antrieb zu den gewaltigen politischen Umwälzungen unserer Tage gegeben haben.

Ich könnte mich nicht entsinnen einen Aufsatz in unserer Parteipresse ge-

lesen zu haben, der die Bedeutung der heutigen Messen würdigte, und selbst die Gewerkschaftspresse hat mit ganz geringen Ausnahmen (Buchbinderzeitung) kaum von der Leipziger Messe und den Paralleleinrichtungen im Ausland Notiz genommen. Und doch streben hier neue Gebilde empor, die in der Volkswirtschaft zu immer größerer Bedeutung anwachsen, vielleicht Pflanzstätten für den Weltwirtschaftsverkehr werden.

Bei vielen mag die Leipziger Messe noch als eine Art großen Jahrmarkts gelten, auf dem gehandelt und gefeilscht wird, und wo daneben sich ein lustiges Volkstreiben in einer schnell erwachsenden und schnell wieder verschwindenden Budenstadt abspielt. Das war einmal und ist zum Teil noch der Fall, ist aber gegenüber der Leipziger Mustermesse, die auch zeitlich abgetrennt wurde und die etwas ganz anderes darstellt, völlig zurückgetreten. Freilich, ein starker weltwirtschaftlicher Zug hat der Leipziger Messe immer angehaftet, sie hat sich niemals in einem örtlichen Ereignis erschöpft. Seit 650 Jahren strömten hier aus Nord und Süd, Ost und West die Handelsleute zusammen, um ihre Waren in des Wortes eigentlicher Bedeutung auszutauschen. Es wurden nicht etwa nur, wie jetzt, die Warenmuster gezeigt, auf Grund deren man die Käufe abschloß. Auf hochgetürmten, knarrenden Frachtwagen kamen die russischen Händler mit den Pelzen von allerlei Getier, die Tuchhändler vom Niederrhein und aus Flandern, die Kaufleute der italienischen Städterepubliken mit orientalischen Teppichen, Geschmeide und Spezereien, die Nürnberger mit ihrem Tand und die ehrbaren Handelsherren aus den Hansestädten und den Rändern der Ostsee mit dem, was ihre Länder zu bieten hatten, um zu verkaufen und zu kaufen. Mit wertvollen Vorrechten wurde Leipzig von den sächsischen Landesherren und den deutschen Kaisern ausgestattet, damit sich seine Messen, die schon früh europäischen Ruf erlangten, mächtig entfalten konnten. Dazu kam die immer glänzendere Entfaltung des Leipziger Buchhandels, der mit allen seinen Hilfsgewerben mehr und mehr den Wettbewerb anderer Städte, wie Frankfurt am Main, zurückdrängte. Nicht nur in den errichteten Buden wimmelte es von Käufern und Verkäufern, so zahlreich, daß ebenso viele Meßfremde oft in Leipzig anwesend waren als die Stadt Einwohner zählte, sondern auch in den Höfen und den die Straßen verbindenden engen Durchgängen flutete ein Menschengewimmel geschäftig hin und her.

Allein nichts ist beständig in dieser Welt. Neue Erdteile und neue Seewege wurden entdeckt, der Handel schlug demgemäß neue Wege ein. Deutschland geriet im Lauf der Jahrhunderte politisch und wirtschaftlich in Verfall und mit ihm die Bedeutung der Leipziger Messe. Ja selbst als sich Deutschland längst als aufstrebender Industriestaat mächtig zu strecken und zu dehnen begonnen hatte, ging es mit der Leipziger Messe reißend bergab, und Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dachte man ernstlich daran, ob man nicht die ganze Leipziger Mustermesse (denn eine solche war mittlerweile aus der Großhandelsmesse geworden) einsargen solle. Da schickte sich Berlin an die Messe an sich zu ziehen, in Erkenntnis der Aussichten, die eine reformierte Messe mit großen Ausstellungsgebäuden bot. Dadurch erst erkannte Leipzig, was auf dem Spiel stand, und da sich eine Versammlung der Aussteller, in der sich die sogenannte Zweiundneunziger Vereinigung bildete, für den Verbleib der Messe in Leipzig aussprach, entschloß sich die Leipziger Stadtverwaltung

nach Begutachtung durch die Leipziger Handelskammer zum Bau des ersten städtischen Meßhauses. Seitdem hat sich die Zahl der Meßpaläste, wie man sie ohne Übertreibung nennen kann, von Jahr zu Jahr vermehrt. Sie dienen, mit Ausnahme der Läden im Erdgeschoß, lediglich Messezwecken und sind dementsprechend mit allen erdenkbaren Einrichtungen zur Bequemlichkeit des Handels, der Käufer wie der Verkäufer, ausgestattet. Das Privatkapital ist stark an ihnen beteiligt, da sie sich als sehr gewinnbringend erwiesen, und ihr Gebäudewert mit innerer Einrichtung wurde bei der diesjährigen Frühjahrsmesse auf 70 Millionen Mark geschätzt.

Es ist wohl kein blinder Zufall, daß wir in Deutschland die vollkommenste Mustermesse der Welt haben, die besonders in Friedenszeiten, aber auch selbst während dieses Weltkriegs, Besucher aus allen Ländern anzieht. Deutschland hat seine industrielle Weltstellung nicht durch gewaltsame Niederhaltung des Wettbewerbs anderer Länder errungen sondern durch Rührigkeit seines Handels und durch die verständnisvolle Berücksichtigung der Bedürfnisse der ausländischen Märkte. Deutschland sendet ein ganzes Heer von Geschäftsreisenden mit Bergen von Musterkoffern hinaus. Aber daneben hat es erkannt, welche Zeitersparnis für den Einkäufer es bedeutet, wenn er sich auf der Messe sozusagen das Musterlager der ganzen Welt gleichzeitig und vergleichend ansehen kann. Und auch den Warenerzeugern und -verkäufern bietet sich auf einer großzügigen Mustermesse das geeignete Feld, um ihre Leistungsfähigkeit voll zu zeigen. Das wird noch dadurch befördert, daß sich in Leipzig immer mehr die Gepflogenheit herausgebildet hat gleichartige Warengruppen in einem und dem selben Gebäude zu vereinigen. So ist die Papiermesse in 2 gegenüberliegenden Gebäuden untergebracht, ebenso bilden Nahrungsmittel- und Textilwarenmesse eine Einheit in einem Meßpalast. Während früher nur eine gewisse Zahl von Industrie- oder Ausstellergruppen auf der Leipziger Messe vertreten war, mehrt sich ihre Zahl von Jahr zu Jahr. Neuerdings ist die Lebensmittelgruppe oder, während des Krieges richtiger gesagt: die Lebensmittellersatzgruppe, hinzugekommen. Auf der nächsten Michaelismesse wird wahrscheinlich auch das Bau- und Baustoffgewerbe vertreten sein; ebenso die Technik.

Wie sehr die Leipziger Mustermesse einem wirklichen Bedürfnis der Industrie und des Handels entspricht, läßt sich aus einer Fülle von Anzeichen beweisen. Die Zahl der Ausstellerfirmen betrug 1902 2659, 1911 3762, 1913 2092 (Rückgang infolge des Krieges), 1917 zur Herbstmesse 2591 und 1918 zur Frühjahrsmesse 3600. Die Zahl der auswärtigen Besucher belief sich bei den Frühjahrsmessens 1915 auf 15 000, 1916 auf 25 000, 1917 auf 34 000 und 1918 auf über 77 000. Davon kamen aus den verbündeten Ländern Österreich 1481, Ungarn 290, Bulgarien 111, Türkei 68, aus den neutralen Ländern insgesamt 1013, aus den besetzten Gebieten des Russischen Reiches 544, und von Angehörigen feindlicher Länder waren 85 erschienen. Die Vertreter der ausländischen Presse waren selbst zur Frühjahrsmesse 1918 so zahlreich erschienen, daß für sie ein besonderer Begrüßungsabend veranstaltet werden konnte. Den Umsatz der diesjährigen Frühjahrsmesse schätzen die Mitteilungen des Meßamts für die Mustermessen in Leipzig auf rund 1 Milliarde Mark. Einzelne Firmen haben jede für sich allein Umsätze in Höhe von 4 bis 5 Millionen Mark erzielt. Dabei muß man aber die Rohstoff- und Warenknappheit als umsatzhemmend mit in Anschlag bringen, andernfalls

würde der Umsatz aller Wahrscheinlichkeit nach viel höher steigen. Mit dem auf der Messe selbst erzielten Umsatz erschöpft sich ihre Wirkung aber nur zu einem geringen Teil, da die angeknüpften Beziehungen in den überwiegenden Fällen zu dauernden Geschäftsverbindungen führen dürften. Nach alle diesem ist es erklärlich, daß die Leipziger Messe sowohl von der Stadt Leipzig als auch vom sächsischen Staat und dem Deutschen Reich durch finanzielle Beihilfe, durch Fahrt- und Frachtvergünstigungen und dergleichen mehr unterstützt wird.

Der beste Gradmesser dafür, welche Bedeutung man in den interessierten Kreisen den Messen beilegt, ergibt sich aus den Anstrengungen, die das Ausland macht, um die Leipziger Messe einzuholen.

Schon vor dem Krieg tauchten in England (und Amerika) Pläne auf, um durch besondere Meßausstellungsschiffe den Einfuhrländern die Leistungsfähigkeit der heimischen Industrie vor Augen zu führen. Sofort nach Ausbruch des Krieges wurde in London eine ganze Anzahl von Messen für die verschiedenen Industriegruppen veranstaltet, auf denen die Muster der beschlagnahmten und aufgelösten deutschen Firmen ausgestellt wurden. Die gleichfalls beschlagnahmten Handelsbücher und Geschäftsbriefe der deutschen Häuser in England wurden den englischen Fabrikanten und Kaufleuten überantwortet, damit diese die bisherige Kundschaft jener Häuser für sich erobern konnten. Muster und Waren lassen sich freilich nicht so ohne weiteres nachahmen, weil dazu in erster Linie eingearbeitete Arbeiter und Arbeiterinnen gehören und vieljährige Übung nicht im Handumdrehen erworben und Arbeitsstoffe nicht aus dem Erdboden gestampft werden können. Allein man soll die Gefahr nicht unterschätzen, die durch jene Maßnahmen dem deutschen Ausfuhrhandel und der daran beteiligten Arbeiterschaft erwachsen ist. Die englischen Regierungsbehörden haben alles getan, um die aus der Beschlagnahme gewonnenen Erfahrungen der eigenen Industrie und dem eigenen Handel dienstbar zu machen, besonders auch dadurch, daß sie darauf fußend nachwiesen, welche Länder für englische Industriegruppen gewonnen und dem deutschen Handel abgenommen werden könnten.

Ganz außerordentliche Anstrengungen hat Frankreich gemacht, um seine Lyoner Messe an die Stelle der Leipziger zu setzen. Längs des Rhone sind auf den breiten Alleen, die ich von einem Besuch her kenne, zahlreiche Kioske erbaut worden, in denen die Musterlager untergebracht worden sind. Eine äußerst rührige Werbearbeit in allen verbündeten und neutralen Ländern ist für die Beschickung der Lyoner Messe von der französischen Regierung und Industrie und nicht zuletzt von dem organisatorisch hervorragenden Bürgermeister von Lyon ins Werk gesetzt worden. Jetzt will man aber weiter gehen und in großzügiger Weise den Anfang mit einem riesigen Ausstellungspalast machen. Das Bulletin officiel de la Foire de Lyon meldete: »Zum Ersatz der malerischen, doch provisorischen Gebäude der früheren Messen soll an den Ufern des Rhone ein großartiger Ausstellungspalast errichtet werden. Die gewählte Baustelle ist das der Stadt gehörige und 120 000 Quadratmeter umfassende Gebäude, das sich zwischen dem Rhone und dem Parc de Tête-d'Or erstreckt, weshalb der Ausstellungspalast auf Pfählen erbaut werden muß. Ein Modell, das in der alten Bibliothek ausgestellt ist, veranschaulicht den zukünftigen Palast. Den Mittelpunkt bildet eine 15 Meter breite, gedeckte Straße, die zu dem zeltartigen, 3 Stockwerke umfassenden Gebäuden der Verkaufsstände führt. Diese bilden Galerien, die über der gedeckten Straße liegen und durch einen 10 bis 12

Meter breiten Lichthof von einander getrennt sind. Sie befinden sich im Erdgeschoß und in jeder Etage zur rechten und linken Seite eines breiten Durchgangs. Galerien, die über die gedeckte Straße hervortreten, sorgen für die Verbindung, und breite Ausgänge sichern den Verkehr. Die Gebäude können 4000 Stände fassen, wenn nur das Erdgeschoß und 2 Stockwerke in Anspruch genommen werden, 5000, wenn auch das dritte hinzukommt; doch soll dieses Stockwerk den Teilnehmern der Messe und ihrem Personal zum Gebrauch vorbehalten bleiben. Außer den 4000 oder 5000 Verkaufsständen ist ein großer Festsaal vorgesehen. Im Norden des Ausstellungspalastes werden die Zollämter und Warenlagerplätze liegen, die in Verbindung mit der Eisenbahn stehen sollen; im Süden die geräumigen Hauptdienstgebäude. Die Verwirklichung dieser Anlage erfordert 20 Millionen Francs.«

Die diesjährige Lyoner Messe wird in der französischen Presse als ein bedeutender Erfolg hingestellt. Die Zahl der Aussteller soll 3176 betragen haben; darunter 107 englische, 40 italienische, 543 amerikanische, 114 schweizerische, 33 spanische, 22 holländische und 1 russischer Aussteller.

Hervorzuheben ist die kleine Zahl der Aussteller von der *lateinischen Schwesternation*. Der *heilige Egoismus* Italiens scheint nicht mit des Lebens ungemischter Freude das beabsichtigte Emporheben der Lyoner Messe genießen zu können. Er möchte von den Vorteilen guter Handelsbedingungen möglichst viel auf seine eigenen Mühlen leiten. Die italienische Regierung plant daher für den Herbst die Veranstaltung einer Mustermesse der Ententeländer in Rom, um die Handelsbeziehungen zwischen Italien und der Entente immer enger zu gestalten. Außerdem hat die italienische Handelskammer in der Schweiz die Bildung einer Genossenschaft mit wenigstens 100 000 Lire Kapital in die Wege geleitet, die unter der Bezeichnung *Italienische Mustermesse* (*Fiera Campionaria Italiana*) die periodische Abhaltung solcher Messen in der Schweiz bewirken soll, um die italienische Ausfuhr nach der Schweiz zu fördern sowie die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern zu pflegen. Als ihr Sitz ist Zürich vorgesehen.

Auch die *Amerikaner* wollen nicht zurückbleiben. Sie beabsichtigen in Bern eine Mustermesse gegenüber der vorjährigen deutschen Werkbundaustellung einzurichten oder, was wahrscheinlicher ist: sie werden die Werkbundaustellung in amerikanischen Ausmaßen ausbauen. Daneben hat das amerikanische Handelsamt eine Million Dollar zur Unterhaltung einer kleinen Armee von Handelsreisenden gefordert, die ganz Europa bereisen soll.

Der Meßgedanke tritt aber auch ebenso stark in den kleineren Ländern auf. So planen *Schweden* und *Dänemark* jedes für sich Meßausstellungen. Die *Schweiz* hat in diesem Jahr bereits ihre zweite Mustermesse veranstaltet, nachdem die erste im Vorjahr gut ausgefallen war. Sie ist in 3 Hallen auf dem Gelände des alten badischen Bahnhofs in Basel untergebracht gewesen und soll auch im allgemeinen vom Ausland viele Aussteller und Einkäufer angelockt haben, besonders auch aus Deutschland, woher sich 600 Firmen angemeldet hatten, von denen allerdings nicht feststeht, wie viele gekommen sind. *Holland* hat in Utrecht eine Messe geschaffen, die zum zweitenmal in diesem Jahr in Erscheinung trat. Sie war auf freiem Gelände in kleineren Holzgebäuden veranstaltet. Man hatte hier nicht Meßhäuser nach Leipziger Art gewählt, weil in Utrecht Geschäftszweige mit in Betracht kamen, die bisher in Leipzig noch nicht ausgestellt haben, die aber größere ebenerdige Räume gebrauchen. Es waren nämlich auch Maschinen, Transport- und Hebewerkzeuge, Kohlen, Steinsorten für Bauzwecke usw. ausgestellt.

Von den uns heute verbündeten Staaten hat Ungarn auch einen Schritt zur Meßorganisation getan. Die Budapester Handels- und Gewerbekammer hat vor kurzem einen Fachausschuß für eine Musterwarenmesse eingesetzt, die vom 16. bis zum 22. August in der Industriehalle im Stadtwaldchen von Budapest abgehalten werden soll. Diese Messe soll besonders auf den Balkan und den Nahen Orient Rücksicht nehmen.

Wahrscheinlich wird nach dem Krieg, wie auf allen sonstigen Gebieten des wirtschaftlichen Bewegens, sich ein äußerst starker, mit allen Mitteln der modernen Reklame und unter tatkräftiger Unterstützung der Regierungen geführter Wettkampf zwischen den verschiedenen Meßstädten entwickeln. Leipzig hat dank seinen älteren Erfahrungen, seinen erprobten Einrichtungen, seinen gefestigten Verbindungen und nicht zuletzt dank seiner günstigen geographischen Lage im Herzen Europas wohl die meiste Aussicht die Stellung einer Zentralmesse zu erklimmen respektive zu behaupten, trotz allen, gewiß nicht zu verachtenden Anstrengungen, die weiterhin von anderer Seite gemacht werden. Da einerseits die Vorbedingungen unserer industriellen Produktion in der genügenden Zufuhr von Rohstoffen zu suchen sind, andererseits aber in den Absatzmöglichkeiten der Erzeugnisse, so ist die Beobachtung aller damit in Zusammenhang stehenden Erscheinungen, wie der Messen, von großer Wichtigkeit für die zahlreichste Produzentengruppe: die der Arbeiter. Die Messen bilden einen der Gradmesser für die geschäftliche Konjunktur, deren richtige Beurteilung vor und bei Lohnbewegungen für die Gewerkschaften ausschlaggebend ist oder doch sein sollte. Mit dem Aufstellen der schönsten sozialpolitischen Forderungen ist es allein nicht getan, es muß erst die Möglichkeit ihrer Verwirklichung in einer blühenden Volkswirtschaft gegeben sein.

Von diesen Gesichtspunkten aus wollen wir deutsche Gewerkschafter, die wir in der Arbeiterklasse eine (und wohl die wichtigste) Trägerin der nationalen Produktion erblicken, und die wir in der Produktionsförderung unser vornehmstes wirtschaftspolitisches Ziel erkannt haben, wünschen und mit dazu beitragen helfen, daß die Leipziger Messe ihren hervorragenden Platz unter all den Messen der Welt bewahrt.

OTTO KOESTER · ZUR PHILOSOPHIE DES SOZIALISMUS



Es traf sich wenig glücklich, daß um die Zeit, als die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus ihrem Denken die philosophische Grundlage zu geben suchten, das deutsche Geistesleben ausschließlich im Zeichen des Hegelianismus stand und man den alleszermalmenden Koloß Kant, noch ehe man seiner eigentlichen Bedeutung recht innegeworden war, mit allem Respekt in den Hintergrund geschoben hatte, als eine Art mythischer Gestalt, von der dann nur noch der riesige Schatten in die Gegenwart hineinragte. Aus diesem zeitlichen Zusammentreffen ergibt sich für die philosophische Entwicklung Marxens das Weitere fast von selbst: Ein dem wirklichen Leben so zugewandter Geist konnte sich auf die Dauer unmöglich in einer Atmosphäre wohl fühlen, deren Begriffsnebel sich schwer und beklemmend auf die Seelen legten und die lebendige Natur unwirklich und schemenhaft erscheinen ließen. Da

man aber den Weg von Hegel zu Kant zurück damals noch als Rückschritt betrachtete, so entschieden sich die jugendlichen Stürmer und Dränger der Hegelschen *Linken* unter Mitnahme der dialektischen Methode für den Weg zu Feuerbach, der eben dem Materialismus zu einem neuen Sieg verholfen hatte. »Wir waren momentan alle Feuerbachianer«, schrieb Engels später.¹⁾ Doch auch Feuerbach war nur ein Durchgangsstadium. Bald fand man, daß er auf halbem Weg stehen geblieben sei und noch voll *idealistischer Schrullen* stecke. Mit diesen räumte dann die Marxsche, von Engels materialistisch genannte Geschichtsauffassung radikal auf.

Während aber Feuerbach eine erkenntnistheoretische Begründung seines Materialismus angestrebt hatte, fehlt sie bei Marx gänzlich. Und das zeigt gerade, daß Marx nichts weniger als einen philosophischen Materialismus im Auge hatte. Engels hat wohl eher dazu geneigt. Daher glaubte er das Problem des Verhältnisses von Geist und Materie mit den Worten erledigen zu können: »Wir faßten die Begriffe unsres Kopfs wieder materialistisch als die Abbilder der wirklichen Dinge, statt die wirklichen Dinge als Abbilder dieser oder jener Stufe des absoluten Begriffs.«²⁾ Durch diese Bildersprache wird nur das eine klar: daß man das Bestehen eines Kausalzusammenhangs zwischen Geist und Materie annimmt. In dem bekannten Wort Marxens: daß nicht das Bewußtsein der Menschen ihr gesellschaftliches Sein, sondern umgekehrt dieses ihr Bewußtsein bestimmt, scheint es allerdings, als wäre (vielleicht der größern Paradoxie zu Liebe) das Kausalverhältnis einseitig, in der Richtung von der Materie auf den Geist hin, aufgefaßt. Doch hat Engels selbst später ausdrücklich erklärt, daß Marx und er die ökonomische Lage nie als das einzig sondern nur als das in letzter Instanz bestimmende Moment der sozialen Entwicklungen angesehen und daneben eine Rückwirkung der ideologischen Faktoren auf die ökonomischen Momente, also ein Verhältnis der Wechselwirkung, angenommen hätten.³⁾ Jedenfalls ist mit der materialistischen Geschichtsauffassung auch nach der philosophischen Seite hin ein wesentlicher Fortschritt erreicht: Es wird für die Gesellschaftslehre fortan nur noch eine einzige geschlossene Kausalreihe anerkannt im Gegensatz zu einer noch heute weitverbreiteten Auffassung, die neben der *gewöhnlichen* Kausalität des Naturgeschehens eine zweite, selbständige, in das Naturgeschehen zwar eingreifende, selbst aber von ihm unbeeinflusste Ursächlichkeit annimmt. Glaubte doch zum Beispiel die sogenannte historische Rechtsschule im *Volksgeist* einen eigenartigen, der Naturgesetzlichkeit nicht unterworfenen psychischen Faktor entdeckt zu haben, der auf das Gesellschaftsleben ändernd einwirke, indem er aus sich heraus das positive Recht erzeuge.⁴⁾ Dagegen vermißt man bei den Vätern unseres Sozialismus die durch Kant ermöglichte Klarheit über den Geltungsbereich des Kausalgesetzes, die Einsicht, daß die genetisch-kausale Betrachtungsweise nur eine unter mehreren Denkmethode, nämlich die der Erfahrungswissenschaften, ist, und daß daneben andere Bewußtseinseinrichtungen, wie die unter dem Gesichtspunkt von Zweck und Mittel stehende teleologische, die insbesondere

¹⁾ Siehe Engels Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie (Stuttgart 1888, Seite 13.

²⁾ Siehe Engels, am erwähnten Ort, Seite 41 f.

³⁾ Siehe Engels Brief an Joseph Bloch vom 21. September 1850, in den Dokumenten des Sozialismus, 1902, II, Seite 70 ff.

⁴⁾ Siehe von Savigny System des heutigen römischen Rechts I (Berlin 1840, Seite 14 ff.

das Gebiet der Ethik beherrscht, als durchaus gleichberechtigt anzuerkennen sind. So führt die materialistische Geschichtsauffassung den naiven Realisten meist zum Glauben an die schrankenlose Alleinherrschaft des Kausalgesetzes und zur Negierung der Willensfreiheit, dieser Grundvoraussetzung aller idealistischen Ethik. Gerade eine solche Auffassung mußte, nachdem in den folgenden Jahrzehnten die alle Teleologie scheinbar entbehrlich machende und durch mechanistische Prinzipien ersetzende darwinistische Entwicklungslehre ihren Siegeszug angetreten hatte, starke Sympathieen finden. Alles geht fortan mit rechten Dingen zu: Wie auf naturwissenschaftlichem Gebiet die *Endursachen*, so sind in der Geschichtswissenschaft jetzt die mystischen Faktoren der *absoluten Idee*, des *Volksgeistes* usw. verscheucht. Gegenüber dieser neugewonnenen Einheitlichkeit des Weltbilds erscheint das Opfer jenes alten idealistischen Erbstücks der Willensfreiheit zunächst nicht allzu schwer.

Wenn Marx und Engels diesem Absolutismus des Kausalgesetzes und dem notwendig daraus entspringenden Fatalismus auch nicht genügend vorgebeugt haben, so lag er ihnen selbst doch völlig fern. Das Gesamtbild ihrer wahrlich nicht zu passiver Gelassenheit neigenden Persönlichkeiten, der revolutionäre Geist, den bei aller deskriptiven Sachlichkeit ihre Werke atmen, sind der lebendigste Beweis dafür. Wie sehr Marx in Wahrheit ethisch gerichtet war, haben hier kürzlich Hugo Lindemann und Wally Zepler in trefflicher Weise dargelegt.⁵⁾ Er selbst hat uns bekanntlich die Aufgabe zuerteilt Geburtshelfer der neuen Gesellschaft zu sein. Aber gerade in diesem von Marx gebrauchten Bild muß der naive Realist notwendig einen Widerspruch erkennen. Wie kann der einzelne, der selbst eine Zelle im embryonalen Zukunftsstaat bildet, zugleich Geburtshelferdienste leisten? Bewegt sich denn nicht unser Planet samt allem, was auf ihm kreucht und fleucht, nach ewigen ehernen Gesetzen? Steht nicht das Schicksal des Individuums wie das von Volksklassen schon in diesem Augenblick, ja schon von Ewigkeiten her unverrückbar fest, und ist es von uns armseligen Menschlein nicht darum ganz vermessen und töricht gedacht den Eintritt eines erhofften Ereignisses erleichtern, beschleunigen zu wollen? Gegen diesen alle kraftvolle Aktivität lähmenden Fatalismus gibt es nur ein Mittel: Erkenntniskritik. Darüber hier nur einige ganz knappe Andeutungen.

Ein berühmtes Beispiel aus Kants Prolegomena mag den Anknüpfungspunkt bilden: Dort oben nehme ich eine leuchtende runde Scheibe wahr, die Sonne, und hier am Boden etwas Graues, Rauhes, Hartes, einen Stein. Und ich habe die Beobachtung gemacht: Sobald dort oben die leuchtende Scheibe erschienen ist, fühlt das harte, graue Etwas sich warm an. Nun behaupte ich: Der Sonnenschein ist die Ursache der Wärme des Steins, die Wärme die Wirkung des Sonnenscheins. Woher aber nehme ich eigentlich das Recht hier von einem ursächlichen Zusammenhang zu sprechen, obwohl ich doch ganz und gar nichts anderes als eine bloße zeitliche Aufeinanderfolge von Gesichts- und Temperaturempfindungen feststellen kann? Dies zuerst von Hume erkannte Problem hat Kant gelöst, indem er sagt: Die Begriffe Ursache und Wirkung sind in der Tat nicht Eigenschaften, die in den Dingen draußen, unabhängig von unserer Erkenntnis, darinstecken. Es sind viel-

⁵⁾ Siehe Lindemann Die ethische Triebkraft in Marx und Zepler Was bedeutet Marx für den Geist unserer Bewegung?, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 392 ff. und 407 ff.

mehr, ähnlich wie der Raum und die Zeit selbst, Denkmittel, mit deren Hilfe überhaupt erst Ordnung und Gesetzmäßigkeit unter den Naturerscheinungen zustandekommt. Um eine Empfindung lokalisieren zu können, muß schon die Anschauung des Raumes dem Bewußtsein zugrunde liegen. Genau so muß, wenn wir einen bestimmten ursächlichen Zusammenhang feststellen wollen, schon die kausale Verknüpfungsweise der Wahrnehmungen dem Bewußtsein a priori angehören; denn wie kämen wir sonst überhaupt je zu dem Begriff einer Ursache? Das eben ist der Sinn der *kopernikanischen* Wendung Kants, wie er sie im Vorwort zur Vernunftkritik ankündigt: Die Erkenntnis richtet sich nicht nach den Gegenständen, sondern die Gegenstände müssen sich nach der Erkenntnis richten. Ja, es gibt überhaupt, unabhängig von der Erkenntnis, keine fertigen Dinge da draußen in Raum und Zeit, die sich nun irgendwie in unserm Kopf spiegeln und Vorstellungen in ihm erzeugen. Gegeben ist uns lediglich das »Mannigfaltige der Empfindung«. Dieses aber dürfen wir nicht etwa als die Wirkung von irgendwie jenseits von Raum und Zeit existierenden Dingen *an sich* betrachten; denn die Anwendung des Kausalbegriffs setzt ein Zeitverhältnis voraus, das zwischen einer Empfindung und einem unzeitlichen Ding an sich eben gerade nicht denkbar wäre. Das Rohmaterial der Empfindungen verarbeiten wir vielmehr erst mit Hilfe unserer Anschauungs- und Denkformen zu zeitlich-räumlichen Dingen *für uns*. Und so ist der Mensch, während er die Natur und ihre Gesetze scheinbar nur nachträglich entdeckt und beschreibt, in Wahrheit ihr Gesetzgeber. Vom Standpunkt des den Weltenlauf Betrachtenden gilt allerdings das Kausalgesetz unbeschränkt; auch für unser eigenes Denken, Wollen und Handeln, sobald wir uns gewissermaßen von außen, als Glieder des großen kosmischen Zusammenhangs, betrachten. Aber wir sind doch eben mehr als solche Glieder: Wir sind zugleich Vernunftwesen, die selbst erst diesen Zusammenhang stiften. Und dies Setzen von Kausalbeziehungen ist wiederum nur eine von mehreren Bewußtseinsrichtungen. Überall da, wo wir Naturerscheinungen erklären, analysieren, tun wir es unter dem Gesichtswinkel des Kausalgesetzes. Überall da aber, wo wir bewußt und planvoll handeln, versetzen wir uns in eine völlig andersartige Ordnung der Dinge: betrachten wir die Welt nicht mehr unter dem Gesichtspunkt von Ursache und Wirkung sondern von Zweck und Mittel. Die Tatsache aber, daß wir nicht nur auf sinnliche Reize in kausaler Abhängigkeit reagieren sondern fähig sind nach Vernunft erwägungen, nach Zwecken zu handeln, ist zugleich auch der Beweis dafür, daß wir *f r e i* handeln können. Vernünftiges Handeln und freies Handeln sind identische Begriffe. Wollte man jetzt noch, durchaus unsystematischerweise einwenden, unsere Vernunft sei doch abhängig von unserer Gehirnstruktur und darum ein nach ursächlichen Gesetzen entstehendes Produkt natürlicher Entwicklung, so wäre darauf ganz schlicht zu erwidern, daß Kant uns umgekehrt die Natur als Produkt der Vernunft erkennen gelehrt hat.

Der Widerspruch, den der naive Realist in der marxistischen Geschichtsauffassung zu erkennen glaubte, reduziert sich auf die Tatsache, daß sie den Unterschied und das Verhältnis von kausaler und teleologischer, unter dem Gesichtspunkt von Zweck und Mittel stehender Denkrichtung nicht genügend scharf kennzeichnet. Wir sind nicht bloße Marionetten eines sich Kausalgesetz nennenden Schicksals, das, an unzerreißbaren Fäden uns fest in der Hand haltend, das Drama soziale Entwicklung aufführt. »Die soziale

Entwicklung ist nicht ein Fatum für die Menschen sondern ihr Werk. Es geschieht in ihr nichts, was sie sich nicht selbst bereiten, nur daß sie noch lange nicht bewußt und einheitlich am Werk sind, weswegen so vieles noch gegen und ohne ihren Willen abläuft.«⁶⁾ Wenn wir nur (selbstverständlich unter sorgfältiger Berücksichtigung und Abwägung des bestehenden sozialen Kräfteverhältnisses) wollen, so können wir in der Tat die Verwirklichung des Sozialismus befördern, können wir, um mit Kant zu reden, »durch unsere eigene vernünftige Veranstaltung diesen so erfreulichen Zeitpunkt schneller herbeiführen.«⁷⁾

Warum aber sollen wir wollen?

Darauf weiß die materialistische Geschichtsauffassung scheinbar nur die Antwort: Weil dieses Wollen dem proletarischen Klasseninteresse entspricht. Über den sittlichen Wert dieses Wollens sagt sie nichts aus. Zwar kann sie uns genetisch-kausal begreiflich machen, wie dieses Klasseninteresse notwendig aus dem ökonomischen Produktionsprozeß entspringt und seinerseits eine proletarische Klassenethik erzeugt. Daß aber die Gebote gerade dieser und nicht irgendeiner andern, ebenso notwendig gewordenen Klassenethik, zum Beispiel der bürgerlichen, die richtigen, das heißt allgemeingültigen, sind, begreifen wir auf solchem Weg nicht. Die Genesis sittlicher Erscheinungen sagt eben nicht das mindeste über ihren Wert. Zu dessen Beurteilung bedarf es vielmehr eines selbst nicht wiederum aus der Erfahrung geschöpften sondern aus der Erkenntnis von der Gesetzmäßigkeit des wollenden Bewußtseins gewonnenen Kriteriums. Der lediglich formale Inhalt des Kantischen Grundgesetzes der reinen Ethik: die Forderung, daß der Leitgedanke jeder ethisch relevanten Handlung sich zu einem allgemeingültigen Gesetz des Wollens eignen müsse, ist oft genug als nichtssagend gescholten worden, weil er gerade in einem konkreten Widerstreit mehrerer Pflichten ratlos lasse. Der kategorische Imperativ ist freilich nichts weniger als ein für alle Lebenslagen passendes, schablonenhaft anwendbares Rezept des Handelns. Indessen war dies ja eben Kants Ziel: den Menschen von aller sittlichen und religiösen Bevormundung zu befreien und auf sich selbst zu stellen. Dafür aber fordert er auch von ihm, daß er von seiner Vernunft Gebrauch mache und selbst zwischen Gut und Böse unterscheiden lerne. Darum gilt es zunächst zu erkennen, was ist. Und dazu kann uns allein die ökonomische Geschichtsbetrachtung verhelfen. Sie lehrt uns die ganze bisherige Geschichte als eine Kette von Klassenkämpfen verstehen, in denen es sich um die Durchsetzung von Sonderinteressen handelt; und sie zeigt, daß auch der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie davon keine Ausnahme macht. Während aber die Bourgeoisie ein soziales System verteidigt, innerhalb dessen die Funktionen des Kapitals eine dauernde Klassenspaltung bewirken, kämpft das Proletariat für eine gesellschaftliche Neuordnung, die nicht nur seiner Niederhaltung und Ausbeutung ein Ende setzt sondern über diese Befriedigung eines Klasseninteresses hinaus einen ungeheuren Fortschritt der Gesamtkultur bedeutet, weil sie eine ökonomische Klassensonderung für immer unmöglich macht.

Werden wir nun, mit solcher Erkenntnis der in der heutigen Gesellschaft wirksamen Tendenzen ausgerüstet, vor die Alternative gestellt: mit dem

⁶⁾ Siehe Adler Prinzip oder Romantik? /Nürnberg 1905/, Seite 51.

⁷⁾ Siehe Kant Gesammelte Schriften VIII /Berlin 1912/, Seite 27.

Proletariat für den Sozialismus oder gegen das Proletariat für den Kapitalismus, so kann kein Zweifel sein, welche Richtung der kategorische Imperativ unserm Willen weist. Er ist ja, genau betrachtet, nichts anderes als das auf die Zweck-Mittel-Sphäre übertragene, in der Sphäre der Erfahrungswissenschaften als Idee der Natureinheit, des Kosmos auftretende Urgesetz der Vernunft: das Chaotische, Widerspruchsvolle zu Harmonie zu gestalten. Er will die Anarchie der sich in ihren Bahnen fortwährend kreuzenden und sich bekämpfenden Sonderinteressen und -gelüste der einzelnen Individuen und Gruppen in eine *societas generis humani* umwandeln, in ein »Reich der Zwecke«, wie Kant es nennt.

Kants Ethik ist (das wird vielfach, und gerade von sozialistischer Seite, noch verkannt) im eminenten Sinn Sozialethik.⁵⁾ Ja man kann sagen, daß, solange die Menschheit von dem Ideal wahrhafter Gemeinschaft noch so ungeheuer weit entfernt ist wie heute, die strikte Anwendung des kategorischen Imperativs auf das private Tun und Lassen des einzelnen noch gar nicht möglich ist. Lüge, Betrug, Diebstahl taugen gewiß nicht als Prinzipien einer allgemeinen Gesetzgebung. Doch heißt es unter den heutigen, von sozialen Widersprüchen zerrissenen Lebensformen nicht nur den Bogen überspannen sondern Widersinniges fordern, wollte man etwa die Lüge unter allen Umständen verwerfen. Mit Recht hat Staudinger gelegentlich gesagt: »Man sollte doch einmal sehen, wie es beurteilt würde, wenn ein Soldat im Kriege aus Wahrheitsliebe dem ihn ausfragenden Spion Stärke und Stellung seines Heeres verriete.«⁹⁾ Der kategorische Imperativ muß sich gewissermaßen selbst die Existenzgrundlage auf Erden bereiten. Darum lautet er für unser Zeitalter vorerst: Schaffe Gemeinschaft! Und eben dies ist auch das Ziel des Sozialismus. Die Angehörigen der Arbeiterklasse sind deshalb im Gegensatz zu den Vertretern der herrschenden Klasse nach Lassalles Worten »in der glücklichen Lage, daß dasjenige, was ihr wahres persönliches Interesse bildet, zusammenfällt mit dem zuckenden Pulsschlag der Geschichte, mit dem treibenden Lebensprinzip der sittlichen Entwicklung.«¹⁰⁾

⁵⁾ Daneben ist einzuräumen, daß Kant in seinen einzelnen politisch-sozialen Ansichten, wenn auch seiner Zeit voraus, so doch ihr Kind war. Er hat, so darf man wohl sagen, nicht die letzten Konsequenzen seiner Methode gezogen und so bisweilen seiner eigenen Absicht »entgegengedacht«, wie er selbst einmal von Plato bemerkt. Die in dieser Hinsicht notwendige Korrektur Kants ist eines der Verdienste der sogenannten Marburger Schule. Nicht aber heißt es, wie Plenge (Die Geburt der Vernunft /Leipzig 1918/) meint, »Kant in seiner echten Weise fortsetzen«, wenn man »die Einheit von bewußter Selbstgestaltung und organisatorischer Organisation, bewußter technischer Durchdringung zur höchsten Ausgestaltung der an sich immer organisierten Zweckgemeinschaft der menschlichen Gesellschaft, als die praktische Grundidee der Menschenvernunft, die das Prinzip der bewußten Nachschaffung aller den Menschen zugänglichen Lebensbeziehungen zur Vollendung bringt«, erklärt. Mit dem Schlagwort der *Organisation*, das es auch manchem ehemals radikalen Sozialisten angetan hat, ist weder für die Ethik noch für den Sozialismus Wesentliches zu gewinnen. Auch in der antiken Sklavenwirtschaft gab es zweifellos ein hohes Maß von »organisatorischer Organisation«. Nicht auf das äußerliche Moment der Organisation, die nur ein technisches Mittel zur Arbeitsleistung ist, sondern auf das innere Verhältnis zur pflichtmäßigen Leistung kommt es an. Und diese bedingt in erster Linie Freiheit und Selbstverantwortung: die selbe Selbstverantwortung, die auf innenpolitischem Gebiet den Parlamentarismus als höhere politische Form gegenüber dem Obrigkeitstaat charakterisiert. Es ist deswegen eine vollkommene Verkennung und Veräußerlichung Kants, wenn man ihn gar als Schwurzeugen gegen das parlamentarische und für das obrigkeitliche Regiment anruft. Der Geist des Sozialismus ist nicht der Geist der sogenannten Ideen von 1914, wie ihn nach Plenge gar erst Kjellén herausstellt., der die Brüderlichkeit von 1789 durch die »Kindschaft im Vaterhause«, also durch die ewige Unmündigkeit und das Regiertwerden, ersetzt sehen will. Gegenüber diesen gefühlleeren Konstruktionen, die den Sozialismus zur bloßen (physischen und intellektuellen) Technik entgeistigen, ist es notwendig auf den ewigen Gehalt der Ideen von 1789 hinzuweisen, wie der Sozialist sie erfassen muß: der Freiheit des Menschlichen, der Gleichheit der Pflicht und der Brüderlichkeit der Gesinnung.

⁹⁾ Siehe Staudinger Wirtschaftliche Grundlagen der Moral /Darmstadt 1907/, Seite 90.

¹⁰⁾ Siehe Lassalle Reden und Schriften II /Berlin 1893/, Seite 44.

Mancher mag in dieser Zeit politischer Hochspannung philosophisches Spintisieren für überflüssiger als je halten. Doch scheint uns allerlei Anlaß dazu gegeben zu sein. Einmal ist der Begriff der sozialen Entwicklungsnotwendigkeit manchen Sozialisten ein gar zu bequemes Mittel zur moralischen Selbstentlastung in Fällen geworden, in denen aus Mangel an politischer Entschlossenheit und Tatkraft Wichtiges versäumt wurde. So wird ein künftiger Geschichtsschreiber des Sozialismus, der die psychologischen Ursachen für den Zusammenbruch der Internationale bei Kriegsbeginn erforscht, unter anderm auch die durch den Mißbrauch jenes Begriffs seit langem genährte fatalistische Grundstimmung vieler Sozialdemokraten in Rechnung stellen müssen. Ferner aber: In den gewaltigen Kämpfen, denen der Sozialismus entgegengieht, wird man eifriger noch als bisher danach trachten ihn in ethischer und kultureller Beziehung zu diskreditieren. Welch mächtige Steigerung seines Ansehens und seiner Anziehungskraft auf diejenigen, die sich jetzt noch vor seinem *Materialismus* bekreuzigen, könnte es dann bedeuten, wenn er, alte, im Zeitalter des Neukantianismus jedenfalls nicht mehr stattliche Vorurteile endlich aufgebend, neben den Namen Marx den Namen Kant auf seine Fahnen schreibe. Kants Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht hat den selben Urgrund wie Marx' ökonomische Geschichtsauffassung. Und Marx' Postulat an den einzelnen für den werdenden Sozialismus zu arbeiten ist von der gleichen Grundauffassung getragen wie die Kantische Ethik. Daher hat die Sozialdemokratie das Recht sich auf Kant ebenso zu berufen wie auf Marx: mehr allerdings noch die Pflicht die verkümmerte Philosophie des Sozialismus neu zu entwickeln¹¹⁾ und so eine geistige Basis und einen ethischen Antrieb für dessen Verwirklichung zu schaffen.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Staatssozialismus / Edmund Fischer

Branntweinmonopol

Als erster der Monopolpläne der Regierung ist der Entwurf eines Gesetzes über das Branntweinmonopol dem Reichstag zugegangen. Im wesentlichen wird dieses Monopol die Verstaatlichung der Spirituszentrale und eine Erhöhung der Abgaben auf Trinkbranntwein bedeuten, falls der Reichstag den Entwurf in der vorgeschlagenen Form annimmt, was noch keineswegs feststeht. Die grundlegende Bestimmung des Entwurfs ist der § 1, nach dem der im Inland hergestellte Branntwein, soweit nicht Ausnahmen vorgesehen sind, aus der Brennerei zum Branntweinübernahmepreis an das Reich abzuliefern ist. Die Verarbeitung von Branntwein zu Trinkbranntwein und der Handel mit diesem steht ausschließlich dem Reich

zu und wird für seine Rechnung von der Monopolverwaltung betrieben. Die Herstellung des Branntweins bleibt also nach wie vor den privaten Unternehmern überlassen, und auch die Kontingentierung wird beibehalten. Die Monopolverwaltung bezieht den rohen Branntwein von den Herstellern, reinigt ihn und stellt alkoholische Getränke daraus her; sie führt dem Bedürfnis entsprechend ausländischen Branntwein ein. Der von der Monopolverwaltung beim Verkauf von Branntwein im Inland zu erhebende Preis wird durch einen vom Bundesrat festgesetzten Tarif bestimmt. Durch etwa 600 Branntweinaagenten und 70 000 Verschleißer soll der Branntwein zum inländischen Verbrauch verkauft werden. Gastwirtschaften usw. kann die Erlaubnis zum Ausschank von Branntwein erteilt werden. Die obere Leitung der gesamten Monopolverwaltung führt das dem Reichskanzler

¹¹⁾ Siehe Moeglich Eine verkümmerte Wurzel des Sozialismus, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 92 ff.

unterstellte Kaiserliche Monopolamt für Branntweinverwertung in Berlin. Dem Monopolamt stehen ein Beirat und ein Gewerbeausschuß zur Seite. Der Beirat besteht aus 20 Mitgliedern; je 5 sind vom Bundesrat und vom Reichstag aus ihrer Mitte, 5 aus den Kreisen der landwirtschaftlichen Brenner auf Vorschlag einer vom Bundesrat zu bestimmenden Vereinigung und 5 auf Vorschlag des Monopolamts vom Reichskanzler zu berufen. In dem Gewerbeausschuß sollen die an dem Absatz und der Verarbeitung von Branntwein beteiligten Gewerbe entsprechend ihrer wirtschaftlichen Bedeutung vertreten sein. Daß das Staatsmonopol dem bisher bestehenden Privatmonopol und auch einer einfachen Erhöhung der Besteuerung vorzuziehen ist, bedarf keiner näheren Begründung. Die Steuererhöhung würde auch ohne Monopol kommen. Der Reichstag müßte jedoch einen größeren Einfluß auf die Verwaltung nehmen.

Rußland:
Außenhandels-
sozialisierung

Der Rat der Volkskommissare hat die Sozialisierung des Außenhandels in die Wege geleitet. Ein Dekret vom 22. April 1918 besagt in seinem Hauptinhalt folgendes:

1. Der gesamte Außenhandel wird nationalisiert. Handelsabmachungen im Ausland wegen Kauf und Verkauf von Produkten aller Art werden im Namen der russischen Republik von besonders hierfür bevollmächtigten Organen getroffen. Alle Handelsabmachungen mit dem Ausland zur Ein- und Ausfuhr unter Umgehung dieser Organe werden verboten.

2. Das den nationalisierten Außenhandel verwaltende Organ ist das Volkskommissariat für Handel und Industrie.

3. Zur Organisation der Aus- und Einfuhr wird beim Volkskommissar für Handel und Industrie der Rat für den Außenhandel gegründet. Dem Rat gehören Vertreter folgender Ressorts, Anstalten und Organisationen an: a) der Kriegs-, Marine-, Landwirtschafts-, Verpflegungs-, Verkehrs-, Auswärtigen- und Finanzressorts, b) der Zentralorgane für Regelung und Verwaltung einer Reihe von Produktionszweigen (Tee, Zucker, Textilien usw.), sowie Vertreter sämtlicher Abteilungen des Obersten Rates der Volkswirtschaft; c) der Zentralorganisationen der Genossenschaften; d) der Zentralverwaltungen der handelsindustriellen und landwirtschaftlichen Organisationen; e) der Zentral-

organe der gewerkschaftlichen Verbände und der handelsindustriellen Angestellten; f) der Zentralorgane der Handelsunternehmungen für die Ein- und Ausfuhr wichtigster Produkte.

4. Der Rat für den Außenhandel verwirklicht den Plan des Warenaustausches mit dem Ausland. Ihm obliegen folgende Aufgaben: a) Feststellung der Nachfrage und des Angebots der aus- und einzuführenden Produkte; b) Organisation der Vorratswirtschaft und des Einkaufs unter Zuhilfenahme der entsprechenden Zentralstellen einzelner Industriezweige respektive, bei deren Fehlen, unter Vermittlung von Genossenschaften, der Agenturen und Handelsfirmen; c) Organisation des Einkaufs im Ausland mit Hilfe staatlicher Einkaufskommissionen und Agenten, Genossenschaften und Handelsfirmen; d) Feststellung der Preise der Aus- und Einfuhren.

5. Der Rat für den Außenhandel wird in Abteilungen nach Industriezweigen und den wichtigsten Gruppen von Aus- und Einfuhren eingeteilt, wobei Vertreter des Volkskommissariats für Handel und Industrie als Vorsitzende der Abteilungen fungieren.

6. Das gegenwärtige Dekret tritt mit dem Augenblick der Veröffentlichung in Kraft.

Bemerkt wird noch, daß die Bestimmungen für die Ein- und Ausfuhr von Postpaketen und Gepäck von Reisenden gesondert herausgegeben werden. Ferner: Dem Volkskommissariat für Handel und Industrie bleibt es überlassen zur Beteiligung an dem Rat für den Außenhandel auch Vertreter solcher Organisationen heranzuziehen, die im Dekret nicht angeführt sind.

Nachdem die bolschewistische Regierung die Verstaatlichung der gesamten Produktion begonnen hat, mußte die Verstaatlichung des Außenhandels notwendig folgen. Staatliche Handelsmonopole werden auch in Deutschland für die Zeit nach dem Kriegsende vorbereitet.

England:
Alkoholregie Die geplante Verstaatlichung der gesamten Produktion und des Vertriebs alkoholischer Getränke, des Biers und des Branntweins (siehe diese Rundschau, 1916 II, Seite 711), ist um einen wesentlichen Schritt weiter gekommen. Am 3. Mai sind die Berichte der 3 Kommissionen erschienen, die eingesetzt worden waren, um die Frage zu untersuchen und Vorschläge zu machen.

Die Kommission für England und Wales empfiehlt durch einstimmigen Beschluß die Verstaatlichung und berechnet die Kosten für die Übernahme aller Brauereien und Branntweinverkaufsstellen für ihr Untersuchungsgebiet auf 350 bis 400 Millionen Pfund Sterling, also rund 8 Milliarden Mark. Das ist bedeutend weniger als die Forderungen der Unternehmer lauteten. Die Kommission gründet ihre Schätzung auf die Gewinnziffern vor dem Krieg. Trotz dieser hohen Summe soll der Ankauf für den Staat lohnend sein. Die Verstaatlichung soll aber nicht lediglich finanzielle sondern auch soziale, hygienische und moralische Ziele verfolgen. Der Staat soll die Branntweinverkaufsstellen stark vermindern und statt der schweren, der Gesundheit nachteiligen alkoholischen Getränke gesunde leichte Biere brauen. Es soll also mit der Verstaatlichung gleichzeitig eine Reform des ganzen Wirtshauswesens verbunden werden. Die zahlreichen Trinkhäuser und die schwere Biere herstellenden Brauereien, die geschlossen werden sollen, könnten, so meint die Kommission, für nützlichere Zwecke verwendet werden. Unter die Branntweinverkaufshäuser fallen natürlich auch die Branntweinfabriken. Und auch die Einfuhr alkoholischer Getränke wird Staatssache werden, sofern die Verstaatlichung zur Durchführung gelangt, was bestimmt erwartet wird. Die Kosten für die Ablösung der Unternehmer und der Erwerb der Gebäude werden für ganz Großbritannien wohl 20 bis 25 Milliarden Mark betragen. Näheres über die Berichte der Kommissionen für Schottland und Irland ist zwar noch nicht bekannt; nur daß diese Kommissionen zu keinem einstimmigen Beschluß gekommen sind, wurde berichtet. Aber die Kosten für Schottland und Irland dürften nicht wesentlich geringer sein als die für England und Wales. Großzügigkeit kann man dieser Reform nicht absprechen.

Totenliste Nur wenigen volkswirtschaftlichen Theoretikern war es beschieden sich an den praktischen Erfolgen ihrer Lehre so erfreuen zu können wie Adolph Wagner, über dessen Tod hier bereits in der Rundschau Sozialwissenschaften (in diesem Band, Seite 162 f.) berichtet wurde. Von der Verspottung der Kathedersozialisten, von links wie von rechts, bis zum Siegeszug des Staatssozialismus

über die ganze Erde, den Wagner noch wahrnehmen konnte, bevor er aus dem Leben schied, liegt nur ein relativ kurzer Zeitraum. Der manchesterliche Gedanke ist dem staatssozialistischen erlegen. Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit haben das mit sich gebracht. Aber darin bestand ja auch die Lehre Wagners, daß er immer von rein praktischen Erwägungen ausging. Von Rodbertus beeinflusst, war Wagner einer der ersten und jedenfalls der fruchtbarste Vertreter der staatssozialistischen Ideen. Bereits in seiner Erstlingsschrift trat er für das Staatsbahnsystem ein, in seiner Dissertation kommt schon der Gedanke der Verstaatlichung der Banken zum Ausdruck, und auch in seinen zahlreichen Finanz- und Valutaarbeiten 1859 trat er dafür ein, daß der Staat in das Wirtschaftsleben eingreifen müsse. Er war auch der erste, der die Verstaatlichung des Versicherungswesens mit guten Gründen forderte. Bekannt ist sein entschiedenes Eintreten für die Wertzuwachssteuer und das Erbrecht des Staates. Er war jedenfalls das befähigteste und hervorragendste Mitglied des Bundes der Bodenreformer. Das Privateigentum nannte er eine öffentlich-rechtliche Institution. Die staatliche Organisation genützte Wagner übrigens nicht, er betonte stets auch den sozialen Gesichtspunkt. Er war Mitbegründer des Vereins für Sozialpolitik. Es gehört zu Wagners Theorie, daß er sich auch praktisch betätigte. Von 1882 bis 1885 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, wo er sich der konservativen Fraktion anschloß. Obwohl er selbst dem demokratischen Sozialismus ablehnend gegenüberstand, hat er diesen gefördert, und nicht wenige seiner Schüler sind gerade durch ihn dem Sozialismus zugeführt worden.

Kurze Chronik Die Reichsbank erzielte im Geschäftsjahr 1917 einen Reingewinn von 97 276 241,14 Mark. Davon fallen dem Reich gemäß dem Gesetz über Kriegsabgaben 44 068 354,66 Mark zu, ferner vom Restgewinn 32 835 520,54 Mark. Da außerdem vom Bruttogewinn 130 Millionen Mark Kriegsabgaben an das Reich abzuliefern waren, brachte die Reichsbank im Jahr 1917 dem Reich einen Gewinn von insgesamt 206 903 875,20 Mark. **◇** Das Kohlenabbaugesetz, das dem sächsischen Staat alle noch nicht im Abbau befindlichen Kohlenlager sichert, ist nun endlich von den beiden

Kammern des sächsischen Landtags angenommen worden, aber mit Änderungen, die den Grundbesitzern über die Förderabgaben hinaus, wie sie die Regierungsvorlage vorsah, wesentliche materielle Vorteile sichern. ◊ Ein deutsches Forschungsinstitut für Textilindustrie mit dem Sitz in Sachsen ist mit hohen staatlichen Beihilfen errichtet worden. Die Stadt Dresden hat diesem Institut einen Bauplatz im Wert von 1¼ Millionen Mark unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Literatur Staatsmonopol oder Privatwirtschaft im Warenhandel? lautet der Titel einer Broschüre /Bremen, Schönemann/, die das Ergebnis einer Rundfrage der Bremer Nachrichten bei bremischen Fachmännern des Großhandels und anderen enthält. Die Befragten treten sämtlich für den freien Handel ein und sind Gegner des Staatsmonopols. Nur ein Rechtsanwalt Müller plädiert für staatliche Monopole, auch für Einfuhrmonopole, obwohl er, wie er sagt, »überzeugter Individualist« ist und das ewige Geschrei nach Verstaatlichung haßt. Er fürchtet, man habe für die nächste Zeit nur die Wahl zwischen Einfuhrmonopolen und Verzicht auf den Außenhandel. Die Monopolfrage, meint er, könne nicht mit Ja oder Nein beantwortet werden. Sie müsse so gestellt werden: Welcher Apfel ist der sauerste? ◊ Staatliche Privatwirtschaftsräte empfiehlt W. A. Gatzert /München, Oldenbourg/ als ein generelles Mittel zur systematischen Hebung des deutschen Handels im internationalen Wirtschaftskampf. ◊ In einem 135 Seiten starken Buch über Brandversicherung, Brandschäden und Brandschutz /Dortmund, Meyer/ tritt Hans Weilmair mit guten Gründen für eine Verstaatlichung der gesamten Brandversicherung ein, alle Einwände gegen sie schlagend widerlegend.

Gewerkschaftsbewegung / Wilhelm Buck

Internationale Anfang Mai fand in Paris eine Zusammenkunft amerikanischer, englischer und französischer Arbeitervertreter statt. Noch immer zeigte sich eine Voreingenommenheit gegen die deutschen Arbeiterorganisationen, deren Ursache wohl die mangelhafte und oft falsche Berichterstattung über deren Verhalten und Taktik während des Krieges ist. Nur

die Franzosen vertraten den Gedanken einer internationalen Konferenz, auf der auch die Vertreter der Organisationen der Mittelmächte zugegen sein müßten. Sie machten ihrer Regierung den Vorwurf, daß sie nur den Gegnern des Rechts und der Freiheit Redefreiheit gewähre, und erklärten: die Sehnsucht der französischen Arbeiter gehe dahin die Internationale wieder aufzurichten und Frieden zu schließen.

Auf der Mailänder Tagung des italienischen Gewerkschaftsausschusses vom 8. bis zum 11. Mai beklagte es die Mehrzahl der Mitglieder, daß die Regierungen der alliierten Mächte den Arbeitervertretern die Pässe zu der Berner internationalen Gewerkschaftskonferenz im Oktober 1917 verweigert hatten, und hieß deren Beschlüsse gut, in denen die Vertragsmächte aufgefordert wurden die dort festgestellten sozialpolitischen Gesetzesbestimmungen in die Friedensverträge mitaufzunehmen. Der Gewerkschaftsausschuß verlangte ferner, daß das Internationale Gewerkschaftsbureau sobald wie möglich in ein neutrales Land verlegt werde.

Die Metallarbeiterinternationale berichtet, daß in den neutralen Ländern, bei den Mittelmächten und auch in England ihre Verbände während des Krieges nach einem anfänglichen Rückgang einen ganz bedeutenden Aufstieg genommen haben. In Deutschland wuchs die Mitgliederzahl des Metallarbeiterverbandes wieder auf über 400 000, in Österreich auf 121 000, in Ungarn auf 80 934, in Schweden auf 60 600, in Norwegen auf 200 000, in Dänemark auf 179 000, in der Schweiz auf 62 800, in Holland auf 15 000, in England auf 633 000. Die Willensbetätigung zur Erringung einer gesicherten Existenz ist in erfreulichem Steigen begriffen.

Zersplitterungsbestrebungen Die Parole, die zuerst von der Organisationsleitung der Unabhängigen Sozialdemokratie in Stuttgart ausgegeben wurde: besondere sogenannte politisch-gewerkschaftliche Einheitsorganisationen zu gründen, hat bei den Unabhängigen Sozialdemokraten in einigen Orten bereits Anklang gefunden. Am 9. März wurde in Köln bei einer Zusammenkunft von Unabhängigen folgender Beschluß gefaßt: »Die Mitgliederversammlung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Köln beauftragt, nachdem sie sich über die Gewerkschaftsfrage ausgesprochen hat, die Parteileitung zur Grün-

derung einer politisch-gewerkschaftlichen Einheitsorganisation Schritte zu unternehmen und zu veranlassen, daß die Gewerkschaftsfrage in allen Ortsgruppen gründlich erörtert wird.« Die Parteileitung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei gab darauf folgendes bekannt: »Die Gewerkschaftsbureaukratie hat dadurch, daß sie sich politisch als Helfershelferin der Regierungspolitik betätigt, eine starke Mißstimmung in Gewerkschaftskreisen hervorgerufen. Vielfach wird darüber geklagt, daß Gewerkschaftsführer selbstherrlich auftreten und die Selbständigkeit der Mitglieder mißachten. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit der Mitglieder darf aber nicht dazu führen den Gewerkschaften den Rücken zu kehren und neue Gewerkschaften zu gründen. Die Mitglieder haben vielmehr innerhalb der bestehenden Gewerkschaften dafür zu sorgen, daß die Gewerkschaften auf eine gesunde Grundlage gestellt und mit sozialistischem Geiste erfüllt werden.«

Es ist vorläufig nicht vorauszusagen, wie weit die Mitglieder der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei sich nach der Mahnung ihrer Parteileitung richten werden. Sicher aber ist, daß Zersplitterungsversuche dieser Art keinen Erfolg haben werden. Bisher ist es nur in Leipzig zur Abspaltung von 8 Gewerkschaften mit etwa 10 000 Mitgliedern von dem Gewerkschaftskartell gekommen, und dort ist es vorläufig nicht gelungen die Organisation wieder zusammenzuschließen. In anderen großen Gewerkschaftszentren, wie allgemein in ganz Deutschland, stehen die Gewerkschaftsmitglieder geschlossen zu ihren Organisationen. Selbst in Stuttgart wurde am 6. April nach einem Referat Legiens über die Kriegspolitik der Gewerkschaften von über 600 Gewerkschaftsvertretern gegen 10 Stimmen die Politik der freien Gewerkschaften gebilligt. Die Resolution, die dort angenommen wurde, erkennt an, daß die Gewerkschaften auch während des Krieges die im Kampf gegen Unternehmertum und Staatsgewalt erprobten Grundsätze hochgehalten haben und erklärt es für die Pflicht aller Gewerkschaftsgenossen das kostbarste Gut ihrer Organisationen, die Einigkeit, aus dem Weltbrand unversehrt in die Friedenszeit hinüberzuretten. Ähnliche Versammlungen haben auch in anderen Städten mit gleichem Erfolg stattgefunden. Auch in den Verhandlungen und Beschlüssen der letzten Verbandstage haben die Ge-

werkschaftsmitglieder die gleiche Stellung eingenommen.

Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern des Bundes der technischen Angestellten und des Bundes der technisch-industriellen Beamten führten am Beginn des Krieges zu einer Trennung beider Organisationen. Die Einsicht von der Unzweckmäßigkeit solcher Spaltungen veranlaßte jetzt den Bund der technischen Angestellten Verhandlungen über eine Wiedervereinigung anzuknüpfen. Sie hatten den Erfolg, daß die früheren Mitglieder wieder geschlossen in den Bund eintraten und zwei damals entlassene Beamte von neuem eingestellt wurden. Der Bund setzte einen Verfassungsausschuß ein, der die Satzungen neu bearbeiten soll, mit der Tendenz die Rechte der Mitglieder zu erweitern.

Vorstände- konferenz

Die Generalkommission der Gewerkschaften legte der Konferenz der Verbandsvorstände, die am 25. und 26. März tagte, den Geschäfts- und Kassenbericht für 1917 vor. Er zeigt, daß der durch den Krieg veranlaßte Rückgang der Mitgliederzahl Ende 1916 seinen Höchststand erreichte, und 1917 bei den meisten Verbänden eine erfreuliche Erhöhung des Mitgliederstands eintrat (siehe auch diese Rundschau, in diesem Band, Seite 439). Die Ausgaben, die die Aufrechterhaltung der Arbeitersekretariate erforderte, und die Verminderung der Einnahmen durch den Mitglieder-rückgang zwangen die Generalkommission von ihrem Vermögen im Jahr 1917 insgesamt 114 069,28 Mark zuzusetzen; die Ausgaben betragen im ganzen 527 974,09 Mark.

In der Vorstandskonferenz wurde über die Forderung beim Reichswirtschaftsamt berichtet: in die Friedensverträge gewisse Bestimmungen über Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung aufzunehmen. Auch verhandelte man über die Vertretung der Gewerkschaften in der Organisation der Übergangswirtschaft und ihren Beitritt zur Gesellschaft für soziale Reform. Umbreit referierte über Arbeitslosenversicherung und Arbeitsvermittlung.

Die Stellung der Gewerkschaftsvorstände zu der Kriegsinvaliden- und Kriegsteilnehmerorganisation wurde in folgender Resolution umschrieben: »Die Konferenz sieht keinen Anlaß zu dem Bunde der Kriegbeschädigten und ehemaligen Kriegsteilnehmer in befürwortendem oder ablehnendem Sinne Stellung zu

nehmen. Gegen die Förderung des Bundes durch Gewerkschaftsfunktionäre bestehen keine Bedenken. Eine Verpflichtung in dieser Hinsicht kann jedoch niemand auferlegt werden. Die Entsendung einer Vertretung zu dem einberufenen Bundestage wird der Generalkommission anheimgestellt. Eine lange Diskussion fand über die Frage statt, ob sich die Gewerkschaften an der vom Reichsausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge veranstalteten Sammlung für die Kriegsinvaliden beteiligen sollten. Die Entscheidung wurde schließlich einer schriftlichen Abstimmung vorbehalten. (Die meisten Gewerkschaften haben sich dann für die Beteiligung ausgesprochen.)

Den Referaten und Leitsätzen der Vortragenden stimmte die Konferenz zu.

Tagungen Auf dem ordentlichen Verbandstag des Bauarbeiterverbands, vom 11. bis zum 16. März in Nürnberg, waren 110 Delegierte, 6 Vorstandsmitglieder, 26 Bezirksleiter, der Ausschußvorsitzende und der Redakteur anwesend. Nach dem Geschäfts- und Kassenbericht stand in der Zeit von 1913 bis Ende 1917 einer Reineinnahme von 21 225 084,98 Mark eine Ausgabe von 19 208 862,73 Mark gegenüber, darunter allein 5 549 154 Mark für Unterstützungen der Familien der zum Kriegsdienst eingezogenen Mitglieder. Ende 1917 zählte der Verband ohne die zum Heer Eingezogenen 81 516 Mitglieder; auch hier hatte sich deren Zahl gegen das Vorjahr erhöht. Der Verbandstag billigte fast ohne Widerspruch (gegen 3 Stimmen) die Kriegspolitik des Vorstandes, der sich rückhaltlos auf den Boden der Generalkommission und der Vorständekonferenz gestellt hatte. Die Verlängerung des Tarifvertrags bis zum 31. März 1919 wurde einstimmig gebilligt. Den Anforderungen der Jetztzeit entsprechend beschloß man eine straffere Gliederung der Verbandsorganisationen, Erhöhung der Beiträge und der Unterstützungen. Innerlich gekräftigt wird die Berufsorganisation der deutschen Bauarbeiter auch in der schweren Zeit der Übergangswirtschaft die Interessen ihrer Mitglieder wahren können.

Am 14. und 15. April fand eine Konferenz des Hauptvorstands des Fleischerverbands mit seinen Gauleitern und den Vertretern größerer Zahlstellen statt, am 28. und 29. März eine Städtekonferenz der Tapezierer, beide in

Berlin, am 21. April eine Konferenz der Haarhutarbeiter in Altenburg. Die Fleischer und Tapezierer beschäftigten sich vorwiegend mit Beitrags-, Unterstützungs- und Organisationsfragen; auch sie beschlossen eine Erhöhung der Beiträge und Leistungen an die Mitglieder. Die Haarhutarbeiter berieten, welche Maßnahmen gegen die durch den Mangel an Rohmaterial ihrem Beruf drohenden Gefahren ergriffen werden könnten; es wurde eine Resolution angenommen, die dann den zuständigen Reichsstellen unterbreitet wurde.

Der Verband der Bäcker und Konditoren hielt vom 6. bis zum 10. Mai in Leipzig seinen Verbandstag ab, dem am 5. Mai eine Konferenz der in Konsumvereinen und Genossenschaften beschäftigten Bäcker vorausging. Auch auf diesem Verbandstag wurde im Anschluß an den Vorstandsbericht lebhaft über die sogenannte Kriegspolitik der Generalkommission und der Vorständekonferenz debattiert. Man bemängelte die Haltung der Verbandszeitung. Die eigentliche Tätigkeit des Vorstandes wurde indessen lobend anerkannt, und man bedauerte, daß der bewährte bisherige Vorsitzende Allmann sein Amt niederlegt. Allmann verbleibt internationaler Sekretär der Bäckerorganisationen. Zum Verbandsvorsitzenden wurde Diermeier (München) gewählt. Der folgende Antrag wurde einstimmig angenommen: »Die Generalversammlung kann sich nicht mit allen Maßnahmen der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands während des Krieges einverstanden erklären. Sie erklärt, daß oberster Grundsatz gewerkschaftlicher Politik die Neutralität sein muß, und daß daher politische Streitigkeiten innerhalb der Partei auszutragen sind. Der Vorstand wird beauftragt bei der Generalkommission dahin zu wirken, daß dieselbe nur gewerkschaftliche Interessen vertritt.«

Am 17. und 18. März tagte der Eisenbahnerverband in Eisenach. Nach dem von dem Vorsitzenden Ickler vorgelegten Bericht gehörten ihm zurzeit 116 000 Mitglieder, darunter zahlreiche weibliche, an. Der Zusammenschluß des Verbands mit verwandten Vereinen zum Zweck der Erhöhung seines politischen Einflusses wurde vom Verbandstag ebenso gebilligt wie die Aufrechterhaltung politischer Neutralität. Außerdem wurden Lohnfragen besprochen und Vorträge entgegengenommen: von Damaschke über Sozialreform

und Wohnungsfragen und von den Abgeordneten Müller /Meiningen/ und Schulenburg über die Staatsarbeiter im neuen Deutschland und die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands.

Liberal-soziale Verbände Vom 28. bis zum 30. März tagte in Berlin ein Kongreß der freiheitlich-nationalen Arbeiter- und Angestelltenverbände, der von 20 Arbeiter- und Angestelltenverbänden mit etwa 700 000 Mitgliedern besetzt war. Die liberal-sozialen Anschauungen zuneigenden Kreise der Arbeiter und Angestellten hatten den Kongreß einberufen, um der Gefahr vorzubeugen, daß ihre Organisationen zwischen der starken sozialdemokratischen Arbeiterschaft und den Christlichen Gewerkschaften zerrieben werden, und um die angeschlossenen Verbände mit der Werbekraft eines einigenden ethischen Ideals zu erfüllen. Der Gewerkvereinsvorsitzende Hartmann leitete die Verhandlungen. Gleichauf von den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen referierte über Vorgeschichte und Grundlagen der freiheitlich-nationalen Arbeiter- und Angestelltenbewegung, Professor Günther über soziale Kultur, Generalsekretär Riedel über staatsbürgerliche Erziehung, Erkelenz über Vertretung der Arbeitnehmer in den Parlamenten, der ehemalige Staatssekretär Dernburg über das Wohnungswesen und Schuhmacher, Greyer und Riedel über Lohn- und Wirtschaftspolitik.

Die Teilnehmer waren von den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen, einigen liberal gerichteten Handlungsgehilfenverbänden und von Staatsarbeiter- und Handwerkerverbänden delegiert worden.

Totenliste

Der Redakteur des Organs der Fabrikarbeiter Heinrich Schneider ist am 14. April an den Folgen eines Straßenbahnunfalls in Hannover gestorben. Schneider, der noch nicht 42 Jahre alt geworden ist, machte eine harte Lebensschule durch. Durch eifriges Selbststudium und eisernen Fleiß verschaffte er sich die Bildung, die ihm, die elende Dorfschule seiner Heimat nicht geben konnte. Als Redakteur fand er eine seiner Natur so recht angepaßte Wirksamkeit. Unter seiner Leitung eroberte sich der Proletarier eine achtunggebietende Stellung unter den Gewerkschaftszeitungen. Schneiders literarische Arbeiten im Korrespondenzblatt der Generalkommission, in dem gewerkschaftlichen Kriegs-

buch und in dem 1911 von ihm herausgegebenen Werk Die Gefahren der Arbeit in der chemischen Industrie zeugen von seiner Begabung und seinem Streben. Der Gauleiter des Textilarbeiterverbandes für den Bezirk Linksrhein Bernhard Brüggemann starb am 4. Mai nach jahrelangem schweren Leiden in Krefeld. Der Verbandsvorstand und die Redaktion gedenken im Textilarbeiter ehrend seiner Arbeit für den Verband.

Jubiläen

Der am 6. April 1893 in Kassel gegründete Holzarbeiterverband hat sich nun 25 Jahre lang gesund und erfreulich entwickelt. Bis Kriegsbeginn hatte er annähernd 200 000 Mitglieder. Der Verband dankt seinen Einfluß und sein Ansehen auch bei dem Unternehmertum hauptsächlich dem innigen Kontakt zwischen Leitung und Mitgliedern, der auch im Krieg nicht unterbrochen werden konnte. Die Mitgliederzahl sank zur Zeit ihres größten Tiefstands im Krieg auf 68 249, Ende 1917 war sie wieder auf 90 237 angestiegen.

Auch der Buchbinderverband konnte am 1. Mai auf sein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Bereits vor dem Jahr 1893 existierte eine Vereinigung von etwa 45 Buchbindervereinen, die sich über ganz Deutschland erstreckte und der 2738 Mitglieder angehörten. Aber erst mit der Schaffung des Zentralverbands gewann die Buchbinderorganisation Größe und Bedeutung. Zu Kriegsbeginn zählte der Verband 16 413 männliche und 5968 weibliche Mitglieder, jetzt, im 4. Kriegsjahr, 5532 männliche und 14 839 weibliche. Eine große Zahl von Mitgliedern gehört ihm ununterbrochen seit 25 Jahren an; die Jubiläumsnummer der Buchbinderzeitung gedachte ehrend ihrer vorbildlichen Organisationstreue.

Das Stuttgarter Gewerkschaftshaus bestand am 22. April 25 Jahre. Das 1893 zum Gewerkschaftshaus eingerichtete Gasthaus Zum Hirsch wurde 1898 mit dem von den Gewerkschaften angekauften Gasthaus Zum Goldnen Bären vertauscht, auf dessen Boden unter Hinzunahme angrenzender Grundstücke 1901 ein Saalbau errichtet und eröffnet wurde. In der Kriegszeit, von 1914 bis Ende 1917 mußte das Gewerkschaftshaus einen Vermögensverlust von 46 000 Mark buchen, ein Kriegsoffer, das hoffentlich im Frieden wieder wettgemacht werden kann.

Der langjährige Redakteur des Tabak-

arbeiters Fritz Geyer konnte am 1. April die 50jährige Mitgliedschaft in seiner Berufsorganisation feiern. Seit 1868 nahm er regen Anteil an der Entwicklung seines Verbandes und leistete diesem wertvolle Dienste als Redakteur und Organisator.

Am 1. Juni waren 25 Jahre verstrichen, seitdem August Bringmann die Redaktion des Zimmerers übernommen hatte. Bringmann ist einer der eigenartigsten Köpfe in der deutschen Arbeiterbewegung. Er hat daher, neben großer Anerkennung, auch starke, aber ehrenvolle Gegnerschaft gefunden. Seine Geschichte der deutschen Zimmererbewegung geht über den engen Rahmen einer bloßen Fachverbandsgeschichte weit hinaus; sie ist von prinzipieller Bedeutung, da in ihr die Gewerkschaften als Organe des Wirtschaftslebens betrachtet werden: eine Auffassung, die sich mit derjenigen deckt, die in den Sozialistischen Monatsheften (an denen Bringmann übrigens auch gelegentlich mitgearbeitet hat) vertreten wird. Bringmann ist jedenfalls ein Mann von weitem Gesichtskreis. Es wäre zu wünschen, daß sich auch unter dem Nachwuchs Männer seines Schlages fänden.

Kurze Chronik Die der Generalkommission angeschlossenen deutschen Gewerkschaften haben seit Beginn des Krieges bis Ende 1917 an Unterstützungen 120 Millionen Mark an ihre Mitglieder und deren Familien ausgezahlt; davon 25,3 Millionen an die Familien der zum Kriegsdienst Einberufenen. \diamond Der Fabrikarbeiterverband hatte am 31. März 112 182 Mitglieder. Im letzten Monat hatte er um 1827 zugenommen. \diamond Die Zahl der organisierten Arbeiter Ungarns ist im Jahr 1917 von 55 338 auf 215 222 gestiegen. Vor dem Ausbruch des Krieges hatten die Gewerkschaften 107 486 Mitglieder.

Literatur Ein wertvoller Beitrag zur Marxliteratur ist Hermann Müllers Buch Karl Marx und die Gewerkschaften /Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft/. Der Verfasser hat mit großem Fleiß aus den Schriften Marxens und seiner Zeitgenossen alles für sein Thema Wertvolle herausgesucht und bringt in den 106 Seiten seiner Schrift schätzbare Material für alle, die in der Gewerkschafts- und Parteibewegung tätig sind. Der Inhalt des Buches gliedert sich in

folgende Abschnitte: Das Verhältnis des Arbeiters zum Kapital, Marx als Organisator, Theoretisches von Marx über die Berechtigung und die Aussichten der Gewerkschaften, Die Gewerkschaften im Mittelpunkt der Arbeiterbewegung, Marx und die Sozialpolitik, die Verelendungstheorie, Revolution oder praktische Arbeit. Schon in seinem Buch Die Organisationen der Lithographen und Stein-drucker (siehe darüber diese Rundschau, 1917 III, Seite 947 f.) hatte Müller auf Grund von Dokumenten und Tatsachen dargetan, welchen Unterbau Marx durch seine Würdigung der gewerkschaftlichen Tätigkeit für die sozialistische Bewegung geschaffen hat. In seiner neuen Arbeit verknüpft er seine eigenen Erfahrungen aus dem praktischen Gewerkschaftsleben mit der Darstellung der großen, im Marxschen Kapital aufgerollten Probleme, und er gibt ihr dadurch besondern Wert und praktische Brauchbarkeit. Die kurzen Darlegungen über Marx und die Gewerkschaftsbewegung in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 438 f.) werden auch durch das Müllersche Buch inhaltlich bestätigt. \diamond Unter den Jahresberichten der Gewerkschaftskartelle, die auch während der Kriegszeit, wenngleich in vermindertem Umfang, erscheinen, verdient der Bericht des Dresdner Kartells vom Jahr 1917 /Dresden, E. Hänsel/ besondere Erwähnung. Er gibt einen Rückblick über die 25jährige Tätigkeit der Dresdner Organisation, die auch allgemein interessieren kann. Schildert er doch, wie sich eine geinte Gewerkschaftsorganisation an einem Ort von den unscheinbarsten Anfängen zu einer achtunggebietenden Vereinigung auswachsen kann, wenn sie planmäßig geleitet wird und ihre Mitglieder solidarisch und in gegenseitigem Verstehen zusammenwirken. Der Bericht gibt auch Rechenschaft über die Tätigkeit des Arbeitersekretariats und der vielseitigen anderen Einrichtungen des Gewerkschaftskartells.

Gelstige Bewegung / Wally Zepler

Cohen In der sehr lesenswerten Cohennummer der Neuen Jüdischen Monatshefte erzählt Franz Rosenzweig von dem tiefen Eindruck, den er bei dem Besuch einer Cohenschen Vorlesung von der philosophischen und menschlichen Persönlichkeit Hermann Cohens empfanden habe. Hier hatte man das unzerstör-

bare Gefühl: Dieser Mensch muß philosophieren, er hat den Schatz in sich, den das kräftige Wort heraufzwingt.« Und sein Schüler und langjähriger Freund Ernst Cassirer sagte in seiner Rede am Grabe Cohens: »Das Geheimnis dieses Wesens lag in der unvergleichlichen Einheit seines Willens und seines Intellekts, seines menschlichen und seines geistigen Seins. . . Sein Denken war . . . durchglüht von einer gewaltigen, bis ins höchste Alter ungebrochenen Willenskraft; sein Temperament und seine persönliche Liebe waren auch in jeder rein gedanklichen Äußerung unmittelbar gegenwärtig. . . Der Idealismus des Begriffs wurde ihm zum Idealismus der Tat. Alles, was sein Gedanke gewonnen . . ., suchte seine letzte Bewährung in der Richtung auf die großen sittlichen, auf die nationalen und die sozialen Probleme.«

Auf dieser leidenschaftlichen Anteilnahme an den Wirklichkeitsfragen der Menschheit beruht denn auch Cohens eigenartige Stellung in der geistigen Bewegung der Zeit. Er besaß nicht jene dem deutschen Professorentum sonst vielfach anhaftende Uninteressiertheit gegenüber den Angelegenheiten des politischen und öffentlichen Lebens, die zugleich höchmütiges Aburteilen darüber vom Standpunkt einer pseudowissenschaftlichen *Überlegenheit* in sich schließt. Cohen war schon von seiner Studentenzeit her Sozialist; das Bekenntnis zum Sozialismus als der höchsten Idee der Gesellschaftsorganisation kehrt in seinen Schriften und Vorlesungen immer von neuem wieder. Er war bei aller Denkersunkenheit ein angriffslustiger philosophischer Streiter, und er war ein leidenschaftlich überzeugter Jude. Dies alles stand ihm in einer unlöslichen innern Verbindung. Ihm fielen Glauben und Wissen nicht auseinander. In der Tatsache, daß im Judentum auch die Armen dem »Leben der Gelehrten« nicht »entrückt« sind, also die schwerste soziale Scheidung; die des geistigen Besitzes, ihm unbekannt ist, sieht er »eines der wichtigsten Momente im religiösen Fortschritt überhaupt«. In der Ableitung der Sittlichkeit aus dem Übersinnlich-Göttlichen, die Cohen das innerste Gesetz des Lebens ist, steht er neben Plato und Kant, auf deren Weltanschauung er selber weiterbaut. Alle nur eudämonistische Begründung des Fortschrittsstrebens erscheint ihm als Entwürdigung des Menschentums. In Plato, seinem Glauben

an die Idee und das Gute, liegt für Cohen die Größe des Griechentums. Um seinetwillen tritt er mit Wärme für die Beibehaltung der humanistischen Schul-erziehung ein. Da »dieser sachliche Wert des Idealismus in der Antike entstanden ist und immerdar nur aus der Antike unmittelbar sich erneuert hat (der deutsche, wie der Idealismus der italienischen Renaissance), so stellen wir diesen sachlich historischen Zusammenhang des deutschen Idealismus mit der Antike fest. . . Es ist nun aber eine allbekannte Tatsache, daß unsere klassischen Dichter in ihrem innersten Wesen den Idealismus Kants atmen, und damit ist ausgesprochen, daß der platonische Geist in ihnen gelebt hat. Es ist daher auch nur eine geschichtliche Bestätigung, daß der große Dichterefreund Wilhelm von Humboldt im Mittelpunkt steht unter den Begründern des deutschen Gymnasiums.« (Also das nämliche, was in den Sozialistischen Monatsheften stets zugunsten der humanistischen Bildung ins Feld geführt wurde: daß sie im Gegensatz zu den Nützlichkeitszielen der Realbildung die Seele des jungen Menschen der Welt des Geistigen verbinde, aus der sein ganzes ferneres Dasein das Richtmaß gewinnen kann.)

Der Einfluß Hermann Cohens auf die geistige Bewegung unserer Zeit ist nicht gering zu werten. Die von ihm geführte Marburger Schule sieht das eigentliche Gebiet ihrer Tätigkeit für das Leben darum auch in der Sozialpädagogik, deren tiefere Grundlegung sich vornehmlich Cohens Freund und Gesinnungsgefährte Paul Natorp angelegen sein läßt. Cohen selbst hat durch seine Stellungnahme zu geistigen Tagesfragen, auch durch direkte Vorschläge eine bemerkenswerte aktuelle Wirksamkeit ausgeübt. Sein oben erwähntes Eintreten für die humanistische Erziehung muß ihm als hohes Verdienst angerechnet werden. Der Plan einer Akademie für die Wissenschaft des Judentums, mit dem er sich in seinem letzten Lebensjahr beschäftigte, bedarf noch einer nähern Erörterung. Vor allem aber hat er über den Kreis seiner philosophischen Anhänger hinaus entscheidend dadurch gewirkt, daß er das Postulat der Gesinnung als Grund und Norm des Handelns verfocht. Sein eigenes Denken war der Aufgabe der geistigen und sittlichen Vervollkommnung hingegeben. »Auf diese Wirklichkeit des Guten auf Erden«, sagt er in der kleinen Kriegs-

schrift Vom ewigen Frieden /Kassel, Furcheverlag/, »hoffen wir Menschen alle. Aber die Philosophie lehrt uns, daß diese Wirklichkeit vielmehr nur eine Verwirklichung bedeuten kann. Und wie wir die Wirklichkeit überhaupt niemals verlassen denken dürfen von dem Lichtstrahl der Idee, so erkennen wir genau, daß jeder Schritt des sittlichen Lebens eine Stufe bedeutet im Verwirklichungsprozesse des Guten auf Erden.

Idee und Bewe- Noch heute, wie vermutung
gung

lich in ferner Vergangenheit, sind die Grundprobleme aller Geschichtsphilosophie umstritten: Welche geistig-sittlichen Antriebe bestimmen den Gang der Völkergeschicke? Wie weit und auf welchem Weg kann das Sein dem Sollen, das Machtringen der einzelnen, Klassen und Nationen den Geboten der Ethik unterworfen werden? Der immer wiederholte Prinzipienkampf um die Geltung von Realpolitik oder Ideologie auf der einen, praktischer oder sittlicher Zielsetzung auf der andern Seite ist der deutlichste Ausdruck dieser geschichtsphilosophischen Unorientiertheit. Es ist deshalb zu begrüßen, daß diese Fragen einmal von einem geistvollen Kopf (der obendrein einem fühlenden Menschen angehört) knapp und klar erörtert werden. Rosa Mayreders Schrift *Der typische Verlauf sozialer Bewegungen* /Wien, Suschitzky/ kann geradezu als Leitfaden für die richtige Betrachtung dieser Probleme gelten. Sie ist für jeden Politiker, der sich nicht selbst aus dem scheinbaren Widerspruch realer und sittlicher Forderungen herauszufinden vermag, von hohem Interesse; mehr noch für den Betrachter des geistigen Moments im politischen Ablauf des Sozialen.

Erklärend sagt die Verfasserin zunächst: »Was ich unter Ideologie verstehe, ist die Summe der Ideen, die einer Bewegung Richtung geben. Oder mit anderen Worten: Unter Ideologie verstehe ich ein System von Erkenntnissen, mittels dessen ein Sollen dem Sein gegenübergestellt wird.« Der Ursprung aller sozialen Bewegungen liegt nach ihr in dem schöpferischen Geist eines einzelnen. Er schafft zwar die Idee nicht aus dem Nichts, »ihr Substrat muß sich in der Außenwelt schon vorher gebildet haben«, doch muß erst »das Geschehene intellektuelle Gestalt annehmen, es muß als Idee formuliert werden«. Die Idee »bewährt sich zunächst an einer kleinen

Zahl Auserwählter, die . . . am weitem Ausbau der Lehre Anteil nehmen. Diese Jünger sind es auch, die zu Trägern der ersten Propaganda werden. . . Damit ist die Bewegung in ihre erste Phase eingetreten. Noch unberührt von der Außenwelt . . . entfaltet sich auf dieser Stufe die Lehre einer neuen Ordnung in ihrer reinsten Gestalt. . . Es ist die heroische Zeit der hohen Begeisterung, der Aufopferung, die Zeit der Apostel und Märtyrer, die für ihre Überzeugung Ächtung und Verfolgung, ja selbst den Tod erleiden. . . Nur eine Bewegung, die von dieser Stufe ihren Ursprung nimmt, hat der Welt etwas Neues zu bringen. . . Man kann diese erste Phase als die ideologische bezeichnen.« Noch fehlen die Berührungen mit der Wirklichkeit und die Konflikte mit ihr. Dann aber wächst die Bewegung, sie gewinnt langsam steigende Macht und gelangt so allmählich in das organisatorische Stadium. Kommt sie aus der Region des Gedankens in die Welt der Tatsachen, so muß ein anderer Typus Mensch auf den Schauplatz treten. . . Der Denkertypus, der als individuelle Leistung Ideologie und Theorie hervorgebracht hat, gibt sein Werk an das organisatorische Talent ab. . . In dieser zweiten Phase der Entwicklung muß sich die Anpassung der Ideologie an die Realität vollziehen. . . Die schöpferische Leistung des Organisators bedingt in gleichem Maße den Willen zur Verwirklichung der ideologischen Forderungen wie die überlegene Einsicht in die Notwendigkeiten, die mit der Verwirklichung einhergehen. . . Aber . . . jener folgenschwere Widerspruch zwischen Sein und Sollen wird in der organisatorischen Phase akut. Wenn es zur Funktion der Ideologie gehört, daß sie richtunggebend über das Bestehende hinauszielt, so erleidet sie durch die Verknüpfung mit der Realität eine Krise, die in gewissem Sinne ihre Selbstaufhebung bedeutet.« Es entbrennt der »Kampf der Geister innerhalb des gemeinsamen Bekenntnisses«. Das Resultat dieses Kampfes ist der Kompromiß, dessen Ausdruck die Reform ist. »Während dieses Überganges, also nur in einer bestimmten Epoche, sind die Bedingungen gegeben, um die sozialen Zustände einer Wandlung zu unterwerfen und die Widerstände des Bestehenden durch einen zielbewußten gemeinsamen Willen zu überwinden. An der Grenze, wo Ideologie und Realität sich treffen . . . entscheidet sich das Maß dessen, was eine

Bewegung . . . von ihren ideellen Forderungen als Einrichtungen zu verwirklichen imstande ist.« In dieser Epoche ist es folgerichtig die Aufgabe jedes politischen Führers, der eine dauernde Umgestaltung sozialer Verhältnisse erzielen will, dieser Machtkausalität entschlossenen Rechnung zu tragen. Ist er zugleich ein großer Mensch, erstrebt er also, was nur identisch ist, diese Umgestaltung nach der Richtung einer gesellschaftlich-ethischen Höherentwicklung, so tritt für ihn fast mit Notwendigkeit ein Konflikt zwischen dem moralischen Gefühl und der politischen Forderung ein. »Da aber die Moral ein Sollen vorschreibt, hat sie ihren Ursprung stets im ideologischen Stadium und steht notwendigerweise in Widerspruch zu den herrschenden Zuständen, die der Machtkausalität unterworfen sind. Wer sich dieser Eigengesetzlichkeit der Macht nicht fügen will, weil sein moralisches Empfinden oder seine ideologische Gesinnung es verbietet, muß sich eben damit bescheiden von der Bühne der Macht fernzubleiben.« (Hier muß man an Kerenskij denken, der aus absolutem Freiheitsgefühl und Gerechtigkeitssinn heraus es nicht über sich gewinnen konnte die verderbliche Sabotagepropaganda mit Gewalt zu unterdrücken. Die Folge war nicht nur sein Sturz sondern auch die Wehrlosmachung Rußlands. Kerenskij selber mußte, verlästert und verleumdete ohne gleichen, fürs erste sein Land verlassen, dessen Retter zu sein er als seine Pflicht fühlte. Und die Bolschewiki müssen jetzt, zur Rettung der von ihnen selbst gefährdeten Revolution, ein Vierteljahr nach dem Abschluß des Brester Zusammenbruchfriedens, mit dem Wiederaufbau der russischen Verteidigungskraft beginnen, die sie in ihrem blinden Fanatismus selber zerstört hatten.) Schließlich folgt für die soziale Bewegung das Stadium des Machtbesitzes. Die Aufrichtigkeit der revolutionären Energie beginnt in dieser letzten Phase der Entwicklung zu wanken, das Verhältnis der sozialen Bewegung zu ihrer Ideologie verändert sich »bis zum völligen innern Widerspruch«. Die Bewegung hat ihre historische Aufgabe erfüllt. »Mit der Erlangung der Macht endet die soziale Bewegung als solche; denn sie verliert die Tendenz das Herrschende, zu dem sie ja nun gehört, zu verändern. . . Ihre Ideologie . . . ist als Formel verbraucht und als Erkenntnis veraltet.« Es tritt die merkwürdige Er-

scheinung ein, daß die in einer bestimmten Zeit herrschenden Ideologien sich »nicht nach ihrem Inhalt . . . sondern nach ihrer Phase« mit einander verbünden, da sie, alle in ihren Ideen veraltet, nur noch das gemeinsame Interesse der Machtbehauptung haben (Militarismus und Christentum).

Rosa Mayreder stellt endlich die entscheidende Frage: Gibt es Mittel, um die Macht im Sinn höherer Tendenzen zu beeinflussen? Sie beantwortet sie so: »Von Ethisierung der Macht als objektiver Lebenserscheinung kann man, genau genommen, so wenig sprechen wie von Ethisierung einer Naturgewalt, und der Intellekt vermag wohl im Bereiche der menschlichen Tätigkeit das naturgesetzliche Geschehen . . . immer vollkommener . . . zu ordnen, aber er vermag nicht es . . . zu ändern.« Doch der soziale Fortschritt kann auf politischem Gebiet den Mißbrauch der Macht in wachsendem Maß durch entsprechende Einrichtungen verhüten. »Gegen den Mißbrauch der Macht Dämme zu schaffen bildet einen wesentlichen Bestandteil der Arbeit, die in der Kette der Generationen am Gesellschaftsbau geleistet wird.« Und sie hat den Glauben, »daß sich auch das sittliche Niveau, auf dem sich die Machtbehauptung abspielt, allmählich hebt, daß sich in der Wahl der Mittel allmählich eine kulturelle Differenzierung gleichzeitig mit der Verfeinerung des sozialen Gewissens einstellen muß«.

In diesen Überlegungen liegt ein Richtziel für das politische Handeln dessen, dem es nicht genügt hochtönende politisch-soziale Forderungen aufzustellen, sondern der auch sein Leben in ernster Tätigkeit an ihre Verwirklichung setzen will. Sie begründen die Notwendigkeit praktischer Arbeit, nüchterner Abschätzung der menschlichen Triebe wie der gesellschaftlichen Machtfaktoren. Aber sie öffnen zugleich den Ausblick auf eine allmähliche Annäherung an höhere Daseinsformen durch eine sittlich orientierte Realpolitik.

Asien und Europa

Der Verlag der Aktion in Berlin läßt in seinen Publikationen mit Vorliebe

die Geister reden, die in innerer Opposition zu unserer bürgerlichen Europäerexistenz nach einem andern, voller erfüllten Leben verlangen. In diesem Sehnen prägt sich der immer wieder vordringende Drang des Geistes nach Umkehr und Erneuerung aus. Vielleicht

empfinden wir es heute noch intensiver als sonst, nachdem der Krieg uns den Kern erkennen ließ, über den die Oberfläche der europäischen Kultur uns hinweggetäuscht hat.

In seinem Buch *Europa und Asien* (in der Politischen Aktionsbibliothek) sagt Theodor Lessing: »Alles in allem lebt der Mensch Asiens in anderem Naturzusammenhange, näher der Scholle und Kräften der Scholle, einfältiger, sicherer, ja aus innerster Verwandtschaft wissender über vorbereitete Quellen, die das Leben lenken, wissender als wir mit unserer Natur ökonomisierender Wissenschaft und der stolzen Logik des Bewußtseins. . . Asien schlummert ganz in seinem Sein, während Europa immer den Sinn und die Bedeutung des Seins besitzen will und darüber sein Wesen verliert.« Der europäische Mensch will in seinem Werk Erlösung von sich selbst gewinnen, der Asiate offenbart sich im Sein. Deshalb vergöttlicht der Orient Geister wie Buddha und Laotse, die keine Werke hinterließen, aber deren Seelen ganz in jenem innigen Zusammenhang mit dem All verschmolzen. Deshalb trennt sich für den Orientalen nicht Leben und Tun. Die Wegzeiger in eine andere Welt: Mystik und Kunst, durchpulsen das einfache Geschehen des Alltags, sie leuchten im Herzen des Ungelehrten wie in dem des Wissenden. Es existiert kein, meilenfern über der Masse schwebendes Denker- und Literatentum; der Mensch ist dem Menschen verbunden, Glauben und Leben bilden im Herzen des Gläubigen wirklich eine Einheit.

Tiefste Wesensdifferenzen scheiden heute Abend- und Morgenland. Und doch strebt das Abendland in den Augenblicken der Selbstbesinnung immer wieder nach dem Osten zurück, nach der ewigen Quelle der Religion. Asien erkannte und verwahrte das Göttliche im Menschen, das sich nicht zu wandeln braucht; während Europa das Tierische in ihm zum Maschinellen vergeistigt hat. In seinem Alltagsleben aber kommt dem Abendländer keine Ahnung des orientalischen Seins. Ku Hung Ming hat mit (ebenfalls sehr orientalischem) Zartsinn in seinem Buch über den Geist des chinesischen Volkes auf die Verknüpfung des Wesens seiner Heimat durch europäische Besucher hingewiesen. Und in der Lessingschen Schrift stehen wieder ein paar feine Worte, die ein Chinese an den Verfasser schrieb, als dieser vor Jahren einen Antilärm-

verein begründen wollte; sie scheinen ganz Nebensächliches zu sagen und deuten doch auf eine wahrhafte Gegensätzlichkeit der Empfindung.

Wie soll je eine Brücke von Europa nach Asien führen? Auch Lessing will aus dem Europäer keinen Asiaten machen. Wohl empört ihn mit Recht die ungeheure Selbstüberschätzung des in seiner Kulturborniertheit eingeschlossenen Abendländers, der, in der eigenen Bewußtseinswelt befangen, auf Asiens tiefere Weisheit hochmütig herabsieht. Aber er weiß wohl, daß Europa seinen Weg auch weiter gehen muß. Doch in dem freien Wollen des Europäers ist zugleich ein Sollen gegeben. Der Wille hat sich selbst das Ziel zu setzen, das für die Menschheit ein Hinauf bedeutet. Lessing streitet wider »den Glauben, die Religion, das Vertrauen, daß Natur schon in sich selbst einen Sinn, daß Geschichte schon in sich selber eine Entwicklung« habe, »daß beide das Eingreifen waltender Weltvernunft offenbaren«. Und er fährt fort: »Nein und dreimal nein! Sinn und Wert, Gott und Geist, das ist niemals Gegebenheit, das ist Aufgegebenheit des Lebens. Wir sollen der Welt ihren Sinn bringen. . . Wir bilden die Welt.«

Gegen das reale Programm, das Lessing entwickelt, wie gegen manches andere in seinem Buch wird man gewiß Einspruch erheben müssen. Dem Ganzen aber sind recht viele und eindringende Leser zu wünschen. Gerade jetzt, im lautesten Widerstreit der beiden Richtungen, die in der Politik nach Ost oder nach West tendieren, leiht es aus rein geistiger Anschauung heraus denen eine Stütze, die das Licht der Zukunft von Osten her leuchten sehen, woher es uns auch in der Vergangenheit kam.

Erziehung Es ist von neuem modern geworden in der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts die naturgegebene Aufgabe der Frauen zu sein. Die Schule ist ja bei uns im wesentlichen nur Lehranstalt, die sittliche Erziehung soll die Mutter leiten, der man kraft ihrer mütterlichen Liebe den rechten Instinkt dafür zuschreibt. Doch wie viele Mütter sind sich denn darüber klar, daß es sich hier überhaupt um Probleme handelt, daß man vor allem nicht erziehen kann, ohne eine eigene bewußte, nur schwer zu erringende Grundstellung zum Leben und zur menschlichen Gesellschaft? Ganz richtig sagt F. W. Foerster (Er-

ziehung und Selbsterziehung /Zürich, Schultheß/), zunächst müsse man wissen, w o h i n eigentlich erzogen werden soll. Das scheint sehr selbstverständlich, ist es aber durchaus nicht. Die großen Umwälzungsepochen der pädagogischen Wissenschaft wuchsen freilich immer aus allgemeingeistigen Umwälzungen heraus. Rousseaus Emile übertrug den Gedanken der Selbstbefreiung des Individuums im 18. Jahrhundert auf die Jugendbildung; das Kind sollte nur den Erfahrungen seiner eigenen Vernunft gehorchen. In unserer Zeit hat die aus der wachsenden Sozialisierung der Gesellschaft fließende Wertung der Arbeitsleistung als der ersten Forderung vollen Menschentums das Ideal der Arbeitserziehung erstehen lassen. Aber die Ansätze zu solcher neuen Erziehungslehre sind vorläufig noch von sehr geringem Einfluß in der Öffentlichkeit. Auch die Sozialisten sind sich über deren Ziele und Forderungen meist noch völlig unklar. Zur deutlichen Erkenntnis solcher Ziele mangelt es ihnen zurzeit an einer einheitlichen philosophisch-sittlichen Lebensrichtung. An einem Buch wie dem Foersterschen lassen sich diese Grundprobleme aller Erziehungsweise vorzüglich studieren. Es bedarf freilich des Glaubens an eine, supranaturalistischen Triebfedern entstammende Sittlichkeit, um innerlich mit Foerster gehen zu können, wenn er sagt: »Es ist der Sinn der Wahrheit vom Kreuze; Wer andere erlösen will, der muß zuvor sterben. . . Hier wird uns auch eine philosophische und pädagogische Wahrheit gegeben . . ., daß vor allem das Sein erzieht, das erhöhte Sein, und dann erst das Tun und Reden.« Um sittliche Charaktere zu bilden, muß der Erzieher einer von denen sein, die sich selbst zum Opfer bringen können. Was der Verfasser dabei über die Willensbildung sagt, ist ohne Einschränkung zu billigen. »Das moderne Alles Entschuldigen löst die Persönlichkeit auf und macht den Menschen zur Marionette seiner Nerven, seiner Erbschaften und seines Milieus.« Aus dem gleichen Grunde, weil sie alles zu sehr ins Unbeherrschbar-Unbewußte umbiegt, wendet er sich gegen die übertriebene Anwendung der psychoanalytischen Methoden. Den Kern der Frage berührt er aber erst in dem Hinweis, daß die höchsten Willensemanationen kaum je allein aus der Selbstzucht stammen; der Wille sei eine »Funktion der Gesamtpsyche«. Nur wo eine erhabene Idee »dem Vergänglichen die Macht

nimmt«, werden alle Widerstände überwunden. Interessant ist die Bemerkung, daß auch bei Napoléon hinter der ungeheuren Kraftleistung seines Lebens, vor allem die alles beherrschende Idee gestanden habe, er also (wie auch die Graphologen nach seiner Handschrift behauptet hätten) neben und über dem Willensmenschen vor allem Phantasie-mensch gewesen sei. Nur wo ein (im weitesten Sinn) religiöser Gedanke den ganzen Menschen trägt, ist der Wille zur höchsten Leistung fähig; die Grundbedingung jeder richtunggebenden Erziehung ist demnach ein die Gesellschaft und damit den Erzieher durchpulsender überpersönlicher Glaube. Schon aus dieser Erkenntnis allein geht die Unzulänglichkeit der häuslichen Erziehung hervor; der junge Mensch muß und will auch fast stets einer von einer gemeinsamen Idee erfüllten Gemeinschaft unterstehen. Darauf basiert zum Beispiel die Anziehungskraft der freien Jugendvereinigungen, über die unter anderem Foerster vieles Treffende sagt.

Zwischen den beiden Gegenpolen: der alten Methode strenger Autoritätsforderung des Erziehers, die vor keiner Strafe zurückscheut, und der neuen kameradschaftlicher Gleichstellung des Kindes mit dem Erwachsenen, nimmt Foerster eine Mittelstellung ein. Der Gehorsam müsse aufrechterhalten werden; doch solle man den jungen Menschen von der Notwendigkeit des Gebots überzeugen. In der Frauenfrage denkt der Verfasser sehr konservativ. Die Entwicklung zum Berufsleben scheint ihm ein Unglück für die Frau, wenn er ihr auch keine Hindernisse in den Weg legen will. »Für die Frau bedeutet diese Entwicklung unter dem Schein der Befreiung die vollkommenste Hörigkeit, der sie je unterworfen wurde. . . Es wird ihr die Menschwerdung versprochen, und sie endet als Arbeitsmaschine.« Eine nur aus dem Herkömmlichen zu erklärende Inkonsequenz, die das Entscheidende der Berufsarbeit als Quelle produktiver Pflichterfüllung verkennt. Freilich hat in unserer Gesellschaftsordnung auch eine solche Verkennung ihre Berechtigung. Daher mindern diese Ausführungen nur wenig den Eindruck des reichen und edlen Geistes, von dem das ganze Buch sonst getragen ist.

Sprachreinigung Das Streben auf jede erdenkliche Art nationale Wohlgesinnung zu beweisen rief während des Krieges neben an-

deren Geschmacklosigkeiten auch eine wahre Wut sogenannter Sprachreinigung wach. Diese Verdeutschungsmanie erfaßte leider auch die Behörden. Sie ließen es sich angelegen sein in allerlei Spracherlassen auch absolut gangbare Fremdworte auszumerzen und durch meist recht unschöne Worterfindungen zu ersetzen. Der preußische Kultusminister legte im Juni 1917 der Berliner Akademie der Wissenschaften ein Verzeichnis von Verdeutschungen zur Beurteilung vor, die, wie das Gutachten der Akademie vom 6. Dezember 1917 sagt, »im *Staatshaushaltsplan* [auch ein Ausdruck, über den die Akademie mit Recht die Schale ihres Spottes ausgießt] für 1917 an Stelle der bisher üblichen Fremdausdrücke versuchsweise verwendet werden« sollten. Erfreulicherweise wendet sich das Gutachten scharf und mit treffenden Gründen gegen diesen Versuch. »Fremdworte«, heißt es darin, »sind nicht ein für allemal zu verwerfen. Sie sind wichtige Zeugnisse des Kulturlebens eines Volkes, Denkmäler seiner Bildungsgeschichte, seiner Berührung mit anderen Völkern, von denen es wertvollen geistigen und technischen Gewinn empfangen hat. Fremdwörterreichtum ist geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache, er bedeutet eine unentbehrliche Bereicherung und selbst Verfeinerung ihrer Ausdrucksmittel. . . Das Französische, das Russische sind in Wahrheit viel reicher an Fremdwörtern als das Deutsche; vor allem aber gilt das für das Englische, ohne daß sich das sonst so empfindliche Nationalgefühl der Engländer je daran gestoßen hätte. Gerade für Kunstausdrücke ist das Fremdwort kaum zu entbehren. . . Die wissenschaftliche und technische Sprache kann ohne eine Einbuße an Kürze und Schärfe die Fremdwörter gar nicht entbehren, und auch die Amtssprache wird ihrer oft nicht entraten können.« Eine Verdeutschung müsse jedenfalls die Bedeutung des Fremdwortes »nicht nur im groben sondern so vollständig und unzweideutig wiedergeben, daß darunter auch die feinere Sinnesfärbung nicht leidet«; das neue Wort müsse auch »vom Standpunkt der deutschen Sprache aus gut gebildet sein und nicht etwa auf eine umständliche Umschreibung des kürzeren Fremdwortes herauslaufen«. Das Gutachten zeigt dann die Verkehrtheit einzelner der vorgeschlagenen Bezeichnungen. »Wenn sowohl für den Kandidaten wie für den Studierenden das

Wort Beflüssener vorgeschlagen wird, so spricht schon die gleiche Bezeichnung für zwei in dem Fremdwort gut getrennte Begriffe gegen diese Verdeutschung. . . Die Worte Korrektur und Revision werden in ihrem drucktechnischen Sinne durch Durchsicht, Prüfung (selbst Ableitung von einem altfranzösischen Lehnwort) und dergleichen nur ganz ungenügend wiedergegeben, und die deutlichere Druckberichtigung ist erstens zu umständlich und trägt zweitens dem üblichen Unterschied zwischen Korrektur und Revision keine Rechnung. . . Und die Akademie bittet besonders ihre Bibliothek nach wie vor Bibliothek nennen zu dürfen; Bücherei ist eine wenig geglückte Neubildung, die ein deutsches Grundwort mit einer romanisch betonten, romanischen Endung versieht und diese Endung hier obendrein in ganz anderer Weise verwendet als das in den sonst mit ihr gebildeten deutschen Worten der Fall ist. . . Wieviel würdiger als diese barbarische Neuschöpfung wirkt da der fremde Ausdruck, der uns einen weiten geschichtlichen Ausblick eröffnet!«

Das preußische Abgeordnetenhaus hat indessen unbekümmert um das Gutachten der Akademie seinen *Verdeutschungseifer* betätigt. Es hat seine Geschäftsführung *gereinigt*. Seine Wortübertragungen legen in der Tat von einem überaus tiefen Sprachverständnis Zeugnis ab. Sehr sinnvoll ist zum Beispiel die Übertragung des Wortes definitiv durch unwiderruflich, wenn man daran denkt, daß solch eine *unwiderrufliche* Fassung eines Gesetzes durch die nächstbeste Novelle widerrufen werden kann. Besonders kennzeichnend aber ist der Ersatz des Wortes Petition durch Bittschrift: aus einem Recht des Staatsbürgers wird hier eine untertänige Bitte, wie man sie im Vormärz dem Landesherrn zu überreichen wagte! Das ganze Ergebnis dieser Bemühungen des Abgeordnetenhauses ist ein überzeugender Beleg für die Richtigkeit der Worte, mit denen das Gutachten der Akademie schließt, und die also lauten: »Zu einer günstigen oder auch nur unschädlichen Verdeutschung gehören sprachliche Kenntnisse und feines Sprachgefühl. Sprachreinigung ist eine sehr schwierige Aufgabe und darf nur mit zarter Hand geübt werden; nicht ohne Grund sind die größten Meister und Kenner deutscher Sprache und Rede, sind Goethe, Jakob Grimm, Bismarck puristische Bestrebungen wenig geneigt gewesen.«

Das Gutachten der Akademie ist ein hochehrfreuliches Zeugnis geistiger Unabhängigkeit. Genau genommen ist kein einziges Fremdwort *entbehrlich*, es sei denn, daß man mit ihm auch seinen Inhalt, zum mindesten dessen besondere Nuance oder einen bestimmten Stimmungsgehalt, der dem Zusammenhang entspringt, preisgeben will. Die wirklich überflüssigen, das heißt dem Volksgeist nicht entsprechenden Worte (mögen sie nun *fremden* oder *deutschen* Wortwurzeln entstammen) werden schon durch den Sprachgebrauch selber mit der Zeit ausgeschieden, ohne Mitwirkung von Oberlehrern oder von Behörden. Daher ist zu hoffen, daß auch diejenigen scheußlichen Kriegersatzbildungen, die noch nicht, wie die meisten, im 4. Kriegsjahr verschwunden sind, nach Friedensschluß verschwinden werden. Das gilt vor allem für den Ausdruck Kriegsbeschädigter, der sich an die Stelle des (durch Geschichte, Volksüberlieferung und Dichtung mit unserm Herzen verbundenen) Invaliden gedrängt hat. Diese Wortbildung ist nicht nur von häßlichem Klang sondern von einer ausgesuchten Gemütsroheit; werden durch sie doch Menschen zu bloßen Gebrauchsgegenständen herabgewündigt, die man *beschädigt* wie einen Tisch oder eine Maschine. Es ist sehr bedauerlich, daß auch die Gewerkschaften, die Vertreter der menschlichen Würde im Arbeiter, sich für ihre Organe diesen Ausdruck haben aufkotroyieren lassen; sie täten gut daran ihn wieder abzutun. Gerade wer die Fremdwörterjagd als philisterhafte Sprachdummheit abweist, wird jedes Bemühen unterstützen die Sprache wirklich rein und fehlerfrei zu erhalten, das heißt Nachlässigkeit und Unschönheit des Ausdrucks zu bekämpfen (die leider in unserer Presse und oft selbst bei unseren besten Schriftstellern zu finden sind). Eine sehr beherzigenswerte »Bitte« richtet der Erlanger Universitätsprofessor Richard Falckenberg in einem Aufruf Sprachliche Unarten an alle, namentlich auch an die Zeitungen. »Es bedarf nur etwas guten Willens, um der Makellosigkeit in sprachlichen Dingen die gleiche Sorgfalt zu schenken, wie sie der anständige Mensch der Reinlichkeit seiner Kleidung zuzuwenden gewöhnt ist.« Falckenberg führt eine stattliche Reihe sehr beliebter Sprachschnitzer an: Die Anwendung von wie statt als, geschaffen statt geschafft, die Fortlassung des zu vor dem Infinitiv nach braucht, die falsche An-

wendung der Konditionalform: würde, die Zusammenziehung zur und zum da, wo es nur zu der und zu dem heißen kann usw. Wenn er meint, der »übermäßige Gebrauch der *Papierpronomina* welcher und derselbe« habe »entschieden nachgelassen« (nach Wustmanns Allerhand Sprachdummheiten), so kann ich das nach meinen Beobachtungen leider nicht bestätigen. In den Sozialistischen Monatsheften, die seit langem auf sprachliche Sauberkeit streng und gewissenhaft achten, wird man freilich den von Falckenberg gerügten Sprachverunstaltungen nirgends begegnen; auch einer Reihe weiterer nicht, die in jenem Aufruf unerwähnt blieben, aber überall bedenklich eingerissen sind (so dem Gebrauch des trotzdem statt obgleich; der Bequemlichkeitswendung in bezug auf, die der genauern Bezeichnung der Beziehung ausweicht). Aber die meisten Blätter haben leider ihre Pflicht der Sprache gegenüber noch gar nicht erkannt; ja sie tragen womöglich selbst noch zur Sprachverschlechterung bei. Neben direkt falschen oder unschönen Ausdrücken, die man gedankenlos weitergibt, ist in neuester Zeit aus einer Art Snobismus noch eine Anzahl anderer hinzugekommen; so wird jetzt bei allen möglichen Gelegenheiten das Wort bedeutsam gebraucht: ein Wort von dick auftragener *Feinheit*. Gewiß kann man über einzelne Wendungen sehr verschiedener Ansicht sein, und erst recht soll man die organische Entwicklung der Sprache nicht unterbinden wollen. Aber gerade damit diese vor sich gehen kann, ist eine strenge Selbstzucht notwendig. Daher wäre es sehr zu wünschen, daß die ebenso verdienstvolle wie notwendige Mahnung Falckenbergs weitestgehende Wirkung ausübte.

Totenliste Wie jetzt erst bekannt wurde, fiel am 22. November 1917 in der Schlacht von Cambrai Herbert Herkner, ein Sohn des Nationalökonomens. Er war Student der Mathematik und nach allem, was Max Born über ihn in den Naturwissenschaften mitteilt, von ungewöhnlicher, vielleicht genialer Begabung. Obgleich noch auf der Universität, war er doch über die Grenzen des dort Gelehrten bereits hinausgewachsen. Seine Arbeiten umfaßten neben anderen Disziplinen die allgemeinste: die Funktionentheorie, vornehmlich aber die Grundlagen der Mathematik überhaupt, also dasjenige, was sie als reine Geisteswis-

senschaft, als philosophische Forschung charakterisiert. Es ist furchtbar, daß dieser Tod nur als ein allgemeingeistiger Verlust bezeichnet werden muß; das heißt, daß er den Menschen traf, bevor dieser noch in seiner Wissenschaft die Leistungen vollführt hatte, zu denen er bestimmt war. Hier wird man sich dessen bewußt, daß der Krieg Werte zerstört, die durch keinen Wiederaufbau neu erstehen können.

Am 22. Januar starb in Köln im Alter von 73 Jahren Julius Bachem. Fast 4½ Jahrzehnte lang hat er als leitender Kopf in der Kölnischen Volkszeitung gewirkt. Schon durch diese Tätigkeit allein gehörte er zu den einflußreichsten öffentlichen Persönlichkeiten in Deutschland. Er war nicht nur ein kluger Politiker und ein hochbegabter Journalist sondern auch ein tatkräftiger Organisator der Zentrumsparlei, in der er der eigentliche Schöpfer der liberalen Richtung wurde. Seit dem Streit der Kölner und der Berliner, der vor etwa einem Jahrzehnt akute Formen annahm, beschäftigten seine politisch-kirchlichen Anschauungen auch die weitere Öffentlichkeit. In der Umbildung der politischen Ansichten eines großen Teils der Zentrumsanhänger wird Bachems politische Tätigkeit sein eigenes Leben überdauern.

Auch der amerikanische Journalismus verlor eine seiner bekanntesten Persönlichkeiten. James Gordon Bennett, der Besitzer des New York Herald, der Sohn des Gründers der Zeitung, starb am 14. Mai in Beaulieu im Alter von 77 Jahren. Er galt als ein recht merkwürdiger, in unberechenbaren Launen schwelgender Mensch. Eine sehr rühmliche Tat Bennetts war die Entsendung Stanleys nach Innerafrika zur Auffindung Livingstones. Eine bestimmte, für uns wenig erfreuliche Gesinnung bekundete Bennett in seinem ausgeprägten Deutschenhaß, in dem sich der New York Herald während des Krieges hervortat.

In Mailand starb, 84 Jahre alt, Ernesto Teodoro Moneta, einer der eifrigsten Vorkämpfer der Friedensidee in Italien. Vor einigen Jahren erhielt er den Friedensnobelpreis. Zuerst am Secolo tätig, widmete er sich dann mit der Gründung der Zeitschrift La Vita Internazionale ganz der Friedenspropaganda. Der Weltkrieg wandelte auch Monetas Anschauung; er verfocht eifrig den Beitritt Italiens zur Entente.

In Jena starb in seinem 91. Lebensjahr

der Justizrat Hermann Nebe, der letzte alte Bursch der Bonner Franken, die auf die Rede des Demokraten Raveaux im Frankfurter Parlament in corpore als Freiwillige in das von der Tannsche Freikorps eintraten. Er war und blieb ein Vorkämpfer bürgerlichdemokratischer, achtundvierziger Ideale.

Kurze Chronik Der preußische Kultusminister hat den Provinzialschulkollegien einen Erlaß übersandt, in dem Richtlinien für die Berufsberatung in den Schulen aufgestellt werden. Er empfiehlt, wie es schon vielfach versucht worden ist, die Schüler zur Angabe des von ihnen gewählten Berufs aufzufordern und sie an die Berufsberatungsstellen zur Vermittlung von Lehrstellen zu weisen. ◊ Die Wiener Urania, ein großangelegtes Volksbildungsinstitut, hat im Lehrjahr 1916-1917 1560 Vorträge, darunter 622 Kurse, 244 Schülervorträge, 33 literarisch-musikalische Vorführungen und 16 Konzerte veranstaltet. Die Besucherzahl betrug 382 693; die Sternwarte besuchten 4194 Personen. Von diesem Herbst an sollen an der Urania auch praktische Lehrkurse eingerichtet werden. ◊ Die Studienanstalt für blinde Studierende in Marburg besteht jetzt 1 Jahr. Ihre Bibliothek umfaßt 1100 Bände in Blindenschrift; die Herausgabe von 300 weiteren wird vorbereitet. Neben deutschen, französischen, englischen, lateinischen und griechischen Büchern sind auch hebräische in dort erst festgestellten Schriftzeichen übertragen worden. ◊ Anfang Mai wurde in München in einer Versammlung ein Bund deutscher nationaler Studenten gegründet, der Zweigbünde in allen deutschen Hochschulstädten einrichten will. Als Zweck des Bundes wird die Pflege vaterländischer Gesinnung und staatsbürgerlichen Wissens bezeichnet. ◊ Der bekannte Verlag A. Marcus & E. Weber in Bonn feierte am 23. Januar sein 100jähriges Gründungsjubiläum. Er gab hauptsächlich wissenschaftliche Werke heraus. Sein Besitzer ist seit 1909 Albert Ahn, unter dessen Leitung auch verschiedene Zeitschriften übernommen oder neugegründet wurden.

Literatur Eine neue katholische Monatsschrift erscheint seit dem 1. Januar in Graz: Die Neue Zeit, Blätter für Erziehung zur Lebens- und Gesellschaftsreform auf katholischer Grundlage, insbesondere zur He-

bung der Volkssittlichkeit. »Auf Sand gebaut war die ganze Kultur Europas«, sagt der einführende Artikel, »auf Schein und Äußerlichkeit. . . Es muß eine Zeit werden, da die Besten aller Völker die kurzichtigen Gedanken der äußeren Machtpolitik beiseite lassen und . . . nach dem Rechten . . . sehen im eigenen Innern. . . Tuberkulose und Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten, Pauperismus und Unterernährung und Wohnungselend und deren Ursachen, Geld- und Bodenwucher; das sind die feindlichen Großmächte, denen der Krieg erklärt werden muß. . . Und nicht Kanonen und Maschinengewehre . . ., sondern die sozialen Tugenden des Christentums . . . sind die Sicherungen, durch die der Friede im eigenen Staat wie zwischen den Staaten begründet werden kann.« Diesen Aufgaben will sich das Organ widmen. Als erste Bedingung für die große Reform wird verkündet: Zurück zum apostolischen Christentum! Darauf solle sich eine Reform des natürlichen Lebens, »Befreiung von der Genußnarke«, Erziehung zu »einfacher Lebensweise«, »Reform des gesellschaftlichen Milieus« aufbauen. Auch dieses Blatt mit seinen, ethisch sehr begrüßenswerten Forderungen zeugt von der seelischen Feinfühligkeit des Katholizismus. ◊ In Berlin wird seit April vom Kartell jüdischer Verbindungen eine Zeitschrift herausgegeben, die den Titel *Der Jüdische Wille* führt und während des Krieges in Abständen von 2 Monaten erscheinen soll. Als Programm druckt sie die Leitsätze des Kartells ab; es wolle »seine Mitglieder zu Männern erziehen, die in dem Bewußtsein der nationalen Einheit der jüdischen Gemeinschaft entschlossen sind für eine der Vergangenheit des Judentums würdige Erneuerung des jüdischen Volkstums einzutreten«. Die erste Nummer des Blattes bringt Mitteilungen über das Kartell, Artikel über die Mischehe, die Einwanderung nach Palästina, eine politische Revue, Briefe aus dem Feld, Gedichte und anderes. Man wird die weitere Entwicklung dieses Organs, vor allem auch die Betätigung seiner Gesinnung, mit Interesse und Anteilnahme zu verfolgen haben.

Frauenbewegung / Dora Landé

Bevölkerungs- politik Die Furcht vor einer nicht wieder einzubringenden Kraftverminderung durch den Tod von Millionen jugendlicher

Männer führte zu den eifrigen Beratungen über das Bevölkerungsproblem, denen im Juni 1916 die Einsetzung eines besondern Reichstagsausschusses für Bevölkerungspolitik zu danken war. Seine Arbeiten sind nicht nur allgemeinwichtig sondern natürlich auch von spezieller Bedeutung für das weibliche Geschlecht.

Vom 23. März bis zum 15. Mai 1917 beriet er nach eingehenden Vorverhandlungen in einem Unterausschuß über den Schutz von Mutter und Kind. Die Beratungen führten schließlich zu einem Antrag, der den Reichskanzler ersucht dahin zu wirken, daß folgendes Mindestmaß von Arbeiterschutz während der Kriegszeit zur Einhaltung vorgeschrieben wird: »1. bei regelmäßigem Tag- und Nachtbetrieb in der Regel die Achtstundenschicht, bei den übrigen Betrieben in der Regel die Zehnstundenschicht, 2. mindestens jeden zweiten Sonntag völlige Ruhezeit, 3. Wöchnerinnenschutz während 10 Wochen, von denen bis zu 3 Wochen vor der Niederkunft liegen können, unter entsprechender Ausdehnung der Reichswochenhilfe, 4. besondere Schutzvorschriften für die Beschäftigung mit giftigen und explosiven Stoffen«. Er verlangt ferner ein »einheitliches und durchgreifendes Vorgehen aller beteiligten Verwaltungsbehörden« in der Aufnahme *anständiger Lohnklauseln* in die behördlichen Lieferungsverträge für weibliche Arbeit, die Beibehaltung der jetzt entstandenen Arbeitsgemeinschaften und Schlichtungskommissionen und die Schaffung, Ausdehnung sowie bessere finanzielle Ausstattung der Beratungsstellen für Säuglingsfürsorge, für Schulkinderpflege, für Kinderhortwesen usw., Beaufsichtigung der Privatpflegestellen, endlich »Schaffung von Kinderheimen, welche auf Verlangen der Mutter uneheliche Kinder zarten Alters aufnehmen und bis zu einer nicht niedrig anzusetzenden Altersreihe in ihrem Schutz behalten«. Für die unehelichen Kinder verlangt der Antrag: die der Erziehung und wirtschaftlichen Lage des unehelichen Kindes aus der Einrede des Mehrverkehrs entstehenden Nachteile zu beseitigen, die Empfängnisfrist des § 1717 im Sinn des § 1592 Absatz 2 des Bürgerlichen Gesetzbuchs festzusetzen, bei Bemessung der Höhe der Unterhaltspflicht den Stand des Vaters zu berücksichtigen, die Unterhaltspflicht bis zum 18. Lebensjahr des Kindes zu erstrecken, die Bestrafung unehelicher Väter, die sich der

Unterhaltungspflicht entziehen, wirksamer zu gestalten, die Bedingungen für die Annahme an Kindesstatt und die Führung des Vaternamens zu erleichtern, die Rentenzahlung an uneheliche Mütter und Kinder gleich der der Familien ehelicher zu regeln (wenigstens kann man den betreffenden Passus des Antrags nach seinem Wortlaut vernünftigerweise nur so verstehen) und Staatszuschüsse zu den Erziehungskosten in Aussicht zu nehmen. Dieser Antrag wurde am 20. Februar 1918 im Reichstag vorgetragen und ohne Debatte angenommen. Er wird dem Bundesrat vorgelegt werden und sich dann voraussichtlich zu einem Gesetzentwurf verdichten.

Die Ausschußverhandlungen brachten vieles Interessante. Als Vertreterin der Regierung nahm, wie in dieser Rundschau bereits berichtet wurde, zum erstenmal auch eine Frau, Marie Elisabeth Lüders, teil. Der Unterausschuß hatte zum Schutz der arbeitenden Frau durchweg die Achtstundenschicht für die Frauenfabrikarbeit gefordert, der Regierungsvertreter wie verschiedene Ausschußmitglieder erklärten aber deren allgemeine Einführung jetzt im Krieg für unmöglich; bei Betrieben mit nicht ununterbrochener Arbeitszeit ergeben sich unübersteigliche Schwierigkeiten wegen des Zusammenarbeitens der Frauen mit den männlichen Arbeitern. Diesen Bedenken wurde in der jetzigen Fassung des Entwurfs Rechnung getragen. Sehr geklagt wurde über die viel zu geringe Zahl weiblicher Aufsichtsbeamter. Sie mache sich besonders bemerkbar, da auch ein großer Teil der männlichen Beamten (nach Angabe eines Regierungsvertreters etwa 40 %) zum Heeresdienst eingezogen sei. Die sogenannten, von den Unternehmern angestellten Fabrikpflegerinnen könnten, wie der Referent des Unterausschusses betonte, erst dann wirklich nutzbringende Arbeit leisten, wenn sie in Verbindung mit den Beschwerdekommisionen der Gewerkschaften stehen und vom Unternehmertum unabhängig werden. Der Vertreter des Kriegsamts hielt dies für nicht durchführbar, erhofft aber von der Einsetzung sogenannter Einrichterrinnen (über den Fabrikpflegerinnen stehender, für größere Bezirke angestellter Schutzbeamtinnen) eine gute Wirkung für den Schutz der Arbeiterinnen.

Eingehend wurde über die zweckmäßigste Ausgestaltung des Kinderschutzwesens debattiert. Genosse Quarck wies auf die vorbildliche Tätigkeit des Ver-

eins für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf hin, der unter Unterstützung der Gemeinden, Kreise und der Provinz geschulte Kreisfürsorgerinnen angestellt habe, die sich mit der Unterbringung und Versorgung der Kinder arbeitender Mütter befassen. Quarck beantragte auch im Einverständnis mit dem Unterausschuß die Schulhorte zu vollständigen Tagesheimen auszubauen und durch Ortssatzung eine Besuchspflicht für Tagesheime und Kinderhorte einzuführen, drang aber damit im Hauptausschuß nicht durch. Bei der Frage der unehelichen Kinder wurde wiederholt auf das Vorbild der fortschrittlichen norwegischen Gesetzgebung (siehe die Rundschau Rechtswissenschaft, 1916 I, Seite 351 f., und diese Rundschau, 1917 I, Seite 798 f.) hingewiesen. Quarck hielt für die Industriezentren die Einrichtung modern ausgestalteter Findelhäuser für notwendig, die die Erziehung der unehelichen Kinder bedürftigen Müttern, auf deren Wunsch unter strenger Wahrung der Diskretion, abnehmen und so dem Staat die Kinder erhalten. Gegen eine volle Gleichstellung des unehelichen mit dem ehelichen Kind wurde natürlich im Ausschuß starker Widerspruch erhoben, da man »die bürgerliche Familie schützen« müsse. Auch einige weitergehenden Anträge, wie die Forderung des Bundes für Mutterschutz einen »einheitlichen Geburtsschein« für alle Kinder zu schaffen, wurden abgelehnt.

Immerhin zeigt der Antrag wie seine Behandlung im Ausschuß und Reichstag einen erfreulichen Fortschritt der Anschauungen, der freilich mehr aus dem staatlichen Interesse der Bevölkerungsvermehrung als aus einer Höherentwicklung der sittlichen Erkenntnis hervorging.

Dem gleichen Interesse entsprangen zwei von der Regierung eingebrachte Gesetzentwürfe, die dem Ausschuß überwiesen wurden.

Der erste, der Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, ist von ihm bereits in 1. Lesung durchberaten und angenommen worden. Er bedroht mit Gefängnis bis zu 3 Jahren den, der »den Beischlaf ausübt, obwohl er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß er an einer mit Ansteckungsgefahr verbundenen Geschlechtskrankheit leidet«; die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein. Der Ausschuß strich diese Klausel; er will die Strafverfolgung von einem Antrag nur

bei Eheleuten abhängig machen. Es entspricht wohl auch der Absicht der Gesetzgeber, daß diese Strafandrohung weniger zu tatsächlichen Bestrafungen führen als durch ihr bloßes Vorhandensein das sittliche Verantwortungsgefühl heben soll. Der Entwurf verbietet ferner die »Fernbehandlung« von Geschlechtskrankheiten wie die öffentliche Anpreisung von Heilmitteln dagegen (mit den notwendigen Ausnahmen). Er wollte auch die gewerbsmäßige Behandlung durch nicht approbierte Personen unter Strafe stellen; auf Einspruch der Sozialdemokraten wurde dieser Passus aber fortgelassen.

Die lebhaftesten Meinungsverschiedenheiten traten über die Frage zutage, ob man Behandlungszwang und eine Anzeigepflicht der Ärzte für die in ihrer Behandlung befindlichen Fälle von Geschlechtskrankheit festsetzen sollte. Einige Mitglieder betonten, daß ohne dies beides niemals eine vollständige Erfassung aller Fälle erzielt werden könne. Andere, und mit ihnen die Regierungsvertreter, wandten sich indessen auf Grund von Sachverständigenurteilen scharf gegen diese Vorschläge; ihrer Meinung nach würden sie nur das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreichen, da man nur dann das Vorliegen einer Geschlechtskrankheit konstatieren könne, wenn der Kranke bereits einen Arzt aufgesucht habe, sich also ohnehin behandeln lasse, gerade die Anzeigepflicht aber viele solcher Kranken veranlassen würde sich lieber Kurpfuschern anzuvertrauen.

Im § 5 des Entwurfs, der bestimmte, daß »weibliche Personen, die gewerbsmäßig Unzucht treiben . . . einer gesundheitlichen Beobachtung unterworfen und zwangsweise auf das Vorhandensein von Geschlechtskrankheiten ärztlich untersucht werden«, setzten die Sozialdemokraten durch, daß die Anfangsworte durch die Fassung »Personen, die dringend verdächtig sind geschlechtskrank zu sein und ihre Krankheit weiterzubreiten« ersetzt wurden. Damit ist die ausschließliche gegen die Frauen gerichtete Wendung des Entwurfs formell beiseite. (Materiell ist freilich dadurch wenig geändert.) Im § 6 wird endlich die Anwendung des berichtigten Kuppelparagraphen (§ 180 des Strafgesetzbuchs) für die Überlassung von Wohnungen an Prostituierte aufgehoben und so der schlimmsten Ausbeutung der Prostitution die Spitze abgebrochen. Gründliche Arbeit wäre hier freilich

erst mit der von den Frauen immer wieder verlangten Aufhebung der polizeilichen Sittenkontrolle überhaupt und deren Ersatz durch eine reine Gesundheitskontrolle geleistet, die im Ausschuß jetzt in scharfem Zusammenstoß der Vertreter der verschiedenen Sozial- und Sexualanschauungen debattiert wird. Der oben erwähnte Antrag wie dieser Entwurf enthalten beide erhebliche Fortschritte gegenüber dem gegenwärtigen Recht. Im Gegensatz dazu steht der andere Gesetzentwurf, der gegen die Verhinderung von Geburten. Jeder sozialpolitisch Einsichtige, ganz besonders jedoch die Frauen, haben alle Ursache sich gegen die Gesundheitsschädigung und den Eingriff in die persönliche Würde des weiblichen Geschlechts zu wenden, die in gewissen Bestimmungen dieses Entwurfs liegen. Er sagt in den §§ 1 und 2: »Das gewerbsmäßige Herstellen oder Vorrätighalten, die Einfuhr, das Verkaufen . . . von Mitteln oder Gegenständen, die geeignet sind die Empfängnis zu verhüten . . . kann durch Verordnung des Bundesrats verboten oder beschränkt werden.« Wer dieser Verordnung »vorsätzlich zuwiderhandelt«, büßt das mit Gefängnis bis zu 1 Jahr und mit Geldstrafe; auch der Versuch ist strafbar. Zwar sollen nach der Begründung dem Arzt, soweit der Gesundheitszustand der Frau die Anwendung empfängnisverhütender Mittel geboten erscheinen läßt, diese zur Verfügung stehen. Das kann jedoch den Widerspruch gegen den Entwurf nicht aufheben; denn es handelt sich nicht nur um das Recht der Frau auf Gesundheitsschutz, vielmehr um ihr menschliches und soziales Recht selbst darüber zu bestimmen, ob oder wie viele Kinder sie gebären will. Es muß unter allen Umständen der Frau freistehen solche Mittel anzuwenden, wenn sie glaubt aus persönlichen oder wirtschaftlichen Gründen eine Empfängnis verhüten zu sollen. Es erübrigt sich zu beweisen, daß es sehr billigerwerte solche Gründe geben kann. Solange der Staat nicht die Erziehungspflicht für die Kinder übernimmt, zunächst die Furcht nicht genug für die körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes tun zu können. Dann die Sorge den Keim zu Krankheiten oder zu geistiger Degeneration zu vererben, aber auch die Rücksicht auf die Erziehungsansprüche bereits vorhandener Kinder oder die eigenen und die Lebensinteressen des Ehemanns. Endlich dürfte es doch wohl gerade bei den

stark verringerten Eheaussichten der Frau nach dem Krieg das Recht auch der Unverheirateten sein Liebesbeziehungen einzugehen, ohne daß sie genötigt sind die Sorge für Kinder auf sich zu nehmen. Gegen die Bestimmungen des Entwurfs sprechen schließlich auch schwerwiegende volkshygienische Bedenken. Was er verhüten will; eine weitere Verminderung der Geburtenzahl, würde seine gesetzliche Geltung vermutlich gerade wachrufen. Denn da durch derlei Zwangsmittel niemals ein innerer Einfluß geübt werden kann, würden dadurch zahllose Frauen, die eine Empfängnis gegen ihren Willen nicht hindern konnten, einfach (wie es in den Vereinigten Staaten unter dem Druck ähnlicher Gesetze bereits geschieht) zur Abtreibung mit allen ihren die Gesundheit oft dauernd schädigenden Folgen greifen.

Wie einige andere Frauenorganisationen, so nahm aus diesen Gründen auch eine Konferenz sozialdemokratischer Frauen in Berlin am 17. April gegen den Gesetzentwurf Stellung. In dieser Konferenz, die zugleich über den Entwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten beriet, referierten die Genossen Heinrich Schulz, Martha Wygodzinski und Marie Juchacz. Es wurde eine längere Resolution angenommen, die sich im einzelnen mit den hier vertretenen Anschauungen deckt. Hoffentlich werden bei der Durchberatung des Entwurfs Ausschuß und Reichstag die Stellungnahme der Frauen berücksichtigen.

Übergangswirtschaft

Der Bund deutscher Frauenvereine im Verein mit dem Ständigen Ausschuß zur

Förderung der Arbeiterinneninteressen hat in einer eingehenden, von Hilde Oppenheimer und Hilde Radomski bearbeiteten Untersuchung die Probleme der Frauenarbeit in der Übergangswirtschaft dargestellt /Mannheim, Bensheimer/. Ihre Hauptergebnisse, soweit sie sich mit den nicht in höheren Berufen arbeitenden Frauen befassen, wurden vorher in einer Denkschrift an das Reichswirtschaftsamt niedergelegt. Die Maßnahmen der Übergangswirtschaft zur Regelung der Frauenarbeit seien nach produktions- und sozialpolitischen Gesichtspunkten zu orientieren. Jene lassen »die bestmögliche volkswirtschaftliche Verwertung der Frauenkräfte auf der Grundlage ihrer besonderen Anlagen und Eignungen« notwendig erscheinen; »sozialpolitisch müssen die Rück-

sichten auf die Schonung der Kraft der Frau für die physischen und geistigen Aufgaben der Mutterschaft sowie die sozialen Wirkungen der Frauenarbeit im Rahmen des Lohnproblems an erster Stelle stehend«. Nach den bereits bekannt gewordenen Beobachtungen wie nach Umfragen der beiden Körperschaften sei zu konstatieren: »Die Frauenarbeit ist in der Hauptsache an die Stelle der Männerarbeit überall da getreten, wo sich die Männerarbeit durch ungelernete oder angelernte Arbeit ersetzen ließ.« Dies geschehe auf Grund weitgehender Änderung des Arbeitsprozesses (Zerlegung in Teilverrichtungen; Konstruktion von einheitlichen Typen, Ersetzung von Hand- durch Maschinenarbeit usw.) und durch Anlernung von Arbeiterinnen für bisher von Männern ausgeübte Tätigkeiten. Die Frauen werden in ungleich höherem Maß als bisher bei körperlich schweren, gesundheits- und unfallgefährlichen Arbeiten verwendet, die jugendlichen weiblichen Arbeitskräfte, von denen im Frieden ein größerer Teil sich einer Berufsausbildung zuwandte, seien während des Krieges nahezu ausschließlich in ungelernete Erwerbsarbeit eingetreten. Es liege die Gefahr vor, daß »die Absicht die Frauenarbeit beizubehalten vielfach gerade dort besteht, wo diese Arbeit sozialpolitisch nicht unbedenklich ist«, und es sei zu befürchten, daß die drohende Entlassung großer Scharen weiblicher Arbeitskräfte durch den Rohstoffmangel gerade in den Industrien mit vorwiegender Frauenarbeit (Textil-, Nahrungs- und Genußmittel-Industrie usw.) verstärkt werde. Deshalb müsse die Sanierung der weiblichen Arbeit respektive die Herausziehung der Frauen aus körperlich schwer schädigenden Tätigkeiten, und Fürsorge für entlassene Arbeiterinnen (Erwerbslosenunterstützung, Arbeitsbeschaffung usw.) gefordert werden. Durch Richtlinien für die Betriebe sollen diese bei der Wiedereinstellung der Männer auf den richtigen Gesichtspunkt hingewiesen werden, den der »Belassung der Frauen bei solchen Arbeiten, die sie ohne Schädigung für Gesundheit und Mutterschaft ausführen können«. Um der Massenentlassung der Frauen entgegenzuwirken, werden Arbeitsstreckung und Halbtagsschicht empfohlen, unter den Arbeiterinnenschutz- und -fürsorgeforderungen wird auch auf die Notwendigkeit systematischer Berufsberatung hingewiesen.

Bemerkenswert erscheint vor allem fol-

gende Forderung der Denkschrift: Um einwandfreie Untersuchungen über die gesundheitliche und berufliche Eignung der Frau in den verschiedenen Gewerben zu gewinnen, die soziale Fürsorge für die Arbeiterinnen und ihre Familien zu leiten, sollen eine unter weiblicher Leitung stehende Frauenarbeitszentrale beim Reichswirtschaftsamt und Referate für Frauenarbeit für die Bezirke der höheren Verwaltungsbehörden begründet werden, die letztgenannten im Zusammenhang mit den von den Gewerkschaften geforderten Landesarbeitsämtern oder mit den Arbeitskammern. Mit der gleichen Materie beschäftigte sich eine Konferenz der beiden oben genannten Körperschaften am 20. und 21. Juni in Berlin. Alles das wird noch näher behandelt werden müssen.

Kriegspublikationen Hausfrauenkonferenzen, ihre Einrichtung und ihre Aufgaben behandelt Matthias Mauß in der Präsidialkorrespondenz /München-Gladbach, Volksvereinsverlag/. Das Heft ist interessant als Musterbeispiel, wie der Katholizismus es versteht auf die geschickteste Art Volkspropaganda zu treiben. Es wird da über die Einrichtung von Hausfrauenkonferenzen berichtet und für deren möglichst weite Verbreitung agitiert, wie sie während des Krieges an verschiedenen Orten bereits entstanden sind. Sie stellen eine Art loser Frauenvereinigungen unter einem männlichen und einem weiblichen Leiter dar, zum Zweck geistig-sittlicher und praktischer Aufklärung der Mitglieder. Auf die ländliche Hausfrau soll durch Unterweisung in Gartenpflege, Kleintierzucht usw. eingewirkt werden. Es wird betont, daß sich als männlicher Leiter vor allen anderen stets der Geistliche eignen werde. Er soll in einfachen, an Beispielen aus dem Leben gewürzten Besprechungen mit den Frauen ihr mütterliches Gefühl veredeln, ihren Charakter zu bilden suchen, sie zum Durchhalten in allen Kriegsnöten ermuntern und ihren Blick auf die Gebote der Religion richten. Der Verfasser gibt genaue Anweisungen für die Aufklärungstätigkeit an solchen Abenden, und man fühlt förmlich den Eifer und die Hingabe, mit der man sich in seinen Kreisen der Gewinnung der Herzen widmet.

Kurzé Chronik Der Verband der Reichspost- und Telegraphenbeamtinnen reichte dem Reichspostamt eine Denkschrift über die

Tätigkeit der Frau in der Post- und Telegraphenverwaltung in den letzten 50 Jahren ein. Danach wurden die ersten Beamtinnen im Jahr 1864 eingestellt. 1871 wurden 100 Beamtinnen gezählt, heute ist deren Anzahl auf 31 000 gestiegen. Der Verband fordert die Überleitung eines Teils der weiblichen Angestellten in die Laufbahn der männlichen Beamten, ferner die gleichen Annahmehbedingungen, gleiche Ausbildung, Dienstzeit und Bezahlung und entsprechende Übergangsbestimmungen für die nächsten 10 Jahre. ◊ Nach Mitteilungen der preußisch-hessischen Staatsbahnverwaltung werden jetzt in ihrem Eisenbahndienst 100 000 Frauen beschäftigt. Im Frieden betrug deren Anzahl noch nicht 10 000.

WISSENSCHAFT

Exakte Naturwissenschaften / Bruno Borchardt

Planck

Der 60. Geburtstag Max Plancks am 23. April hat in allen naturwissenschaftlich

interessierten Kreisen aufs neue die Aufmerksamkeit auf die Lebensarbeit dieses Mannes gelenkt, die unsere physikalischen Grundanschauungen von Grund aus umzuwälzen im Begriff ist und zum Teil bereits umgewälzt hat. Ihren Ausgangspunkt nahmen Plancks Arbeiten von der Thermodynamik; schon seine Dissertation /1879/beschäftigte sich mit dem 2. Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie. Er legt dort besonderen Wert auf die Unterscheidung zwischen reversiblen und irreversiblen Vorgängen. Die nicht umkehrbaren sind solche, die nur in einer Richtung verlaufen können, für die demnach die Natur eine Vorliebe hat, während sie den reversiblen Vorgängen gegenüber sich indifferent verhält. In einer spätern Arbeit /1893/ bezeichnet er die Tatsache, daß es überhaupt irreversible Prozesse gibt, geradezu als den Kern des 2. Hauptsatzes. Als Abschluß seiner thermodynamischen Arbeiten können die 1897 in 1. Auflage veröffentlichten Vorlesungen über Thermodynamik gelten, die Sommerfeld das zuverlässigste und durchdachtteste Lehrbuch dieser Wissenschaft nennt, das einen außerordentlichen Einfluß auf alle Physiker und Chemiker der jetzt lebenden Generation ausgeübt hat.

Die Leistung, durch die Planck auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, ist die Schöpfung der Quantentheorie (siehe diese Rundschau, 1912 II, Seite

942 f., und 1916 I, Seite 233). Planck ging hier von dem Widerspruch aus, den die Erscheinungen der Strahlung zu ihrer theoretischen Darstellung zeigten. Die sorgfältigen Messungen, die namentlich Lummer und Pringsheim in den Jahren 1897 bis 1899 über die Strahlung des sogenannten schwarzen Körpers ausführten, konnten durch die von Willi Wien aufgestellte Strahlungsformel nur im Gebiet der kleinen Wellenlängen dargestellt werden, zeigten dagegen im Gebiet der langen Wellen ganz systematische Abweichungen. Auch Planck war in einer ausführlichen und strengen Theorie der irreversiblen Strahlungsvorgänge zur selben Strahlungsformel gelangt wie Wien, so daß manche an der Zuverlässigkeit der mit ihr in Widerspruch stehenden Messungen zu zweifeln begannen. Aber Lummer und Pringsheim, die als sehr sorgsame Experimentatoren bekannt waren, stellten 1900 eine erneute, sehr sorgfältige Untersuchung an, die ganz unzweifelhaft ergab, daß im Gebiet der langen Wellen die Wiensche Formel die Beobachtungen nicht darzustellen vermag. Daher entschloß sich Planck zu einer Abänderung seiner Ableitung des Strahlungsgesetzes, wobei er die wichtige Annahme machte, die dann als Quantenhypothese ihren Siegeslauf antrat: daß die Strahlung der Energie nicht in einem kontinuierlichen Fluß sondern in Quanten, gewissermaßen in Atomen der Energie, erfolge; eine Vorstellung, die anfangs starken Widerspruch hervorrief, die aber zunächst im Gebiet der Strahlungserscheinungen zu einer Strahlungsformel führte, die mit allen Tatsachen auf das beste übereinstimmte. Freilich mußte die Theorie, die 1900 geschaffen wurde, noch manche Wandlung erfahren, bis sie zu fast uneingeschränkter Anerkennung bei den Physikern gekommen ist. In der Form, die sie schließlich erhalten hat, wird angenommen, daß die Materie eine stetige Energieeinstrahlung erfahren kann, das heißt, daß in beliebig kleinen Zeiten beliebig kleine Energiemengen einstrahlen können, daß aber die Ausstrahlung von Energie aus der Materie nur in Quanten erfolgen kann.

Die Quantenhypothese, die ihre ersten Triumphe in der Strahlungstheorie feierte, hat sich sehr bald als viel umfassender erwiesen und ist in eine ganze Reihe von Gebieten der Physik mit großem Erfolg eingedrungen; ich nenne nur die Gastheorie, die Theorie der Serienspektren und die der Röntgenspektren. In

den Händen Einsteins entstand mit ihrer Hilfe eine neue Lichtquantentheorie, die die Undulationstheorie des Lichts und den Lichtäther beseitigen will. Planck selbst ist auf diesem Weg bisher nicht mitgegangen. Bei seinen Arbeiten war er, wie er selbst angibt, stets von dem Streben nach Vereinfachung und Vereinheitlichung der physikalischen Anschauungen geleitet. Daher schwebt ihm auch jetzt als nächste Aufgabe die Versöhnung der Quantentheorie mit der Undulationstheorie vor.

Erdelastizität Für das Erdinnere nahmen die meisten Geologen noch vor weniger als 3 Jahrzehnten, in Übereinstimmung mit der Kant-Laplaceschen Theorie über die Bildung der Planeten, einen feurig flüssigen Zustand von sehr hoher Temperatur an, auf den auch die zahlreichen Beobachtungen in Bergwerken und bei Tunnelbohrungen über die starke Zunahme der Temperatur mit zunehmender Tiefe sowie die vielen aus dem Erdinnern hervordringenden heißen Quellen und die bei Vulkanausbrüchen ausgestoßenen geschmolzenen Gesteinsmassen hinzudeuten schienen. Aber schon Lord Kelvin machte darauf aufmerksam, daß dann für das Erdinnere in der selben Weise starke Gezeiten (Ebbe und Flut) bestehen müßten, wie wir sie am Wasser der Meere wahrnehmen, und die dünne Erdrinde dem innern Gezeitendruck völlig nachgeben und ebenso wie Flüssigkeit an der Flutbewegung teilnehmen müßte. Aus den tatsächlichen Beobachtungen über die Gezeiten schloß Lord Kelvin auf ein festes Erdinnere. G. H. Darwin hat später aus den Wasserstandsmessungen in 33 Häfen das Resultat abgeleitet, daß die Erde sich den Gezeitenkräften gegenüber wie ein fester, mit nur sehr geringer Elastizität ausgestatteter Körper verhält, das Innere der Erde also nicht die charakteristischen Eigenschaften einer Flüssigkeit haben kann. Auf Grund eines noch viel umfassendern Beobachtungsmaterials, das sich auf 194 Jahre erstreckt und 47 Häfen umfaßt, berechnete der Geophysiker W. Schweydar /Potsdam/ die für die Elastizität der Erde wichtigen Faktoren mit bedeutend größerer Genauigkeit; er fand für die für die Starrheit charakteristische Konstante einen Wert, der drei Viertel desjenigen beträgt, der die Starrheit des Stahls charakterisiert.

In den allerletzten Jahren hat man

mehrfach versucht die Elastizität der Erde noch auf anderm Weg zu bestimmen. Über die Grundlagen der Methoden und die gewonnenen Resultate veröffentlicht Schweydar, der an diesen Arbeiten selbst hervorragend beteiligt gewesen ist, eine zusammenfassende Darstellung in den Naturwissenschaften. Der Berechnung der Elastizität der Erde aus den Gezeiten schließt sich die aus der Bewegung des Lotes an. Die feste Erde wird ja durch die Kräfte, die die Gezeiten hervorrufen, in jedem Augenblick zu einem Umdrehungselipsoid deformiert, dessen große Achse nach dem Mond hin gerichtet ist. Die horizontale Komponente der Flutkraft kann freilich nur knapp ein Zwölfmilliontel der Schwerkraft betragen; nur um diesen geringen Bruchteil seiner Länge wird die Kugel eines Lotes innerhalb der halben Dauer der Periode der Flutkraft aus ihrer Ruhelage abgelenkt, und zwar nach dem Punkt hin, in dem der Mond im Zenit steht. Aber auch diese geringe Bewegung läßt sich mit Hilfe des in neuester Zeit überaus verfeinerten Horizontalspendels beobachten, und Schweydar hat aus solchen Versuchen für die Konstante der Starrheit der Erde einen Wert abgeleitet, der fast genau (bis auf 3 %) mit dem aus den Beobachtungen der Gezeiten abgeleiteten Wert übereinstimmt.

Ein weiterer Weg zur Bestimmung der Elastizität der Erde ergibt sich aus astronomischen Beobachtungen, die ja sehr genau ausgeführt werden können. Zu ihrem Verständnis sei daran erinnert, daß die Rotationsachse der Erde zufolge der Anziehung von Sonne und Mond die als Präzession bekannte Bewegung mit einer Periode von etwa 26 000 Jahren ausführt, über die sich die als Nutation bezeichnete Bewegung der Erdachse lagert, der zufolge die Himmels- oder Erdpole eine kleine Ellipse in $18\frac{1}{2}$ Jahren durchlaufen. Beide Bewegungen zusammen ergeben daher eine Schlangenlinie als Bahn der Pole. Nun fällt die Drehachse der Erde aber nicht genau mit ihrer Figurenachse zusammen, und deshalb muß eine weitere Bewegung der Achse auftreten, die im Gegensatz zu der eben erwähnten als astronomische oder erzwungene Nutation bezeichneten Bewegung freie Nutation genannt wird. Für diese ist unter der Voraussetzung, daß die Erde sich wie ein vollkommen starrer Körper verhält, eine Periode von 303,3 mittleren Sonnentagen berechnet worden. Daß eine

solche Bewegung der Drehachse tatsächlich vorhanden ist, haben die Veränderungen der geographischen Breite bewiesen, nach deren Entdeckung zu ihrer Kontrolle ja ein internationaler Breiten dienst eingerichtet worden ist, der glücklicherweise auch durch den Krieg zwar eine Einschränkung, aber nicht eine Unterbrechung seiner Arbeiten erfahren hat. Die Beobachtungen zeigen nun tatsächlich, daß die Pole der Drehachse der Erde neben kleinen unregelmäßigen Bewegungen kleine Kreise von ungefähr 6 Meter Halbmesser beschreiben, die sie aber nicht in 303,3 sondern in 432,8 mittleren Sonnentagen durchlaufen. Die Abweichung erklärt sich aus der Elastizität der Erde, und aus ihrer Größe kann auf den Grad der Elastizität geschlossen werden. Der Wert, der sich für die Starrheitskonstante hieraus ergibt, ist allerdings fast doppelt so groß wie der aus den Gezeiten und aus der Lotbewegung berechnete. Durch Annahmen über verschiedene Größen der Elastizität in der Erdrinde und im Erdinnern gelang es Schweydar diesen Widerspruch zu beseitigen.

Auf eine Zunahme der Starrheit der Erde mit zunehmender Tiefe, also mit Annäherung an das Erdzentrum führen auch die Berechnungen, die sich an die Erdbebenwellen anschließen. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit dieser Wellen hängt von der Elastizität und Dichte der Erdschichten ab, die sie durchteilen, und daher geben die Laufzeiten dieser Wellen, die durch Beobachtung an einer großen Anzahl von Orten recht genau festgestellt werden können, ein Mittel an die Hand, um auf das Verhältnis der Elastizität zur Dichte bis zu großen Tiefen hinab zu schließen. Diese Rechnungen zeigen, daß die Starrheitskonstante in den tieferen, zentralen Schichten der Erde etwa 10mal so groß ist wie in denen, die an der Oberfläche liegen.

Durchdringende Strahlung Über durchdringende Strahlung ist in der letzten Zeit eine Reihe umfangreicher Messungen vorgenommen worden. Das Vorhandensein dieser Strahlung in der Atmosphäre ist in den Jahren 1900 und 1901 von Elster und Geitel, ferner von Rutherford, Cooke und Wood nachgewiesen worden. Es handelt sich dabei um die Ionisierung eines in einem Metallgefäß eingeschlossenen Gases, die durch eine radioaktive Strahlung der Metallwände veranlaßt sein kann oder aber durch eine von außen kommende

und die Wände durchdringende Strahlung. Auch könnte die äußere Strahlung eine Sekundärstrahlung im Innern erzeugen. Im wesentlichen setzt sich die durchdringende Strahlung zusammen aus der γ -Strahlung der im Erdboden und an der Erdoberfläche vorhandenen radioaktiven Substanzen, ferner aus der γ -Strahlung der radioaktiven Zerfallsprodukte in der Atmosphäre und aus einer von oben kommenden sehr durchdringenden Komponente, die mehrfach als von der Sonne herrührend angenommen wurde. Die Anteile der verschiedenen möglichen und wirksamen Ursachen an der Gesamtstrahlung zu ermitteln ist um so schwieriger als die in Betracht kommende Gesamtstrahlung außerordentlich klein ist. Es kommt hinzu, daß, wie viele Versuche ergeben haben, die Strahlung nicht konstant ist sondern neben langsamen und allmählichen, zum Teil periodischen Änderungen auch ganz plötzliche, sprunghafte nicht unbeträchtlicher Art zeigt.

Von den jetzt durchgeführten systematischen Messungen über die durchdringende Strahlung sind die von Victor F. Heß und Martin Kofler hervorzuheben, die auf dem mehr als 2000 Meter hohen Berggipfel des Obir in Kärnten angestellt wurden und sich über den Zeitraum von fast 1 Jahr erstreckten. Es zeigte sich, daß die Schwankungen der durchdringenden Strahlung in dieser Höhe sowohl absolut als auch relativ geringer sind als in normaler Seehöhe. Nun muß die von oben kommende sehr harte Komponente der Strahlung in dieser Höhe schon weit stärker an der Gesamtstrahlung beteiligt sein als in Seehöhe. Mithin ist klar, daß die Schwankungen dieser Komponente nur äußerst gering sein können. Eine Abhängigkeit der Strahlung von den meteorologischen Elementen, von Temperatur, Luftdruck und Luftdruckschwankungen, war nicht erkennbar. Besonders bemerkenswert scheint das Resultat, daß die Tag- und Nachtwerte der Strahlung sich als gleich ergaben. Dadurch ist die Annahme, daß die von oben kommende Komponente der Strahlung von der Sonne herrührt, wohl endgültig widerlegt. Vielmehr scheint es, daß die Zerfallsprodukte der Radium- und Thorium-, vielleicht auch der Aktiniumemanation im Erdboden und in der Atmosphäre die einzigen mit der Zeit und mit den meteorologischen Elementen veränderlichen Bestandteile der Gesamtstrahlung sind.

Farbenmessung Bekanntlich hat sich Wilhelm Ostwald in den letzten Jahren eingehend mit der Farbenlehre beschäftigt, und er glaubt hierbei auch das Problem gelöst zu haben die Farben nach Maß und Zahl eindeutig zu bestimmen (siehe diese Rundschau, 1916 III, Seite 1078 f., und die Rundschau Technik, 1917 I, Seite 275 f.). In kurzen Umrissen hat er seine Anschauungen in einer Farbenfibel /Leipzig, Verlag Unesma/ niedergelegt, der auch eine Reihe von farbigen Aufstrichen zur Erläuterung beigegeben sind. Ihr folgt ein Farbenatlas, eine Sammlung von 2500 Farben, in der jede beliebige Farbe angetroffen werden soll, oder doch so zwischen zwei auf einander folgende Farben eingeschaltet werden kann, daß sie mit völliger Sicherheit zu bestimmen ist.

Nunmehr hat Ostwald einen Band erscheinen lassen, den er Mathetische Farbenlehre betitelt /Leipzig, Verlag Unesma/. Er behandelt auch die Gesetze der Farbenmischung. Die mathetische Farbenlehre (entsprechend dem von Ostwald gebildeten Wort Mathetik, das ein gemeinsamer Name für die Wissenschaften sein soll, die sich um den Begriff der Ordnung scharen, insbesondere für Logik und Mathematik) bildet nur den 1., vorbereitenden Teil der gesamten Farbenlehre. Ihr sollen die physikalische und die chemische Farbenlehre, weiter die physiologische und schließlich als umfassendster Teil die psychologische Farbenlehre folgen. Inzwischen wird auch der Farbenatlas herausgegeben, 100 Tafeln mit je 25 Farben mit erläuterndem Text. Allerdings werden die Farben dieses Atlas den selben Mangel aufweisen, wie alle technisch hergestellten Aufstriche: sie werden sich mit der Zeit verändern. Ostwald sagt selbst, daß ein Teil mit nicht lichtechten Pigmenten hergestellt werden muß, und warnt davor sie bei Nichtgebrauch dem Tageslicht auszusetzen. Freilich ist er der Meinung, daß nach seinen Angaben auch später immer wieder genau die gleichen Farben herstellbar sind. Auf alle Fälle aber scheint es sehr zweckmäßig die Vergleichsfarben des Ostwaldschen Atlas selbst noch in einem absoluten Maß zu bestimmen, das ja bei der Ostwaldschen Bestimmung nicht vorliegt, wohl aber durch das von Arons angegebene Chromoskop ermöglicht wird (siehe diese Rundschau, 1911 I, Seite 75 ff.). Mit einem solchen Apparat, den

Ostwald übrigens auch jetzt nicht erwähnt, könnte man jede Veränderung der Farben des Atlas feststellen und sie dauernd unter Kontrolle halten.

Totenliste Im Februar starb in Rom der namhafte Physiker und Präsident der römischen Akademie der Wissenschaften **Pietro Blaserna**, 82 Jahre alt. Bis zum Ausbruch des Krieges stand er in engster Beziehung zu vielen der bedeutendsten deutschen Physiker.

In Amerika starb der deutsche Physiker **Ferdinand Braun** im Alter von 68 Jahren. Er war einer der Schöpfer der drahtlosen Telegraphie, um die er sich ganz außerordentliche Verdienste erworben hat. Bei einem Patentstreit zwischen der Telefunken- und der Marconigesellschaft wurde er nach Amerika gerufen, wohin er trotz seiner geschwächten Gesundheit 1915 reiste. Als die Union auch Deutschland den Krieg erklärte, wurde ihm die Erlaubnis zur Heimreise verweigert.

Am 26. März starb in Charlottenburg **Bernhard Weinstein** im Alter von 65 Jahren. Dieser Physiker beschäftigte sich erfolgreich auch mit Problemen der Geophysik und der Philosophie. Anfang Juni starb in Gießen **Richard Abmann** in seinem 74. Lebensjahr. Er hat sich ganz besondere Verdienste um die Erforschung des Luftmeers erworben. Ihm ist auch die Einrichtung der öffentlichen Wetterkarten zu danken.

Kurze Chronik In der Nacht vom 8. zum 9. Juni erblickte **Courvoisier** auf der Neubabelsberger Sternwarte einen Stern, der sich auf der Grenze zwischen den Sternbildern Adler und Schlange befand und von der 1. Größenklasse schien. Später stellte es sich heraus, daß dieser Stern bereits 1895 als lichtschwacher Himmelskörper aufgenommen worden war. Er ist wahrscheinlich in einen kosmischen Nebel geraten und dadurch weißglühend geworden. ◊ Ein neues radioaktives Element hat der amerikanische Chemiker **Roy Franklin Heath** entdeckt und zu Ehren des amerikanischen Präsidenten **Wilsonium** genannt. ◊ Die Verträge der 23 Staaten, die zur Internationalen Erdmessung vereinigt gehören, sind im Jahr 1916 abgelaufen und konnten wegen des Weltkriegs nicht erneuert werden. Es ist jedoch von **de Sande Bakhuizen** /Leiden/ und **Raoul Gautier** /Genf/ gelungen ei-

nen engern Zusammenschluß der neutralen Staaten zu bewirken, um den Fortbestand der Messungen während des Krieges und über ihn hinaus sicherzustellen. ◊ Der Erfinder des Kreiselmagnetkompasses **Hermann Anschütz-Kämpfe** hat mit dem Betrag von 100 000 Mark an der Universität München eine Stiftung zur Förderung der physikalischen und chemischen Wissenschaften begründet. ◊ Die Göttinger Philosophische Fakultät verlieh den **Vahlbruchpreis** an **Albert Einstein** für seine Arbeiten über die Theorie der Gravitation. ◊ Der Prager Chemiker **Otto Höning Schmid**, bekannt durch seine Forschungen über die Isotopen-Elemente, hat einem Ruf an die Münchener Technische Hochschule Folge geleistet.

Literatur **Leben, Wirken und Persönlichkeit Ernst Abbes** schildert **Felix Auerbach** »nach den Quellen und aus eigener Erfahrung« im 5. Band der von **Wilhelm Ostwald** herausgegebenen Sammlung **Große Männer** /Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft/. Das Leben dieses einzigartigen Mannes ist hier von einem Freund, der mit ihm in regem persönlichen Verkehr gestanden hat, in lebendiger Weise dargestellt worden, so daß ein Verständnis für die Denkweise und das gesamte Wirken **Abbes** erweckt wird, sowohl für seine wissenschaftlichen Leistungen, »seine große Tat« nach **Auerbachs** Ausdruck, die die Grundlagen für den modernen Mikroskopbau geschaffen hat, als auch für »seine größere Tat«, die **Carl Zeiß-Stiftung** und ihre sozialen Einrichtungen, bei denen **Abbe** nicht als ein Wohltäter erscheinen wollte sondern als ein Mann, der den Forderungen der Gerechtigkeit und der Pflichterfüllung nachkommt. ◊ Das Bändchen **Franz Boll's Stern Glaube und Stern deutung** der Sammlung **Aus Natur und Geisteswelt** /Leipzig, Teubner/ legt das System der Astrologie von den Babyloniern bis zum späten Mittelalter, ja bis in die Neuzeit hinein dar, wobei manchem wohl die Bedeutung der Astrologie als einer Weltanschauung etwas übertrieben vorkommen wird. ◊ Das **Geographische Wanderbuch Alfred Bergs** /Leipzig, Teubner/ liegt jetzt in 2. Auflage vor. Es ist etwas trocken geschrieben, lehrt aber sehr gut das Messen im Gelände und das Verständnis der Karten und macht auf vieles aufmerksam, was beim Wandern zu beachten und zu beobachten ist.

Biologie / Adolf Koelsch

Konditionalismus Der Bonner Physiologe Max Verworn hatte sich in seiner 1912 veröffentlichten Schrift *Kausale und konditionale Weltanschauung* / Jena, Gustav Fischer / an eine Kritik des Ursachenbegriffs gewagt und war zu einer völligen Ablehnung der kausalen Naturauffassungsweise gelangt. Wenn ich die Ursache eines Vorgangs gefunden habe, sagt er, so ist der Vorgang noch lange nicht aufgeklärt, obgleich in der wissenschaftlichen Methodenlehre Erklären eben als das Suchen nach der Ursache definiert wird und man mit der Feststellung der Ursache den Erklärungsprozeß als abgeschlossen ansieht. Habe ich nämlich die Ursache gefunden, sagt Verworn, so habe ich nur einen einzigen jener Faktoren aufgedeckt, von denen der Vorgang bestimmt wird. In Wirklichkeit steht aber der Vorgang oder Zustand noch von zahlreichen anderen Faktoren in der selben Abhängigkeit wie von dem einen, den man als Ursache zu bezeichnen pflegt, nur weil er als letzter Faktor zu den schon vorhandenen hinzutritt und dadurch den Eintritt des Ereignisses ermöglicht; der Vorgang, den wir erscheinen sehen, würde jedenfalls in seiner spezifischen Form nicht vorhanden sein, wenn außer der *Ursache* auch irgendeiner der anderen Faktoren fehlte. »Die Naturwissenschaft hat in Erkenntnis dieser Tatsache dem Ursachenbegriff den Bedingungs-begriff an die Seite gestellt, und die gewöhnliche Auffassung eines Vorgangs ist nunmehr die, daß er einerseits von einer Ursache andererseits von einer Reihe von Bedingungen abhängig ist. . . Es fragt sich aber, ob wir berechtigt sind unter den Faktoren, welche einen Vorgang oder Zustand bestimmen, dem einen eine größere Bedeutung einzuräumen als den anderen, und ihn als Ursache den Bedingungen gegenüberzustellen.« Verworn hat diese Frage verneint. Es stecke »noch ein Rest des alten Mystizismus« in der Anschauung, die unter den bestimmenden Faktoren eines Vorgangs solche von verschiedener Wertigkeit unterscheide, und damit müsse aufgeräumt werden. Es gebe nur eine »effektive Äquivalenz der Bedingungen«, und eben für diese Auffassung tritt Verworns Konditionalismus ein.

Verworn hat scharfe Kritik erfahren, teils von philosophischer teils von bio-

logischer Seite. Besonders energisch hat sich der grundgescheite Anatom Wilhelm Roux in Halle gegen Verworn ausgesprochen. Neuerdings tritt auch Ferdinand Röder im Biologischen Zentralblatt dem Bonner Physiologen mit sehr beachtenswerten Einwüfen entgegen. Verworn, sagt Röder, habe sich in seinen Voraussetzungen eines bedenklichen Irrtums schuldig gemacht, mit dessen Aufdeckung der ganze Konditionalismus zusammenbreche. Einerseits nämlich bemerke er richtig, Notwendigkeit sei kein steigerungsfähiger Begriff, so daß von *mehr* oder *weniger* notwendigen Bedingungen eines Vorgangs nicht gesprochen werden könne. Aber eben darum sei es andererseits falsch, wenn Verworn behaupte, daß die Bedingungen eines Vorgangs, weil sie für sein Zustandekommen notwendig sind, nun auch sämtlich gleichwertig seien. Denn dieses *gleichwertig* könne nur heißen *gleich notwendig*. Allein aus dem selben Grund, aus dem die Faktoren nicht in verschiedenem Grad notwendig sein können, nämlich weil die Notwendigkeit selbst keine Grade hat, können sie auch nicht in gleichem Grad notwendig sein. Auch sei ja der Begriff der Notwendigkeit ohne Rücksicht auf Grad und Größe des Zwangs entstanden als Erträgnis der Beobachtung, daß der gewohnheitsmäßig erwartete Eintritt gewisser Wirkungen nicht zustande kommt, wenn eine der regelmäßigen Voraussetzungen fehle. Sein ganzer Inhalt bestehe somit in einer Aussage über eine Beziehung, nämlich über die Beziehung der Gemeinschaftlichkeit des Nichtvorhandenseins einer bestimmten Wirkung und bestimmter Voraussetzungen. Sei die Notwendigkeit aber kein in oder zwischen den Sinnesobjekten befindliches, sinnlich erfassbares und meßbares Ding, als welches Verworn sie behandelt, so könne auch die Notwendigkeit im einen Fall nicht unterscheidbar sein von der in einem andern Fall, und was nicht unterscheidbar sei, sei auch nicht vergleichbar. »Die Behauptung der gleichen Notwendigkeit der Bedingungen hat daher gar keinen realen Sinn.« Aber Verworn ist noch einer zweiten Täuschung erlegen, und diese besteht darin, daß er *Bedingungen* mit *Dingen* identifiziert und mit ihnen wie mit solchen arbeitet. »Bedingung aber ist nicht etwas, wovon unsere Sinne einen unmittelbaren Eindruck haben, sie ist keine unterscheidbare Realität sondern

... nicht mehr als ein begrifflicher Ausdruck für das Glied einer Beziehung, nämlich der Notwendigkeit, als deren Zeichen sie fungiert und ohne welche sie keine Existenz besitzt. Ohne diese Verwechslung von Bedingung mit Ding wäre Verworn gar nicht dazu gelangt die Bedingungen mit einander zu vergleichen und an einander zu messen.« Die Frage, ob wir berechtigt sind einer Bedingung unter vielen eine größere Bedeutung zuzumessen als allen anderen, ist also auf Grund irriger Begriffsanwendungen gestellt und kann überhaupt nicht beantwortet werden. Man könnte höchstens fragen, ob wir berechtigt sind den Ursachenbegriff vom Bedingungs-begriff zu unterscheiden. Röder kündigt eine Untersuchung über diesen Gegenstand an; es ist aber jetzt schon zu sagen, daß eine Berechtigung hierzu ohne Zweifel besteht. Wenigstens halte ich dafür, daß Ursache eine Begriffsbildung des synthetischen, Bedingung aber eine solche des analytischen Denkens ist: woraus sich dann weitere wesentliche Differenzpunkte ergeben.

Organismus und Mechanismus Bei niedrigeren Organismen gibt es einen Zustand des Schwebens zwischen Leben und Tod, der Monate und selbst Jahre hindurch anhalten kann, ohne daß sich während dieser Zeit in der Beschaffenheit des Geschöpfes scheinbar das Geringste verändert. Das Tier, sei es ein Rädertierchen oder ein milbenartiges Bärtierchen oder ein Fadenwurm, ist zu einem dürren staubigen Pünktchen zusammengeschrumpft, das sich dem Aussehen nach von einem vertrockneten Sandkorn nicht unterscheidet und an dem sich mit den feinsten Instrumenten des Forschers von Lebensvorgängen irgendwelcher Art keine Spur wahrnehmen läßt. Und doch ist das Gebilde nicht tot, sondern, wie der Biologe sagt, nur anabiotisch; denn wenn man das Stäubchen in Wasser bringt, so stellen sich unter allgemeiner Aufquellung die alten tierischen Lebensformen schnell wieder her, und die Geschöpfe beginnen ihr abgebrochenes Leben an dem Punkt fortzusetzen, an dem es zum Stillstand gekommen war. Dabei zeigt sich nun freilich, daß das Wiederaufleben um so zögernder erfolgt, je länger die Gebilde in dem todähnlichen Zustand hatten ausharren müssen. Bärtierchen zum Beispiel, bei denen nach 3 Monate langer Eindörrung 10 Minuten bis zum Wiederaufleben verstrichen, brauchten nach

8½ monatigem Trockenschlaf schon rund 40 Minuten, nach einem Jahr schon 1½ Stunden bis zum Wiedererwachen; und ähnliche Beobachtungen wurden an Fadenwürmern gemacht. Nachdem man Jahrzehnte hindurch über diese kurz skizzierten Erfahrungen in Sachen der Anabiose nicht hinausgelangt war, sich auch nicht hatte schlüssig werden können, ob man an einen völligen Stillstand des Lebens während der Ruhezeit oder nur an eine äußerste Form von Abschwächung glauben solle, haben neuerdings E. Schultz und A. Singol /Petersburg/ die Anabioseforschungen wieder aufgenommen und dabei, wie in Pflügers Archiv für Allgemeine Physiologie zu lesen ist, ein paar Beobachtungen gemacht, mit denen sich die Ansicht von einem vollständigen Stillstand der Lebensmaschine während der Ruhezeit in keiner Weise verträgt. Sie trockneten Rundwürmer ein, bis sie so flach wie Papierstreifen geworden waren, quollen sie wieder auf, wobei das eine Körperende »sich oft schon in pendelartigen Schlägen bewegte, während der übrige Teil des Körpers noch in eingetrocknetem unbeweglichen Zustand verharrte«, und ließen sie danach wieder verdorren. Jetzt wurden die eingetrockneten Würmer, um die Beschaffenheit der inneren Organe festzustellen, in feine Schnitte zerlegt. Es zeigte sich, daß alle Flüssigkeit restlos aus den Organen verschwunden war, auch von Reizbarkeit der Gewebe zeigte sich nichts. Aber wie stand es mit der Atmungstätigkeit der ausgedörrten Stoffmasse? Um auch sie für längere Zeit mit Sicherheit auszuschalten, wurden die seit 8 Monaten in scheinodähnlichem Zustand verharrenden Tiere während 14 Tagen in einen Raum gesperrt, der mit Wasserstoff angefüllt war, also ein Gas enthielt, in dem ein lebendes Wesen schon nach wenigen Minuten erstickt. Trotzdem lebten die vermeintlichen Kadaver, als sie jetzt wieder befeuchtet wurden, nicht nur wieder auf, sondern sie lebten sogar schneller auf als die nicht mit Wasserstoff behandelten Tiere. Alle waren gesund. Daraus geht hervor, daß es für eine getrocknete Lebensmasse doch nicht absolut gleichgültig ist, ob sie ihre Ruhezeit in einer Atmosphäre von Sauerstoff oder von Wasserstoff zubringt; ebensowenig ist es gleichgültig, ob sie sehr lange oder nur vorübergehend in

dem Zustand der Anabiose verharrt. Diese beiden Äußerungen aber lassen kaum die Annahme zu, daß in den eingetrockneten Leibern die letzte Spur von Lebenstätigkeit ausgelöscht sei. Wir sehen im Gegenteil an der Verschiebung der Wiedererweckungszeit, daß an den eingetrockneten Zellensystemen während der Periode scheinbar vollständiger Ruhe sich doch fortgesetzt etwas ändert.

Damit fällt aber die Möglichkeit eines Vergleichs dieser Tiere mit einer Maschine, die einfach außer Gang gesetzt wird, weg, und das Leben erweist von neuem seine Übergeordnetheit über alles, was sich nur aus Mechanismen zusammensetzt. Denn eine Maschine, zum Stillstand gebracht, nutzt sich niemals ab in der Zeit, in der sie ruht; sie braucht auch nach 10 Jahren, um wieder in Gang zu geraten, noch genau die gleiche Energiezufuhr wie heute. Diese Tiere jedoch, obwohl sie gleichfalls vollständig zu ruhen scheinen, werden dennoch um so schwerer wieder in Gang gebracht, je länger sie stillstehen. Und eines Tages können sie überhaupt nicht mehr angedreht werden. Das ist ein entscheidender Unterschied zwischen Organismus und Mechanismus, zwischen Gebilden, die durchpuls sind von den Gesetzen des Lebens, und solchen, die nur die Gesetzmäßigkeit der physikalischen Welt in sich tragen und ihr verpflichtet sind.

Toten iste Man meldet aus dem Feld den Tod des Anatomen Walter Gebhardt, des Abteilungsvorstehers am Hallenser Universitätsinstitut. Er erreichte ein Alter von 49 Jahren und war erst kürzlich als erster mit dem von der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft errichteten Preis der Meyerstiftung ausgezeichnet worden.

Der Professor für pathologische Anatomie an der Universität Wien Alexander Kolisko ist 60jährig gestorben. Durch den Tod wurde der Professor für pathologische Anatomie an der Universität Tübingen Ernst Neumann 85jährig von kurzem schweren Leiden erlöst.

Einen sehr empfindlichen Verlust hat die deutsche Gelehrtenwelt durch den Tod Ludwig Edingers, der 63jährig in Frankfurt starb, erlitten. Edinger, ursprünglich Nervenarzt, ist einer der erfolgreichsten Forscher auf dem Gebiet Anatomie und Physiologie des

Nervensystems des Menschen und der übrigen Wirbeltiere gewesen, hat ein hervorragendes Lehrbuch über dieses Thema verfaßt und alljährlich am Senckenbergischen Institut, das sich ihn schon früh zu verpflichten wußte, sehr bedeutende Vorlesungen gehalten, denen ein Zulauf aus aller Welt sicher war.

Kurze Chronik Die preußische Regierung hat die Herausgabe einer neuen geologischen Karte Preußens beschlossen, damit man in leitenden Kreisen für die Zukunft eine genaue Übersicht aller Fundstätten besonders von Kali, Kohle, Salz, Erzen, Kalk, Phosphat, Quellen und Steinlagern erhält. ◊ In der Umschau wurde ein junger Mensch mit ungewöhnlich stark entwickelter Flughaut zwischen Brust und linkem Arm vorgestellt. ◊ Der außerordentliche Professor für Anatomie an der Breslauer Universität Georg Wetzel wurde als Nachfolger Gebhardts und Abteilungsvorsteher am Anatomischen Institut nach Halle berufen. ◊ In München habilitierte sich Philipp Broemser für Physiologie.

Psychologie / Georg Chaym

Seele Daß die experimentelle Psychologie die Erwartungen nicht erfüllt hat, die man im ersten Jahrzehnt ihrer Entwicklung an sie knüpfte, ist zweifellos. Aber der Grund dafür liegt weniger an der Psychologie als vielmehr an den Erwartungen. Denn die Psychologie soll philosophisch gerichtete Erwartungen erfüllen. Dazu aber bedürfte es eines sehr umfangreichen Tatsachenmaterials, das in der Psychologie schwer und nicht gar so schnell zu erlangen ist, um so schwerer, als kaum in einer andern Wissenschaft der Forscher so leicht mit vorgefaßter philosophischer Ansicht an seine Arbeit geht. So kommt es, daß etwa im letzten Jahrzehnt vielfach der Weg der geduldigen Induktion verlassen wird und man von einer *allgemeinen Grundlegung* aus das ersehnte Ziel schneller zu erreichen hofft. Ein neuer Weg zur Erforschung der Seele soll es auch sein, den Walter Hirt in dem so betitelten Buch /München, Reinhardt/ einschlägt. Zum Verständnis seiner Gedankenrichtung sei daran erinnert, daß der Verfasser vor einigen Jahren im selben Verlag eine Schrift unter dem Titel Das Leben der

anorganischen Welt erscheinen ließ, in der er den Begriff des Lebens auch auf die sogenannte anorganische Welt auszudehnen versuchte. Er unternahm es da in dieser die Vorgänge der Atmung und Ernährung, der Hautbildung, der Fortpflanzung usw. nachzuweisen. Wie die Pilze als Zwischenformen zwischen Pflanzen und Tieren, so werden die *flüssigen Kristalle* als solche zwischen anorganischer und organischer Materie aufgefaßt. Bei dieser finden wir aber auch noch *seelische* Vorgänge. Daher sucht Hirt, um eine fortlaufende Kette zur Darstellung bringen zu können, solche auch in der anorganischen Welt. Als Gedächtniswahrnehmung wird unter anderm die Erscheinung der Hysteresis angeführt, das ist die Fähigkeit eines Stabes, der einmal magnetisiert war, bei erneuter Magnetisierung leichter magnetisch zu werden; es sei also »Tatsache, daß das mehrfach magnetisierte Eisen sich erinnert an die vorangegangenen Magnetisierungen«. Und indem Hirt unter einer Empfindung »eigentlich weiter nichts als eine Reaktion auf die Außenwelt, die durch einen Vermittler (Sinnesorgan) übertragen worden ist«, versteht, sieht er in den Einflüssen des Lichts auf gewisse Mineralien, in der Phosphoreszenz, der Fluoreszenz, in dem Einfluß der Temperatur auf die Schallgeschwindigkeit in den verschiedensten Medien, ja in der Beeinflussung von Rauchsäulen, Wasserstrahlen, Flammen durch Schallvorgänge, Analogieen oder vielmehr Anfänge des Seelischen auch in der anorganischen Welt. Man erkennt leicht den Zauberstab, der zu solchen Erkenntnissen führt: Verallgemeinerung der Begriffe und verwegenkühne Anwendung der Analogieen. Folgen wir nun Hirt auf dem »neuen Weg«, den er durch diese Wünschelrute uns eröffnet. Da der bisherige Weg der psychologischen Forschung: durch Zerlegung der seelischen Erlebnisse Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, zu keinem Ergebnis geführt hat, so muß der entgegen gesetzte eingeschlagen werden: die »Analyse« muß durch eine »Synthese« ersetzt werden, das heißt, es ist »aus den gewonnenen Grundformeln die Psyche aufzubauen und zu erklären«. Das Grundmotiv ist dabei das »Prinzip der Simplizität«, das Bestreben aus möglichst wenig Grundgesetzen den ganzen Umkreis der Erscheinungen zu erklären, indem die Einfachheit eine gewisse Bürgschaft für die Richtigkeit der Hypothese sei. (Auch hier wieder der

Grundirrtum jedes metaphysischen Monismus; die Gleichsetzung von Denken und Seinsnotwendigkeit.) Von kosmischen Beobachtungen ausgehend findet Hirt 3 »allgemeine Daseinsgesetze«: das Gesetz der Anziehungskraft des einzelnen Körpers, das Gesetz der Umgebung (demzufolge jeder Körper von der Umgebung beherrscht wird und sich ihr »anpassen« muß; man beachte wohl, wie schon hier der Begriff der Anpassung erweitert ist) und das Gesetz der beständigen Bewegung. Dabei gilt als Leitmotiv der Satz: »Es gibt keine qualitative Veränderung; was uns in der Sinneswahrnehmung als solche erscheint, muß in Wirklichkeit auf Bewegungen der kleinsten Teile der Körper zurückgeführt werden.« Wenn aber dieser Satz eine Grundlehre der »neuen mechanischen Physik« genannt wird, so trifft dies glücklicherweise nicht zu, schon deshalb nicht, weil er überhaupt kein Satz der Physik ist, vielleicht wohl ein solcher aus der unbekümmerten Metaphysik des Spencer; in Wahrheit aber scheiden sich schon bei ihm die Geister. Durchdrungen von der »Überzeugung, daß für die geistige und seelische Sphäre die selben Gesetze gelten müssen wie für die Materie«, sucht nun Hirt im Seelischen die 3 vorhin angegebenen »Daseinsgesetze« wiederzufinden. Zur Bezeichnung des gestaltlosen, verfließenden und verschwommenen Bewegens, in dem sich das Seelische stets zu befinden scheint, benutzt Hirt den Ausdruck Strömung. Er unterscheidet 3 Seelenströmungen: das Denken (umfassend Verstand und Gedächtnis), die Sinnes-tätigkeit (umfassend auch das Gefühlsleben), das »Spannungsverhältnis zwischen Altruismus und Egoismus«. Im Wollen dagegen sieht Hirt keine Grundströmung, weil es eine komplizierte Erscheinung sei. (Hirt vermag dabei das Wollen als eine Grundrichtung des seelischen Lebens von der einzelnen Aktualisierung des Wollens, dem einzelnen Willensvorgang, nicht zu unterscheiden.) Diese dritte Strömung wird makrokosmisch erklärt. Das erste Daseinsgesetz, das der Anziehungskraft des einzelnen Körpers, ist die Erklärung, oder eigentlich besser die Identität des Egoismus (Egoismus im Seelischen = Schwerkraft im Kosmischen). Das zweite Daseinsgesetz vom Einfluß der Umgebung enthält sich im Seelischen als Altruismus (im weitesten Sinn). Und das dritte Daseinsgesetz von der ständigen Bewegung zeigt sich in der Wandelbarkeit der

Sittengesetze. Indem nun diese 3 Gesetze sich synthetisieren (dieser Zusammenhang wird bei Hirt nicht ganz klar), bilden sie die erwähnte dritte Seelenströmung: die Handlungen des Menschen, die »ein Spannungsverhältnis darstellen zwischen der egoistischen und altruistischen Komponente«. Das Wollen faßt Hirt als »Synthese der 3 Strömungen« auf, »denn bei jedem Wollen tritt das Denken, das Empfinden und das Spannungsverhältnis zwischen Egoismus und Altruismus in Tätigkeit«. Daß aber auf der selben Seite die Handlung des Menschen als Grundströmung bezeichnet wird, in der doch wohl jeder Psychologe einen Ausdruck des Willens sieht, und das Wollen dann wieder als eine Synthese erklärt wird, scheint dem Verfasser leider entgangen zu sein. Erklärt werden nun die 3 Grundströmungen der Seele dadurch, daß sie als die auch im Seelischen sich wirksam zeigenden 3 Daseinsgesetze aufgefaßt werden. Sie nur als Analogieen zu bezeichnen entspräche schwerlich den Absichten des Verfassers. Das Verhältnis des Verstandes, der ersten Strömung, zu seinen Aufgaben entspricht dem durch das Gesetz der Schwerkraft beherrschten Verhältnis der Himmelskörper zu einander. Die zweite Strömung, die Sinnesempfindungen, die ja als Reaktion auf äußere Reize aufgefaßt werden, ist nur der Ausdruck der selben Gesetzmäßigkeit, die die Einwirkung der Umwelt auf einen Himmelskörper zeigt. Und das dritte Gesetz von der ständigen Bewegung zeigt sich in der steten Bewegung, dem beständigen Wechsel der beiden ersten seelischen Strömungen. (An einer andern Stelle läßt aber Hirt dem dritten Daseinsgesetz den Wechsel des Spannungsverhältnisses zwischen Egoismus und Altruismus korrespondieren.) Hirt hat auch versucht diese Spannungsverhältnisse, ihre Verflechtung und Verwebung bildlich darzustellen. Er spricht mit einem gewissen Stolz von diesen »seelischen Figuren«. Ein kleines Beispiel: Das Verhalten der Seele bei einem »großen Reiz«, etwa einem schwierigen Problem oder einem lebhaften Schmerz, wird durch einen Bogen dargestellt, dessen Fußpunkte den Reiz und den entsprechenden Seelenbezirk symbolisieren und dessen Gipfel nach der Seite des Reizes verschoben ist; darunter ist ein großer und ein kleiner Kreis gezeichnet, als Symbole eines großen und eines kleinen Himmelskör-

pers, deren Spannungsverhältnis jenem im Seelischen entsprechen soll. Wer mehr davon wissen will, muß schon zu dem Buch selbst greifen, das er hoffentlich insofern belehrt und angeregt aus der Hand legen wird, als die verwegenen Gedankensprünge des ungewein belesenen Verfassers ihn zu lebhaftem Widerspruch veranlassen werden und andererseits ein willkommener Anlaß sein können einmal darüber nachzudenken, wieweit die Berechtigung des Analogieschlusses in der Forschung geht, und wo er aufhört ein heuristisches Prinzip zu sein. Auf weitere Einzelheiten des Buches, das ein Erzeugnis einer bewundernswert weit abstrahierenden Phantasie ist, kann hier nicht eingegangen werden; es sollten nur an der Aufzeigung seiner Grundtendenz die Gefahren deutlich werden, die (worauf Mauthner bekanntlich so eindringlich hingewiesen hat) in der Überschätzung der Wortanalogieen liegen.

Geistesentwicklung Einen Gegensatz zu der oben besprochenen Schrift Hirts bildet eine bereits 1914 veröffentlichte umfangreiche Arbeit des Danziger Arztes Semi Meyer Probleme der Entwicklung des Geistes Die Geistesformen /Leipzig, Barth/. Sie ist nach meinem Dafürhalten eine ungemein wertvolle Bereicherung der psychologischen und entwickelungsgeschichtlichen Literatur, und mir will es scheinen, als ob die verhältnismäßig wenigen Besprechungen, die sie gefunden hat, ihrem Kern nicht gerecht werden. Zwei ablehnende und zwei aufbauende Gesichtspunkte kennzeichnen vor allem Meyers Gedankengänge: Er verwirft jede Zurückführung der Gesetzlichkeit des Bewußtseinsgeschehens mit den in ihm gegebenen Geistesformen auf Hirnmechanik, er bekämpft entschieden jede Einführung von Kräften und »Prinzipien«, die sich nur aus Verallgemeinerungen, Begriffsübertragungen und Analogieen ergeben. Er betont wiederholt die Möglichkeit eigenartiger Neuschöpfung im Lauf der Entwicklung und nimmt als Leitgedanken für die Erklärung die Einordnung alles Geschehens in den Lebensvorgang und Erfüllung seiner Bedürfnisse, für das geistige Geschehen insbesondere die Forderungen und Wirkungen des Gemeinschaftslebens.

Vor dem Aufsuchen der treibenden Kräfte der Entwicklung gilt es erst sich von dem hemmendsten und am tief-

sten eingewurzelten Vorurteil frei zu machen: von der Meinung, an den Anfang aller Entwicklung müßte man einen Urkeim setzen, der alle später auftretenden Anlagen, Formen und Fähigkeiten bereits in sich enthalte. »Nicht eine Auswicklung von vorhandenen Keimen . . ., sondern eine Neubildung von Formen.« So kann also der Keim, sagen wir; die Urzelle, nicht schon den Geist enthalten, dieser tritt vielmehr erst an einer spätern Stelle der Entwicklung durch eine unbekannt schöpferische Kraft in die Welt. Es gehört, bei der Abneigung naturwissenschaftlicher Denker gegen jeden Schöpfungsbegriff, Mut dazu diesen Gedanken auszusprechen. Indes, angesichts der recht unfruchtbaren Streitigkeiten der Entwicklungstheoretiker, mechanistischer wie vitalistischer Richtung, wird es doch vielleicht schon manchen unabhängiger Denkenden geben, der den Gedanken Meyers anzunehmen geneigt ist.

Die Tatsache einer, wie auch immer gearteten, Entwicklung angenommen, sucht man nach ihren Ursachen, nach ihren treibenden Kräften. Der *Kampf ums Dasein* als fortschrittsschaffende Kraft wird von Meyer mit Recht abgelehnt; durch ihn kann vielleicht die Verfeinerung oder Verkümmern eines Organs oder einer Lebensform, nie aber ein Neuauftreten erklärt werden, und vollständig versagt diese Erklärung im Gebiet des Geistigen. Aber auch die Lamarcksche Auffassung, es schaffe die Funktion das Organ, das heißt der Zweck sei schöpferisch, ist nach Meyer abzulehnen. Zwecksetzung mit der Kenntnis der Mittel zur Erreichung des Zwecks sei eine rein menschliche geistige Tätigkeit. Überhaupt lehnt Meyer es ganz allgemein ab ein »geistiges Entwicklungsprinzip« einzuführen, da der Geist selbst erst ein Entwicklungsprodukt ist. Aber auch Übung und Gedächtnis im Zusammenhang mit der Vererbung dürfen nicht, wie es eine sehr verbreitete Lehre tut, das oberste funktionelle Prinzip der Entwicklung sein. Meyer wendet sich entschieden gegen die Semonsche Lehre, die im Gedächtnis das Grundprinzip der Entwicklung sieht. Allen diesen Theorien gegenüber verweist er auf die Mannigfaltigkeit des Geistes. Das Reich des Lichtes mit den Gegensätzlichkeiten seiner Farbenfülle, dann wieder die damit so unvergleichbare Welt der Töne, weiter das Gewoge der Gefühle und die Er-

scheinungen des Willens, diese ganze Mannigfaltigkeit, die im Fortgang der Entwicklung deutlich nach einander in ihren Einzelheiten auftritt, als eine aus der andern sich entwickelnd aufzufassen und dabei ihre Unvergleichbarkeit zu übersehen, bedeutet nach ihm eine Voreingenommenheit, die der Verfasser mit den verschiedensten Gründen zurückzuweisen versucht.

Da das Bewußtsein an irgendeiner Stelle in den Lauf des Lebens eingetreten ist, muß es, so folgert Meyer, wie jede Lebensfunktion seine Bestimmung im Leben haben; und es gehe nicht an in ihm nur ein mehr oder minder wichtiges »Nebenprodukt oder Epiphänomen« (Huxley, Ribot) zu sehen. Schon vor dem Auftreten des Bewußtseins besitzen die Lebewesen Bewegungen, das heißt die Fähigkeit der Beantwortung von Reizen durch Bewegungen. Diese Auslösung aber von der unmittelbaren Einwirkung des Reizes unabhängig zu machen, das ist die Aufgabe des Bewußtseins. »Das Bewußtsein dient der Leitung der Lebenstätigkeiten.« Deshalb müsse seine Grundfunktion das Unterscheiden und das Wählen sein. Seine Urform könne nicht ein sogenanntes dunkles, verschwommenes Bewußtsein sein, auch nicht das Gefühl und nicht der Wille; vielmehr nur die Empfindung. Und zwar glaubt Meyer als die ursprünglichste Empfindung die des Geruchs annehmen zu müssen. Dabei betont er mit Recht, daß, wenn man auch eine Differenzierung der Sinnesorgane aus einem Hautsinnesorgan annehme, daraus noch durchaus nicht die Entwicklung der anderen Empfindungen aus der Urempfindung gefolgert werden dürfe. Der rein quantitativ abgestuften Reihe der Reize, wie sie in den Licht- und Schallwellen vorliegen, entspreche auch eine qualitative, in ihren einzelnen Formen nicht aus einander ableitbare Mannigfaltigkeit der Empfindungen. (Hierbei allerdings hätte man gewünscht, daß sich der Verfasser mit der noch längst nicht hinreichend gewürdigten Auffassung Riehls von den spezifischen Sinnesenergien etwas auseinandergesetzt hätte.) Ferner sei zu beachten (und das könne als Kennzeichen für das erste Auftreten des Bewußtseins in der Tierwelt dienen), daß die Energie eines eine Bewegung direkt auslösenden Reizes unverhältnismäßig größer sein muß als die eines eine Empfindung hervorrufenden. Die Empfindung ist zwischen Reiz und Bewegung

eingeschaltet. Die nächste Form des Geistes seien die Gefühle. Ihre Bestimmung im Leben stehe in Zusammenhang mit den Handlungen. Hierbei tritt das Problem des Instinkts auf, ein Grundproblem der Geistesentwicklung, da hier die »Wurzel des Gegensatzes zwischen Mensch und Tier« liege. Die Lehre, die die Instinkte durch Vererbung einer durch Einübung vervollkommenen Handlung erklären will und dabei die im menschlichen Leben oft entartende Mechanisierung geübter Tätigkeiten als Vorbild nimmt, wird von Meyer gänzlich abgelehnt. Ebensowenig komme man vom Reflex zum Instinkt. Dieser sei vielmehr durchaus an eine Empfindung als auslösendes Moment gebunden. Er sei eine aus den Bedürfnissen des Lebens entstandene Tätigkeitsform, die, ererbt, im Augenblick des Bedürfnisses bereits vollkommen fertig und in Bereitschaft liege. Erst wenn das Instinktleben sich in ein Zielleben umsetzt, trete das Gefühl auf. Die Instinkthandlung sei eine Antwort ohne Wahl; wird aber von verwickelteren Lebensverhältnissen eine solche verlangt, dann schiebt sich zwischen Reiz und Bewegung außer der Empfindung noch das Gefühl ein. Ich muß es mir versagen auf die zahlreichen Bemerkungen des Verfassers zu dem großen Problem des Gefühls einzugehen; sie zeigen alle seine unabhängige Beobachtung. Das geistige Band zwischen den Gefühlen und den Handlungen ist die Motivation. An die Stelle der treffsicheren Instinkthandlung sei beim Menschen die vom Gefühl gelenkte Wahlhandlung getreten; der Mensch besitze überhaupt keinen reinen Instinkt mehr. Das Motiv sei die durch das Gefühl bewertete Zielvorstellung, und nicht etwa der biologische Zweck der Handlung; dessen Erreichung werde allerdings durch das an ihn gebundene Gefühl zumeist erreicht, der biologische Zweck sei »in dem Erbgut der Gefühlsrichtung erstarrt«. Die Einschaltung des Gefühls verlange die Mitwirkung eines weiteren Faktors, des Gedächtnisses. Dieses sei aber nicht eine Ureigenschaft des Geistes, da es im Tierreich zweifellos geistiges Geschehen ohne Gedächtnis gebe. Ja, es ist nach Meyer überhaupt nicht eine Eigenschaft des Geistes, seine Grundlage liege nur im Gehirn. Hierin vermag ich nun freilich Meyer gar nicht zu folgen. Wenn auch zuzugeben ist, daß das Gedächtnis kein geistiges Band ist, so ist es doch ein Geschehen an Geistigem und schon da-

durch der Wesensart des Gehirngeschehens entrückt. Meyers Auffassung vom Wesen des Gedächtnisses hängt wohl mit seiner Ablehnung unbewußt geistiger Vorgänge zusammen. Das geistige Geschehen erscheint uns nicht als ein lückenloser Kausalzusammenhang, besonders nicht in der Motivation durch die Gefühle. Da nun das geistige Geschehen vom körperlichen abhängig sei, so müsse man die Lücken in jenem eben in diesem suchen. Demgegenüber wäre zu bemerken: Besitzt das geistige Geschehen eine Eigengesetzlichkeit gegenüber dem körperlichen, so können seine etwaigen Lücken nur durch ein Geschehen ersetzt werden, das dieser Gesetzlichkeit nicht entbehrt, sich aber durch ein diese Gesetzlichkeit nicht berührendes Merkmal von ihm unterscheiden muß; und gerade diese Forderung führt zur Annahme eines unbewußt geistigen Geschehens.

Das Bild der Geistesentwicklung vervollkommenet sich nun weiter durch den Eintritt des Willens in die Geistesformen. Seine Voraussetzungen seien das Vorhandensein von Bewegungen, von Gefühl und Gedächtnis. Der Wille schaffe nicht die Bewegungen, sondern er müsse sie bereits vorfinden, ja er bewege überhaupt nicht sondern lenke nur die Bewegungen. Und weil der Wille erst nach so vielen Voraussetzungen in der Entwicklung auftrete, sei es nicht angängig ihn zu einem weltbewegenden und schaffenden Prinzip zu machen.

Als wichtig für die Entwicklungsgeschichte des Geistes betont Meyer, wohl stärker und mit umfangreicheren Folgerungen als es sonst bei anderen geschieht, die Wirkung des Gemeinschaftslebens. In ihm entstehen neue »Geisteskräfte«, und ein Schatz von »Geistesgütern« werde erworben. Die Darstellung der Entwicklung dieses Geisteslebens hofft der Verfasser später geben zu können. Man darf diesen Versuchen mit Spannung entgegensehen. Schon an dem vorliegenden Buch wird niemand vorübergehen dürfen, der sich mit der allgemeinen Entwicklungsgeschichte, und insbesondere der des Bewußtseins, beschäftigt: gleichviel, ob er der Anschauung des Verfassers zuneigt oder ihr entgegensteht.

Wunderkinder Die sogenannten musikalischen Wunderkinder verdienen zweifellos ein größeres psychologisches Interesse als es

innen bisher entgegengebracht worden ist. Man wird daher, besonders aus Anlaß des Auftretens des 10jährigen Geigers Spiwakowski, einen Aufsatz Geza Revesz über musikalische Wunderkinder in der Zeitschrift für pädagogische Psychologie mit Erwartung lesen; diese wird freilich nicht voll erfüllt. Es ist zweifellos ein noch nicht hinreichend beachtetes Problem, daß hochbegabte Kinder besonders in der Musik auftreten, ja auf künstlerischem Gebiet eigentlich nur in der Musik. Revesz gibt vorläufig noch keine Lösung dieser Frage; er meint nur, daß sie aus dem Wesen der Musik verstanden werden müsse. Sicherlich. Wenn nur erst über das Wesen der Musik unter Musikern, Ästhetikern und Psychologen eine einigermaßen einheitliche Auffassung herrschte! Ich glaube, man wird auf festem Boden stehen, wenn man von der Analyse der musikalischen Persönlichkeit und Begabung (wozu ja schon Revesz selbst schöne Anregungen gegeben hat) ausgeht. Daneben wird man die Analyse anderer künstlerischer Begabungen halten müssen und sehen, welche Beziehungen vom kindlichen Seelenleben zu der einen oder andern führen. Es wird nicht leicht sein sich hier durchaus nur auf dem Boden der Erfahrung zu halten und allen Einmischungen phantasierender und metaphysischer Psychologie aus dem Weg zu gehen. Wie groß die Gefahr und die Versuchung dazu gerade auf diesem Gebiet ist, wo eine durchaus künstlerisch empfindende Persönlichkeit sich in den Bahnen strengster Wissenschaftlichkeit bewegen soll, zeigt sich in dem berühmten, Revesz sicherlich bekannten Buch Franz Liszts Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn, in dem die hohe musikalische Begabung der Zigeuner aus dem metaphysischen Drang erklärt wird, der, bewegt vom Jammer der sozialen Lage, eingeengt durch den Mangel intellektueller Ausdrucksfähigkeit, ganz in das Wesenlose, Erscheinungsfremde der Musik ausgeströmt sei. Der Psychologe wird bei solchen, auf den ersten Blick bestrickenden Phantasieen nicht stehen bleiben dürfen. Andererseits findet sich in der Lisztschen Schrift unter anderm ein Satz, der dem Psychologen doch einen wertvollen Fingerzeig geben kann. Liszt bezeichnet nämlich die Musik als diejenige Kunst, die »die Gefühle zum Ausdruck bringt, ohne ihnen eine direkte Anwendung zu geben, ohne sie mit der Allegorie der Tatsachen zu umkleiden«.

Hier liegt eine Aufgabe der psychologischen Korrelationsforschung, die den Grad des gemeinsamen Auftretens verschiedener seelischer Fähigkeiten in der selben Person untersucht und daraus auf deren Zusammenhang Schlüsse zieht. Nun lehnt aber Revesz die Bezeichnung Wunderkind eigentlich vollständig ab: »Es kann weder die Vorentwicklung noch die relative Übernormalität das bedeutende Attribut Wunderkind rechtfertigen. . . Das Wunderbare liegt allein in der schöpferischen Entfaltung des Geistes.« Und es liege eben darin, daß es überhaupt erscheine, und nicht darin, daß ein Kind das Bedeutende hervorbringe. Revesz wird mit dieser Ansicht nicht viel Anklang finden. Denn eben darin, daß wir etwa dem 10jährigen Akrobaten, ja sogar einem kindlichen *Rechenkünstler* die Bezeichnung Wunderkind nur mit dem Beiton der Reklame beilegen, etwa die große Lösefertigkeit eines 4jährigen Knaben als erstaunlich bezeichnen, dagegen einen hervorragenden kindlichen Schachspieler oder Musiker als Wunderkind bezeichnen, darin liegt doch eben ausgedrückt, daß uns das Auftreten schöpferischer Kraft in einem so frühen Entwicklungszustand als das Wunderbare ergreift. Man mag versuchen dies aus noch tieferm Grund zu erklären. Das Programm für die Beurteilung musikalischer Wunderkinder, das Revesz am Schluß entwirft, wird hoffentlich durch ihn selbst einst ausgeführt werden.

Rehmke Der Greifswalder Philosoph Johannes Rehmke vollendete am 1. Februar sein 70. Lebensjahr. Wenn auch seine Bedeutung vornehmlich in seiner Erkenntnistheorie liegt, wie sie in seiner Philosophie als Grundwissenschaft dargelegt ist, so ist es doch notwendig auch wieder einmal auf seine Psychologie hinzuweisen, da diese sich bis jetzt trotz manchen zweifellos tragfähigen Gedanken weder großer Bekanntheit noch weitgehender Wirkung erfreut. Im bewußten Gegensatz zu aller neuzeitlichen Psychologie stellt Rehmke an den Anfang seiner Darstellung eine Analyse des »Seelenwesens«, ehe er die Darlegung des »Seelenlebens« gibt; aus der Überzeugung heraus, daß die Psychologen, die umgekehrt verfahren, im Grunde doch mit einer fertigen (vorgefaßten) Meinung über das Seelenwesen an die Analyse und Schilderung des Seelenlebens gingen. Die Erfahrung

zeigt uns, daß es außer den Körpern (Dingen) und den Körperbestimmtheiten (Dingbestimmtheiten) noch etwas gibt, was weder das eine noch das andere ist, nämlich die Seele. Diese ist ein unkörperliches Einzelwesen. Jedes körperliche Einzelwesen zeigt Bestimmtheiten (zum Beispiel Gestalt) und Bestimmtheitsbesonderheiten (zum Beispiel: es ist rund). Die Bestimmtheiten der Seele sind »das Wahrnehmung- und Vorstellunghaben, das Lust- und Unlusthaben und das Unterschiedenes- und Vereinteshaben«. Das Bewußtsein ist nicht eine Bestimmtheit der Seele sondern die Seele ist Bewußtsein. Jenen Bestimmtheiten entsprechend erscheint die Seele als »gegenständliches, zuständliches und denkendes Bewußtsein«. Auch das Wollen ist nicht eine Bestimmtheit des Bewußtseins, es ist vielmehr als »ursächliches Bewußtsein« die Selbstbeziehung der Seele auf eine vorgestellte Veränderung. Neben jene 3 Bestimmtheiten der Seele tritt nun noch als besonders wichtige die »einheitstiftende«, das Subjekt. Dieses ist also nicht ein Einzelwesen sondern dem zu vergleichen, was der Ort als einheitstiftende Bestimmtheit für das Ding bedeutet. Aber während jene 3 ersten Bestimmtheiten »allgemein« sind und sich, wie das Wahrnehmen, noch in besondere Bestimmtheiten zerlegen lassen, ist das Bewußtseinssubjekt ein einfaches Allgemeines. Der Mensch ist eine »Wirkungseinheit« von Leib und Seele. Die vorgefaßte Meinung, daß Seelisches und Körperliches nicht auf einander wirken können, muß nach Rehmke aufgegeben werden. Die Wirkungsänderungen zwischen Körper und Seele sind qualitativer Art und unterliegen nicht dem Gesetz von der Erhaltung der Energie, das nur für die Wirkung von Ding auf Ding gilt. Der Wirkungszusammenhang zwischen Körper und Seele bedingt aber nicht eine Orts-einheit beider, insofern nicht, als die Seele als nichtkörperliches Einzelwesen überhaupt keine Ortsbestimmtheit besitzt. Da nun das Seelenleben in Veränderungen der Seele besteht, jede Veränderung einen Wirkungszusammenhang erfordert, die Seele aber als ein »Einfaches« nicht auf sich selbst (unmittelbar) wirken kann, so ist die unmittelbar wirkende Bedingung für jede Veränderung in der Seele das Gehirn. »Das Seelenleben des Menschen ist ausnahmslos in jeder seiner Veränderungen unmittelbar abhängig von seinem Ge-

hirn.« Nur insofern darf man das Seelenleben eine Funktion des Gehirns nennen; aber ebenso ist auch das Gehirnleben (allerdings nicht in allen seinen Veränderungen) eine Funktion der Seele.

Es wäre einer eigenen Untersuchung wert die Gründe aufzuspüren, die die Psychologen abgehalten haben die Fruchtbarkeit der psychologischen Grundanschauungen Rehmkes in Einzelforschungen zu erproben. Die Strenge und damit verbundene Schwierigkeit seiner Begriffsbestimmungen dürfte kaum die einzige Erklärung dafür sein, wie ja das Beispiel Husserls zeigt, dessen Lehren, von nicht milderer begrifflicher Schärfe als die Rehmkes, auf die Psychologie vielfach befruchtend gewirkt haben.

Kurze Chronik Unter William Sterns Leitung fanden in Hamburg Begabtenprüfungen statt, und zwar an einer eigens für Kinder, die eine höhere Bildung erwerben wollen, eingerichteten Volksschule. Vor der Prüfung waren die Eigenschaften eines jeden Kindes auf einem psychologischen Beobachtungsbogen von den Lehrern vermerkt worden; erst dann wurden die Schüler in 60 Gruppen durch Tests geprüft. Man hat sich also nicht, wie in Berlin, auf die Experimentaluntersuchung beschränkt. Die prinzipielle Frage, ob man eine Begabtenauslese überhaupt vornehmen soll, wird durch die Verbesserung des Verfahrens natürlich nicht berührt. ◊ Der Krieg hat uns den ersten Beamten, und zwar Militärbeamten, der Fachpsychologie ist, gebracht. Der ehemalige Assistent Wundts W. Moede ist zum Beamtenstellvertreter ernannt worden. Er hat neben kleineren Abhandlungen zur Technik der Berufspsychologie in der Zeitschrift für Kinderforschung eine umfangreiche Darstellung der Untersuchung und Übung der Gehirnverletzten nach experimentellen Methoden veröffentlicht sowie gemeinsam mit Piorkowski, im Auftrag der Stadt Berlin, die psychologischen Prüfungen geleitet, durch die das Schülermaterial für die beiden Begabten-schulen (im Friedrichsgymnasium und im Köllnischen Gymnasium) gesichtet wird.

Geschichte / Alfred Keller

Burckhardt's. Kunst- und Kulturgeschichte teilen sich in das Werk Jakob Burckhardts, des Basler Gelehrten, der am 25. Mai seinen

100. Geburtstag feiern konnte. Jene nimmt, um nur die Hauptwerke zu nennen, den Cicerone, die Geschichte der Renaissance in Italien, die Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien für sich in Anspruch, diese die Zeit Constantins des Großen /1853/, die Kultur der Renaissance in Italien /1860/, die aus dem Nachlaß herausgegebene Griechische Kulturgeschichte und die Weltgeschichtlichen Betrachtungen. (Die letztgenannten sind die Vorlesungen, die Burckhardt unter der Bezeichnung Über das Studium der Geschichte gehalten hat.) Die Griechische Kulturgeschichte kann man von der ernsthaften Betrachtung ausschalten, da sie in der Hauptsache nur darstellerischen Wert hat. Burckhardt hatte sie für seinen Vorlesungszweck weniger aus eigenem Quellenstudium als aus bereits vorliegenden geschichtlichen Darstellungen aufgebaut. Immerhin enthält auch sie manchen interessanten, fruchtbaren Gedanken, vornehmlich aus dem Vergleich zwischen der griechischen Polis und dem baslerischen Stadtkanton.

In der Historiographie wird Burckhardt als der *Großpriester der Renaissance* fortleben, als einer der nachhaltigsten und anregendsten Meister der Kulturgeschichtsschreibung. Ein Historiker im engern Sinn war er nicht. Er gehörte zu jenen demokratischen Schriftstellern der Zeit nach 1848, die gegen die rein politische Geschichtsschreibung Front machten und ihre Ideale in der Kulturgeschichte zu finden hofften. Die rein politische Geschichte war ihnen zu wenig kosmopolitisch, zu sehr auf das Aufstößern historischer Gesetze beschränkt; sie erschloß ihnen den *Geist des Volkes* nicht. Und gerade auf den hatten sie es abgesehen, W. H. Riehl, G. Freytag, E. Renan und vornehmlich Burckhardt. Aus der Kulturgeschichte glaubte er, mit Hilfe philologischer, kunst- und literarhistorischer Methoden, übrigens auch sicherere wissenschaftliche Ergebnisse herauszubringen, als sie der rein politischen Geschichtsforschung mit ihren Hilfsmitteln beschieden seien. Deshalb forderte er in seiner Griechischen Kulturgeschichte auch Nichtwissenschaftler zur Mitarbeit an der kulturgeschichtlichen Forschung auf, da er sich davon manchen neuen Gesichtspunkt für die historische Betrachtung versprach. Dem spezifisch Historischen ging Burckhardt aus dem Weg. Es bot seinem ausgesprochen ästhetischen Bedürfnis zu wenig. 1842 schrieb er an Beyschlag:

»Die Geschichte ist mir noch immer Poesie.« Und von Jesus sagte er 4 Jahre später, er sei die »schönste Erscheinung der Weltgeschichte«. Burckhardt suchte also in der Geschichte, wie übrigens auch Renan, einen künstlerischen Genuß. Da ist es weiter nicht verwunderlich, daß er auf die Kulturgeschichte verfiel. Und doch erfüllte er auch auf diesem Gebiet nicht das Ideal eines Forschers. Zunächst beschränkte er sich auf einen räumlich und zeitlich eng begrenzten Ausschnitt der Gesamtgeschichte und ließ auch innerhalb dieser Umzäunung einige wichtige Momente, wie vor allem die Wirtschaftsgeschichte, außer Betracht. Dann war er den Quellen gegenüber nicht kritisch und vielseitig genug. Er zog sie nicht in systematischer Methodik heran, übergießt alles, was nicht unmittelbar das Leben einer vergangenen Epoche erschloß und stützte sich etwas zu einseitig auf bloß literarische Aufzeichnungen. Was er aber aus diesen herauslas, konnte nur einem Geist von feinsten Sensibilität beschieden sein; wie er es darstellte, nur einem Künstler. Mit genialer Intuition drang er in die Menschen ein, schuf er aus ihnen heraus das Bild der von ihnen geschaffenen und umgebenden Kultur nach. Den *uomo unico*, den *allseitigen Menschen*, sah er in der Renaissance am edelsten verkörpert. Ihm strebte er, wie vor ihm Goethe, sich selbst erziehend nach. Die Renaissance war ihm die Entdeckungszeit des Menschen und der Welt und deshalb die große Offenbarung der neuern Geschichte. In der Renaissance sah er Entwicklungsmöglichkeiten des Individuums, wie sie keine Zeit mehr geboten hat. Um dieses Ideals willen nahm er sogar, wenn auch widerstrebend, die damalige Immoralität in Kauf. Die Hauptsache war ihm die Entwicklung und Entfaltung des vollen Menschentums. Mit meisterhafter Schärfe hat er deshalb zwischen dem christlich-mittelalterlichen und dem heidnisch-modernen Menschen geschieden und damit auch dem neuern Ästhetizismus in Religion und Weltanschauung freie Bahn gebrochen. Nietzsche steht hierin auf seinen Schultern. Mit diesem ist auch er deswegen heftigen Angriffen ausgesetzt gewesen. Wie wenig ihn die rein geschichtliche Seite des Problems interessierte, geht daraus hervor, daß er weder die Entstehung der Renaissance zu erklären sucht noch ihre Entwicklung und historischen Erscheinungen verfolgt. Er fand

sich mit dem Gegebenen, dem Tatsächlichen ab, ohne an die materiellen Grundlagen zu greifen. Eduard Fueter nennt ihn darum »noch mehr dilettante als Renan«, G. von Below einen »Antiquar«, der einen »Querschnitt«, im Gegensatz zum Historiker, der einen Längsschnitt zieht. Und doch sind sich auch diese beiden Kritiker der gewaltigen Förderung bewußt, die die Geschichtsschreibung von Burckhardt erfahren hat. Neu war schon seine Art der Darstellung. Er schrieb die erste systematisch geordnete Kulturgeschichte. Dadurch wurde der Stoff wesentlich übersichtlicher und in sich geschlossener als bei den früher üblichen chronologischen Darstellungen. Noch niemand aber hat seither so wie er geschrieben, daß man aus jedem Satz eine Persönlichkeit herausfühlt, der das dargestellte Stoffliche nicht bloß etwas wissenschaftlich Interessantes, ja sogar Begeisterndes sondern wirkliches Leben ist.

Zeitgeschichts- **studium** - Einen sehr zeitgemäßen

Stoff schneidet der Bonner Historiker Justus Hagen in seiner Schrift *Das Studium der Zeitgeschichte* /Bonn, F. Cohen/ an, in der er eine ausgedehntere Berücksichtigung dieses Stiefkindes der Geschichtswissenschaft fordert. Der politische und erzieherische Wert der Zeitgeschichte, so führt er aus, liegt auf der Hand; der wissenschaftliche dagegen scheint so problematisch zu sein, daß schon an der Möglichkeit der wissenschaftlichen Erforschung und Darstellung zeitgeschichtlicher Stoffe gezweifelt wird. Der Forscher, der auf das wichtige Hilfsmittel des Urteils eventuell nicht verzichten will, vermißt dem Gegenstand seiner Darstellung gegenüber die als unerlässlich erachtete historische Distanz. Die betreffenden Objekte gehören eben noch nicht der Geschichte an; die Beschäftigung mit ihnen muß dem wissenschaftlichen Historiker als ein Versuch an untauglichen Objekten erscheinen. Deshalb wird die Zeitgeschichte gut tun »bescheiden anzuerkennen, daß sie an wissenschaftlicher Festigkeit mit der bevorzugten Vergangenheitsgeschichte nicht wett-eifern kann«.

Und doch hat sie eine wichtige Aufgabe zu erfüllen: »zwischen der reinen, nur der schlechthinigen Vergangenheit zugewandten Historie und der Gegenwart eine Verbindung herzustellen«, gewissermaßen als Hilfsorgan, das in die

Praxis der Gegenwart hinüberreicht. Trotz ihrer Zwitterbildung, indem sie nicht mehr ganz zur Wissenschaft gehört, kann sie wissenschaftlich betrachtet und der bloßen Tagesschriftstellerei entrickt werden. Zeitgeschichtliche Versuche sind nicht erst Erzeugnisse der durch den Krieg aufgewühlten Gegenwart; solche Darstellungen gehören zum eisernen Bestand der Geschichtsschreibung aller Zeiten. Es hat immer historisch-politisch interessierte Männer gegeben, die sich über das Distanzbedenken hinweggesetzt haben. Sie haben eine Literatur geschaffen, die der nachschöpferischen etwas voraus hat: die lebendige Anschauung des jeweiligen zeitgenössischen Beobachtens und Erlebens. Man darf nur den Begriff zeitlich nicht pressen. Zeitgeschichte ist, wie die französische *histoire contemporaine* oder die englische *contemporary history*, keineswegs nur die neueste Geschichte von einem bestimmten Zeitpunkt ab. Sie sucht den gegenwärtigen Zustand zu erklären, gibt also auch die Vorgeschichte der Gegenwart. Damit ist sie aber zeitlich fast unbegrenzt. Nach der Ansicht Hagens wird der Begriff *Zeitgeschichte* jedenfalls dadurch »nicht im mindesten geklärt, daß man ihm nach rückwärts irgendeine zeitliche Grenze setzt«. Warum soll sie zum Beispiel nicht bis ins Mittelalter zurückgehen? Wie soll man den zeitgeschichtlich wichtigen Kampf Japans gegen seine eigene Öffnung verstehen, wenn man sich nie mit seinem Mittelalter, das bis in die Zeit der deutschen Einheitskriege dauerte, beschäftigt hat? Wie die Probleme der modernen Türkei ohne die Kenntnis der allgemeinen Begriffe des Mittelalters? Nicht die Neuheit der Ereignisse oder Zustände entscheidet über ihre Zugehörigkeit zur Zeitgeschichte, sondern ihre innere Beziehung zur Gegenwart. So ist Napoleons Kampf gegen England noch jetzt (oder vielmehr: gerade jetzt) ein bedeutungsvolles Thema der Zeitgeschichte. Daraus geht hervor, daß das Distanzbedenken bei aller theoretischen Berechtigung doch zu einer verderblichen Veräußerlichung der praktischen methodischen Forderungen führen kann. Jedenfalls sollte sich eine Zeitgeschichte, der es um einen festen Zusammenhang mit der Wissenschaft zu tun ist, zeitlich nach rückwärts keinerlei Beschränkung auferlegen. »Ihre Hauptaufgabe bleibt die Erfassung der Vorgeschichte des gegenwärtigen Zustandes.« Sie kann sich aber nur dann

dem Charakter einer Wissenschaft nähern, wenn sie dem wissenschaftlichen Urbedürfnis nach einer quellenmäßigen Grundlage Rechnung trägt. Dem steht allerdings der Verschuß der Archive (in Preußen reicht er bis zum Jahr 1840) hindernd im Weg. Aber gerade der Historiker, der fast immer mit trümmerhaftem Material zu rechnen hat, verfügt über Mittel und Wege, um manche indirekte Aufklärung zu erhalten. Im übrigen werden für die Zeitgeschichte besondere Methoden auszubilden sein. Zu diesem Zweck bedarf es der Sammlung des Stoffs, auch des nichtamtlichen. (Die bereits bestehenden Geschichtskalender von Schultheß-Rieß und Wippermann-Purlitz sind zu wenig weltpolitisch; auch nimmt die Chronik höfischer Ereignisse einen zu großen Raum ein.) Aber der Historiker steht bisher zeitgeschichtlichen Materialeditionen verständnislos gegenüber. Und auch die Presse tut in dieser Hinsicht so gut wie gar nichts. Welche deutsche Zeitung gibt zum Beispiel Inhaltsverzeichnisse oder nur Verzeichnisse ihrer wichtigsten Depeschen usw. heraus? Weshalb veröffentlicht das Wolffsche Telegraphenbureau nicht jedes Jahr eine Sammlung seiner politisch und wirtschaftlich wichtigsten Meldungen? Fruchtbare Arbeit auf diesem Gebiet kann allerdings nur genossenschaftlich geleistet werden. Sie hätte sich in erster Linie auf eine Bibliographie und eine gesichtete zeitgeschichtliche Chronik zu erstrecken. Erste Forderung zeitgeschichtlicher Darstellung ist, daß man streng genetisch arbeitet. »Man belästige den Leser möglichst wenig mit den eigenen subjektiven Ansichten. Man mache nicht in Patriotismus und in Engländerhaß.« Auch der Geschichtsunterricht sollte sich, im Gegensatz zu dem bisherigen Bestreben, »einen möglichst weiten internationalen Gesichtskreis angewöhnen«. Das gerade wäre auch eine nationale Tat. Politisch kann Deutschland von seinen Kriegsgegnern noch recht viel lernen. Die flott geschriebene, mit fruchtbaren Einfällen reich gewürzte Schrift verdient nicht nur von Historikern, Politikern und Journalisten sondern auch von verschiedenen amtlichen Stellen dringend beachtet zu werden.

Kurze Chronik Aus Anlaß des Reformationsjubiläums ist eine wissenschaftliche Stiftung zur Erforschung des Quellenstoffs

für die Zeit der Reformation und der Gegenreformation gegründet worden. Das preußische Abgeordnetenhaus hat zu diesem Zweck auf 30 Jahre hinaus einen jährlichen Beitrag von 60 000 Mark bewilligt, der zur Hälfte an den Verein für Reformationsgeschichte und an die Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum zu freier Verfügung überwiesen, zur andern Hälfte für größere Arbeiten aus den betreffenden Gebieten zu Händen einer neugebildeten 10gliedrigen Kommission verwendet werden soll. \diamond Die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums gibt ein großes Werk heraus, das Germania Judaica betitelt ist und das die Aufgabe hat alle deutschen Landschaften und Orte, in denen jemals jüdische Ansiedlungen bestanden oder hervorragende Juden lebten, zu verzeichnen und deren Geschichte quellenmäßig darzustellen. Der 1. Halbband ist im letzten Jahr erschienen. \diamond In Wien ist, wie vor kurzem in Heidelberg, eine Mommsenstiftung errichtet worden. Sie soll hauptsächlich für numismatische und verwandte Studien verwendet werden und steht unter der Verwaltung des Wiener Universitätsrektors. \diamond Die Demetriuskirche in Saloniki ist einem Brand zum Opfer gefallen. Sie war wohl die schönste und älteste Basilika auf griechisch-mazedonischem Boden. Nach mittelalterlichen Berichten soll ihr Grundstein im Jahr 412 von Leontius, dem Präfekten von Illyrien, gelegt worden sein. Doch ist die Angabe aus stilkritischen Gründen anzuzweifeln. Die Kirche enthielt herrliche Altertümer und Kunstdenkmäler altbyzantinischer Kultur, vornehmlich überaus wertvolle Mosaiken.

Religionswissenschaft / Herbert Kühnert

Cohen Durch den Tod Hermann Cohens hat nicht nur die Philosophie sondern auch die Religionswissenschaft einen schmerzlichen Verlust erlitten. Die religionswissenschaftliche Bedeutung Cohens liegt einmal in den Beiträgen, die er zur Klärung des begrifflichen Verhältnisses zwischen Philosophie und Religion geliefert hat, sodann in seinen Arbeiten über die religionsphilosophische, insbesondere ethische Bedeutung des Judentums. Als die wichtigsten sind zu nennen: Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele /1869/, Der Sabbath in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung

/1881/, Die Nächstenliebe im Talmud /1888/, Das Judentum als Weltanschauung /1898/, Das Problem der jüdischen Sittenlehre /1899/, Liebe und Gerechtigkeit in den Begriffen Gott und Mensch /1900/, Ethik und Religionsphilosophie in ihrem Zusammenhange /1904/, Religion und Sittlichkeit /1907/, Die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit /1910/, Innere Beziehungen der Kantischen Philosophie zum Judentum /1910/, Das Gottesreich /1913/, Die religiösen Bewegungen der Gegenwart /1914/, Was einigt die Konfessionen? /1917/. Eine vollständige Zusammenstellung derjenigen Schriften Cohens, die jüdische Gegenstände behandeln, hat B. Strauß in den, von Cohen mitbegründeten Neuen Jüdischen Monatsheften gegeben. Der oben aufgeführte, programmatisch wichtige Vortrag über die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit, den Cohen auf dem internationalen Religionskongreß im Jahr 1910 hielt, ist seinerzeit in den Sozialistischen Monatsheften behandelt worden (siehe die Rundschau Geschichte, 1911 I, Seite 147 f.). Das gesetzliche Zeremoniell und den Kult aller historischen Religionen verstand Cohen nicht supranaturrell sondern psychologisch und soziologisch. Wenn er auch für den jüdischen Glauben forderte die hebräischen Gebete in der Ursprache festzuhalten, die Bibel und die jüdische Religionsphilosophie hochzuschätzen, so war sein allgemeiner Standpunkt gegenüber den religionsgeschichtlichen Dokumenten doch der kritische. Von diesem aus erfuhr das mythologische Element in der Religion bei Cohen schroffe Ablehnung. Den Fortschritt, der sich in der Religiosität der alttestamentlichen Propheten gegenüber der ältern Mythologie vollzogen habe, sah Cohen vor allem darin, daß der Mythos, der um ein verlorenes Paradies klagt, die Sittlichkeit gleichsam rückwärts verlegt, statt, wie es der prophetische Messianismus tut, vorwärts. Der mythische Gott verkündet Glück oder Unglück, Sieg oder Untergang, nicht aber, was gut sei. Den Schwerpunkt der Religion sah Cohen in der Ethik, und zwar in derjenigen Form, wie sie sich in Jesaja und Deuterjesaja, in Jeremia, Heskial und den anderen großen Propheten manifestiert, die auf dem Weg der Offenbarung, das heißt der wunderbar gefühlsmäßigen Betrachtungen, zu den gleichen ethischen Anschauungen gelangten

wie die auf Kant aufbauende Methodik des kritisch-rationalen Denkens. So ergab sich für Cohen von selbst eine Bewertung der historischen Religionen nach dem Grad von Vollkommenheit, mit dem sie von der Ethik aus im Sinn des alttestamentlichen Prophetismus die Welt mit dem monotheistischen Gedanken zu umspannen wußten. Die religionsgeschichtliche Bedeutung des nachprophetischen Judentums ist demnach für Cohen in der Kontinuität zu suchen, mit der sich die prophetische Religion durch die Jahrtausende der Diaspora hindurch in der Religiosität des Talmud, der Bachja, Saadja, Maimonides fortgesetzt hat. Der Gedanke des Logos als eines Mittlers zwischen Gott und Mensch, wie ihn Philo gelehrt hatte, der des christlichen Messias, der die zukünftige moralische Einigung der Menschheit nicht durch den fortschreitenden sozialen Kampf der Idee des Guten mit der Welt sondern durch den einmaligen Erlösungsakt des Gottmenschen zu bewirken sucht, mußte sich Cohen also als Ablenkung von der ethischen Denkart der Propheten darstellen, wenn er auch eine Tendenz zur Sittlichkeit für den christlichen Erlösungsmythus zugab. Der Pantheismus Spinozas, der Intuitionismus Bergsons erschienen ihm als Verfälschungen des religiös-ethischen Ideals. Man kann sagen, daß Hermann Cohen dem Wesen nach im Judentum die selbe Stellung einnimmt wie Julius Rupp (dessen Bedeutung noch nicht im entferntesten in das allgemeine Bewußtseingedrungen ist) im Christentum. Auch wenn man sich bewußt bleibt, daß der tiefste Urgrund der Religion (und gerade auch des Judentums, wie es in seinen gläubigen Bekennern stets lebte) in den der Vernunft unzugänglichen Bezirken der Seele zu suchen ist, daß die Ethik wohl ein Ausfluß des Göttlichen für diese Erde ist, Gott selbst aber nur mit ganz anderen Organen erfaßt werden kann, wird man nicht verkennen, daß die Linie, die Cohen als religionsphilosophischen Denker vom Judentum auf Kant und als Charakter von der Kantischen Sittlichkeitslehre auf die Wirksamkeit in der konkreten Religionsgemeinschaft des Judentums hinwies, die Merkmale einer seltenen Konsequenz und Stilschönheit zeigt. Dies ist nicht der letzte Grund, weshalb die Religionswissenschaft in dem Verlust dieses strengen Denkers zugleich den Verlust einer bedeutenden Persönlichkeit beklagt.

Alttestamentliche Forschung

Wie Hugo Großmann in den Monatsblättern für den evangelischen Unterricht vor nicht langer Zeit mit Recht betont hat, liegen die wichtigsten Aufgaben der alttestamentlichen Forschung gegenwärtig nicht so sehr auf dem Gebiet der Textkritik wie auf dem der Durcharbeitung und Ergänzung des neuern archäologischen und folkloristischen Forschungsmaterials. Welches Licht von dieser Seite auf Zusammenhänge und Zustände geworfen werden konnte, die durch die Methode der Textkritik allein keine Klärung haben erfahren können, veranschaulichen beispielsweise die Kultstättenfunde von Petra, aus deren heiligen Steinen, Pfählen, Altären, Opfermahlstätten, Denksäulen, Grabstellen, Votivsteinen, Höhlen und Nischen wir uns ein deutliches Bild von den vorprophetischen Höhenheiligtümern machen können. Andere derartige Ausgrabungen haben uns besser über den Einfluß Altägyptens auf die materielle Kultur Altpalästinas sowie über die ägäischen Einflüsse, die über Philistäa ihren Weg nach Palästina fanden, aufgeklärt. Die Tontafelfunde in Oberägypten und Kleinasien ferner, die in babylonischer Sprache und Schrift geschriebene, zwischen 1400 und 1300 vor Christus abgefaßte Briefe von und nach Palästina darstellen, haben uns gezeigt, daß bestimmte babylonische Mythen um jene Zeit auch in Palästina bekannt gewesen sein müssen. Wichtig sind auch die Papyrusfunde von Elephantine in Südpalästina, einer jüdischen Militärkolonie aus nachexilischer Zeit, die bis ins 7. vorchristliche Jahrhundert zurückreicht, weil wir nun besser den Zusammenhang zwischen dem ägyptischen Judentum und dem samaritanischen, sowie den Gegensatz dieses Judentums zu dem mehr exklusiven Judentum von Jerusalem und Babylonien verstehen können. Eine sehr klare und sachkundige Zusammenfassung dieser Ergebnisse gibt Großmann außer in dem oben erwähnten Aufsatz in seiner Schrift Die Ausgrabungen in Palästina und das Alte Testament (Religionsgeschichtliche Volksbücher /Tübingen, Mohr/). In der selben Richtung bewegt sich die Broschüre Die Bibel im Lichte der neuesten Ausgrabungen von Naphthali Rudnitzky /Bonn, J. Schergens/. Die von Rudnitzky gegebene Übersicht über die wichtigsten, für die alttestamentliche Religiosität in Betracht kommenden Ausgrabungen des 19. und 20. Jahr-

hunderts ist von der Überzeugung geleitet, daß der Gedanke der göttlichen Offenbarung an das Volk Israel durch diese Ausgrabungen keine Erschütterung zu erleiden braucht, und daß die Originalität der jüdisch-christlichen Religion durch die allgemeinorientalischen Zusammenhänge nicht berührt wird. Was in der Tat immer aufs neue durch die Archäologie bestätigt zu werden scheint, ist die Zuverlässigkeit vieler geschichtlicher Daten, die die Bibel enthält, und zwar selbst solcher, die sich auf allerälteste Zeiten beziehen. Beispiele dafür sind die bekannte Nimrodstelle im 1. Buch Mosis, die zeigt, daß die Eingriffe späterer Generationen in die alttestamentlichen Schriften beispielsweise die richtige Erinnerung an das höhere Alter Babylons gegenüber Ninive nicht haben verwischen können. Ähnliches gilt von dem Kriegszug Abrahams und von seiner Begegnung mit Melchisedek, von archäologischen Belegen der Namen Abraham, Jakob, Joseph und Israel, vieler in der Bibel erwähnten Orte, wie des Palasts Aahabs in Samarien, des Palasts des von Jesaja erwähnten Sargon usw. Wie so trotz allem auch die ältere textkritische Methode immer noch zu selbständigen Ergebnissen für die Lokalisierung von Stätten, die in der Bibel erwähnt sind, und damit zu wichtigen Ergebnissen auch allgemeinerer Bedeutung gelangen kann, dafür bildet ein schönes Beispiel die Arbeit Ernst Sellins Gilgal: ein Beitrag zur Geschichte der Einwanderung Israels in Palästina /Leipzig, Deichert/, wo im wesentlichen auf Grund kritischer Textbetrachtung der Nachweis versucht wird, daß die israelitischen Stämme nicht auf dem Weg Gilgal-Jericho-Ai in ihre neue Heimat eingedrungen sein müssen sondern auf dem Weg Adam-Sichem, und daß sie nach Festsetzung in der Ebene zwischen Sichem und Jordan allmählich über das ganze Land, und zwar zunächst auf dem Weg friedlicher Invasion (Bundesverhältnis mit den Hemoritern von Sichem auf Grund der Beschneidung), vorgezogen sind. Es wäre demnach das, was ursprünglich von dem Gilgalheiligtum bei Sichem erzählt worden war, durch die jüngere elohistische Tradition auf das benjaminitische Heiligtum beim Jordan übertragen worden, und im Zusammenhang damit könnte überhaupt der Sagenkreis von Jericho in die Geschichte von der ersten Invasion hineingewoben worden sein.

Bilden die bisher erwähnten Schriften typische Belege dafür, wie unser Wissen um die altjüdische Religiosität und Kultur immer wieder durch die traditionelle Methode der Textkritik und die neuere der Archäologie bereichert werden kann, so gilt das gleiche für die Methode, die uns durch die Volkskunde an die Hand gegeben wird, von Fr. Kücklers Schrift Hebräische Volkskunde (Religionsgeschichtliche Volksbücher /Tübingen, Mohr/), wo das der Volkskunde eigentümliche Schlußverfahren dazu benutzt wird uns eine anschauliche Zeichnung derjenigen älteren, volkstümlichen Religion und Kultur zu geben, die uns in der vorliegenden Fassung des Alten Testaments gleichsam gereinigt, das heißt historisch entstellt, vorliegt. Aus den Grundordnungen des Lebens werden dabei außer der Religion selbst hauptsächlich das altjüdische Wirtschafts-, Familien- und Stammesleben herausgegriffen sowie die Ordnungen, Sitte und Recht. Ein Anhang enthält eine vortreffliche Zusammenstellung der biblischen Belegstellen nach den gleichen, der soziologischen Systematik entlehnten Gesichtspunkten sowie eine Orientierung über die wichtigste, der für das Thema in Frage kommenden Literatur.

Wenn in diesem Zusammenhang nun, unter bewußter Ausschaltung derjenigen wertvollen Aufschlüsse, die die alttestamentliche Forschung durch ihre Berührung mit der allgemeinen Religions- und Kulturgeschichte erfahren hat, noch auf die neueren Ergebnisse eines methodischen Mittels aufmerksam gemacht werden darf, dessen Anwendung nicht nur der Extensität der Bibelforschung sondern auch ihrer Intensität zugute kommt, so sei als Typus derjenigen neueren Schriften, die sich mit dem Studium der im Alten Testament vertretenen literarischen Gattungen (Sage, Märchen, Mythos, Legende, Lied usw.) unter allgemein vergleichendem und entwicklungsgeschichtlichem Gesichtspunkt beschäftigten, Hermann Gunkels Schrift Das Märchen im Alten Testament (ebenfalls in Mohrs Religionsgeschichtlichen Volksbüchern) herausgegriffen, wo in ganz vortrefflicher Weise das märchenhafte Element in der Bibel zu den Formen, die uns über das Märchen überhaupt bekannt sind, in vergleichende Beziehung gesetzt wird und sodann in seiner biblischen Eigenart nach Form und Inhalt eine systematische Untersuchung erfährt. Beson-

ders plastisch tritt in dieser Schrift die Veränderung hervor, die Märchenmotive, wie wir sie bei Naturvölkern häufig finden, unter dem Einfluß einer höhern Religionsform erfahren. Veränderungen, die sicherlich Zeugnis von dem sieghaften Vordringen einer höhern Form von Religiosität ablegen, zuweilen aber auch zu einer beklagenswerten Verkümmern der mythen- und märchenbildenden Funktion führen, deren lebendiges und kräftiges Walten doch nicht nur auf der Stufe des Naturlebens sondern erst recht im Kultursystem höherer Ordnung gleichsam zum unentbehrlichen Brot des Lebens gehört.

Kriegspublikationen Von der Flachheit, die die sogenannte Kriegsliteratur beherrscht, machen im allgemeinen auch die zahlreichen Kriegsbroschüren aus dem Lager der Religionswissenschaft keine Ausnahme. Besonders gilt dies von denjenigen unter ihnen, die den Nachweis zu führen suchen, daß der Krieg, den das eigene Volk führt, identisch mit dem sei, zu dem das neutestamentliche Christentum seine Anhänger aufruft. Den Ausgangspunkt für diese Verweltlichung und Materialisierung des christlichen Kampfbegriffs bilden meist biblische Stellen wie die Sätze des Matthäusevangeliums: »Wähnt nicht, ich sei gekommen Frieden auf Erden zu bringen. Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen sondern das Schwert.« Oder die berühmten Worte Paulus' aus dem Epheserbrief: »Werdet stark in dem Herrn und in der Kraft seiner Stärke. Zieheth die Waffenrüstung Gottes an, damit ihr standhalten könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen sondern mit den Gewalten, mit den Weltherrschern dieser Finsternis, mit den überirdischen bösen Geistern. Darum ergreift die Waffenrüstung Gottes, damit ihr an dem bösen Tage Widerstand leistet, alles niederwerfen und das Feld behalten könnt. So stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, an den Beinen gestiefelt mit der Bereitschaft das Evangelium des Friedens zu verkünden. Zu dem allen ergreift den Schild des Glaubens, mit dem ihr alle feurigen Pfeile des Bösen auslöschen könnt. Nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, das ist das Wort Gottes.« Zu solchen Stellen gesellt sich bei den protestantischen Theo-

logen, die diesem Typus von Schriftgelehrsamkeit angehören, dann vor allem noch die Berufung auf Luthers Lied: »Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen.« Daß diese naive Identifizierung der geistigen Front, von der die Bibel spricht, mit der politischen Front unserer Tage nicht nur bei uns sondern auch bei unseren Gegnern in den mannigfaltigsten Variationen wiederkehrt, darauf braucht nach allem, was unsere Zeitungen über das feindliche Ausland berichtet haben, kaum mehr besonders hingewiesen zu werden. Die feindlichen Auslassungen über den deutschen Militarismus als das Prinzip des Bösen in der Welt, die Stempelung des politischen Oberhauptes von Deutschland zum Antichristen sind uns nachgerade nicht weniger geläufig als die heimischen Kampfrufe, die sich gegen das Zarentum als den Antichristen und gegen das englische Volk als die Verkörperung des Heuchlertums gerichtet haben. Dagegen ist es vielleicht gerade an dieser Stelle nicht unangebracht die Frage aufzuwerfen, ob sich diejenige, gleichfalls bei Freund und Feind vertretene Richtung, die die zahlreichen biblischen Sprüche über den Frieden und die Feindesliebe als Beweis für den politischen Pazifismus ins Feld zu führen sucht, nicht des selben Fehlers schuldig macht wie ihr nationalistischer Gegenpol. Denn auch sie läßt doch mehr oder weniger unberücksichtigt, daß die große menschliche Friedenseinheit, zu der das biblische Christentum aufruft, sich nicht aus staatlich-politischen Einheiten zusammensetzt sondern aus Individuen, die alle ihren Schützengraben und ihr Rüstzeug in sich selbst tragen und in dem gemeinsamen Glauben an den Sinn und das Ziel dieses innern Kampfes eine Gemeinschaft bilden, die ihren Gegner nicht sowohl außerhalb als innerhalb ihrer selbst hat. Solche Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche kennt allerdings keinen Unterschied der Nation und Rasse, wie sie keinen Unterschied des Geschlechts und der Klasse kennt. Doch besagt diese christliche Menschengemeinschaft nichts für jenen *Völkerfrieden*, bei dem es ebenso wie beim *Völkerkrieg* nicht um das Heil der Seele sondern um irdische Dinge geht. Der weltliche Krieg stellt den Christen in Wahrheit vor kein wesentlich anderes Lebensproblem als der weltliche Friede. Es heißt auch nicht tief in den christlichen Kirchenbegriff eindringen, wenn man das internationale

Institut einer Kirche mit weltlicher Bindung mit der dem neutestamentlichen Christentum vorschwebenden Glaubensgemeinschaft gleichsetzt und etwa die Frage aufwirft, ob mit dem Auseinanderfallen einzelner nationaler Glieder dieses weltlich-internationalen Kircheninstituts das Christentum nicht Bankrott erlitten habe, während es sich doch höchstens um die Frage handeln kann, ob diese Form von Kirche in Wahrheit dem evangelischen Kirchenbegriff entspricht, ob es nicht vielmehr ganz und gar unstatthaft ist die Gesamtheit dessen als Christenheit zu bezeichnen, was sich heute dem Namen, aber nicht dem Geist und der Tat nach zur Nachfolgerschaft Christi bekennt. Es wäre demgemäß im allgemeinen zu wünschen, daß das spärliche Papier, über das wir gegenwärtig verfügen und das auch eine Zusammendrückung dieser prinzipiellen Bemerkungen auf ein Mindestmaß notwendig macht, nach Möglichkeit dazu benutzt werden würde statt religiöser Kriegsbroschüren lieber Bibeln zu drucken.

Eine gewisse Wohltat gewährt es immerhin, wenn man einmal die Ereignisse der Zeit mit ihrer Häufung von Haß, Verleumdung, Heimtücke, Bosheit, Leiden, Tod, Mammonismus und Heuchelei aus dem Geist strammer biblischer Gläubigkeit kurz und gut in dem kosmischen Zusammenhang gerückt findet, auf den die großartigen Weissagungen hinweisen, die die Bibel an Höhepunkten wie Joel Kapitel 3, Matthäus Kapitel 24, Offenbarung Kapitel 6, Daniel Kapitel 7, 13, 14 enthält. Eine solche Bewertung der gegenwärtigen religiösen und politischen Lage Europas, von der großen Warte der jüdisch-christlichen Heilslehre aus vorgenommen, enthält zum Beispiel die vortreffliche Schrift Paul Feines Die Gegenwart und das Ende der Dinge /Leipzig, Deichert/. Eine wertvolle Ergänzung zu ihr, obwohl andern Charakters, bildet die Schrift des Berliner Pastors Otto Eißfeldt Krieg und Bibel (in den Religionsgeschichtlichen Volksbüchern /Tübingen, Mohr/), deren schwächste Stelle der auf Seite 81 gemachte Versuch bilden dürfte, trotz der vorher festgestellten Indifferenz des neutestamentlichen Christentums gegenüber den politischen Kämpfen der Nationen, eine ethische Sanktionierung des Nationalkriegs durch das selbe Christentum zu hypostasieren und sich auf diese Weise gleichsam einen Herz und Gemüt des Lesers beruhigenden Abgang zu

sichern. Auch wirkt es stellenweise fast erheiternd, wenn Eißfeldt aus einer gewissen Ratlosigkeit gegenüber der wundervollen visionären Leidenschaftlichkeit der Offenbarung Johannis an Stellen, wo sie das widergöttliche Element in der Menschenwelt mit Gottes Zorn bedroht, das Christentum von der Verantwortung für eine derartige Form prophetischer Zornesäußerung reinwaschen und als Erklärung die jüdische Vergangenheit des Verfassers, als Entschuldigung seine Überzeugung es in Rom mit der Verkörperung der überweltlichen, widergöttlichen Macht zu tun zu haben, ins Feld führen zu müssen glaubt. Doch soll daneben nicht verkannt werden, daß sich Eißfeldts Schrift im großen und ganzen durchaus im Rahmen derjenigen mit gründlicher Gelehrsamkeit gepaarten Überzeugungstreue bewegt, von der die Sammlung der Religionsgeschichtlichen Volksbücher so viele vortreffliche Beispiele geliefert hat.

Totenliste Ende Dezember ist in Bonn der ordentliche Professor der praktischen Theologie

Eugen Sachße im Alter von 78 Jahren gestorben. Er hat über Ursprung und Wesen des Pietismus, über den geschichtlichen Wert der 3 ersten Evangelien und anderes geschrieben, verfaßte auch einen Evangelischen Katechismus, der viel benutzt wurde, und gab von 1889 bis 1904 die in kirchlichen Kreisen vielgelesene Zeitschrift *Halte*, was Du hast! heraus.

In Göttingen starb am 7. Januar **Julius Wellhausen** (siehe diese Rundschau, in diesem Band, Seite 359 f.). Er ist 73 Jahre alt geworden.

Der älteste Theologe der Berliner Universität, **Bernhard Weiß**, ist am 14. Januar in Berlin im 91. Lebensjahr verschieden. Er war in Königsberg geboren und hat zuerst an der dortigen Universität, dann in Kiel und seit 1877 in Berlin seine Lehrtätigkeit ausgeübt. Er war auch von 1880 bis 1899 Vortragender Rat im Kultusministerium. Als Anhänger der strenggläubigen Richtung leitete er viele Jahre lang den Zentralausschuß für die Innere Mission, über die er ein vielbeachtetes Buch veröffentlichte. Sein wissenschaftliches Arbeitsfeld war vorzugsweise die neutestamentliche Theologie, über die er 60 Jahre hindurch eine größere Reihe von Einzeluntersuchungen und zusammenhängende Werke verfaßt hat. Noch als 87jähriger schrieb er das Buch *Jesus von Nazareth*,

das, wie alle Schriften des Verstorbenen, Zeugnis von einem gewissenhaften, konservativen Geist, aber auch von einem gewissen Schematismus und einer gewissen Unzulänglichkeit für großzügigere geschichtsphilosophische Religionsbetrachtung ablegt. Diese Feststellung verdient besondere Betonung angesichts der Tatsache, daß Weiß als Dezernent für die Personalien der preußischen Theologiefakultäten 2 Jahrzehnte hindurch entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der theologischen Lehrstühle ausgeübt hat.

Auch der älteste der Rostocker Theologen, **Ludwig Theodor Schulze**, ist Ende Januar, 85 Jahre alt, gestorben. Er war Berliner von Geburt und auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster vorgebildet. Außer zahlreichen Werken zur systematischen und historischen Theologie und mehreren Predigtsammlungen schrieb er verschiedene Theologenbiographien (*Wackernagel*, *Philippi*, *Neander*); Einer der namhaftesten katholischen Theologen der Gegenwart, **Leonhard Atzberger**, ist in München Anfang März im Alter von 63 Jahren gestorben. Er war seit 1894 ordentlicher Professor der Dogmatik an der Münchener Universität. Er hat unter anderm ein Handbuch der katholischen Dogmatik und eine Schrift über christliche Eschatologie verfaßt.

Am 12. Mai starb in Neuilly bei Paris der Präsident der Union nationale des Eglises réformées de France **Charles Wagner** im Alter von 67 Jahren. Er war einer der hervorragendsten Vertreter des französischen Protestantismus und bekämpfte in zahlreichen Arbeiten die Veräußerlichung unseres Lebens.

Kurze Chronik Einer der bedeutendsten deutschen Religionswissenschaftler, **Hermann L.**

Strack, ist am 6. Mai 70 Jahre alt geworden. Strack ist unter den christlichen Theologen einer der wenigen gründlichen Kenner des nachbiblischen Judentums; er leitete seit 1883 das Institutum Judaicum an der Berliner Universität. Sein Interesse erstreckt sich nicht nur auf die Vergangenheit sondern auch auf die lebende Gegenwart. Er hat während des Weltkriegs ein Jüdisches Wörterbuch, mit besonderer Berücksichtigung der gegenwärtig in Polen üblichen Ausdrücke /Leipzig, Hinrichs/ herausgegeben, in dem er das Jiddische, die Muttersprache von Millionen Menschen, in seiner richtigen Schreibweise

mit hebräischen Buchstaben wiedergibt und ins Deutsche überträgt. In der Einleitung stellt er, entgegen dem konventionellen westlichen Vorurteil, mit vollem Recht fest: »Das Jüdische, meist für ein verderbtes Deutsch gehalten, kann auf den Namen einer Sprache mit mindestens dem selben Rechte Anspruch erheben wie das Englische.« Der 70jährige Strack hat von seiner Lebendigkeit und Schaffenskraft noch nichts eingeblüht. Hoffentlich sind ihm noch recht viele fruchtbare Arbeitsjahre beschieden. ◊ Zum Ordinarius für Religionsgeschichte an der Universität Münster wurde Franz Jos. Dölger ernannt, bisher außerordentlicher Professor. ◊ Der Jenenser Theologe Hans Lietzmann wurde Mitglied der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts in Berlin.

Hygiene / Adolf Kraft

Schriftfrage Die Frage, welche Schriftart in den Schulen zu pflegen sei, ob die Antiqua oder die Fraktur, steht gegenwärtig wieder im Mittelpunkt des Interesses. Leider wird die sachliche Beurteilung dadurch gehemmt, daß man Gefühlsmomente mit in die Diskussion hineinträgt. Der durch den Krieg auf höchste gesteigerte nationale Fanatismus schleudert schließlich gegen alles, was nicht nationalen Stempel trägt, ein »Ecrasez l'infâme!«. Nach diesem Grundsatz soll auch die Antiqua der Fraktur erliegen, die *romanische* der *deutschen* Schrift. Im Gegensatz zu solchen Beurteilungsmethoden bin ich der Ansicht, daß unsere Aufgabe umgekehrt gerade darin besteht frei von jeder chauvinistischen Regung, die nur Unklarheit und Unwahrheit erzeugt, die Frage einer streng sachlichen Kritik zu unterziehen. Vielleicht das verhängnisvollste unter allen gefühlsmäßigen Werturteilen ist für diese sachliche Kritik die Auffassung, daß die Fraktur den Vorzug verdiene, weil sie die deutsche Schrift sei. Die Unhaltbarkeit dieser Behauptung hat schon Wilhelm Hausenstein in seinem Artikel über die Schriftfrage in den Sozialistischen Monatsheften (1911 II, Seite 698 ff.) in unzweideutiger Weise nachgewiesen, indem er zeigte, daß die Fraktur eigentlich nichts anderes ist als eine Stilumbildung der Antiqua, die von den Mönchsklöstern des Mittelalters ihren Ausgang nahm. Das Gerede

von der *urdeutschen Schrift* kann also einer historischen Betrachtung des Problems nicht standhalten. Nicht anders verhält es sich mit der ästhetischen Würdigung der beiden Schriftarten. Ästhetische Urteile sind ja im allgemeinen außerordentlich subjektiv und deshalb nicht unbedingt verbindlicher Natur. Enthält aber der Satz, daß Einfachheit dekorative Überlegenheit sei, eine Wahrheit, dann muß die einfach gegliederte Antiqua auch in ästhetischer Hinsicht den Vorzug vor der oft unruhig verschnörkelten Fraktur haben. Und das um so mehr, da es als erwiesen gelten kann, daß die Antiqua jeder künstlerischen Ausgestaltung fähig ist. Für mich kommt es aber hier vor allem darauf an die hygienisch-pädagogischen oder besser die einer exakten wissenschaftlichen Prüfung zugänglichen Beurteilungsmomente in der Frage herauszuheben. Auch dies ist hier bereits einmal von Otto Bobertag in der Rundschau Psychologie (1916 I, Seite 297 ff.) versucht worden. Gegenüber der Überflutung mit sentimental Argumenten auf der andern Seite dürfte jedoch ein erneuter Hinweis auf die wirklichen Tatsachen nur von Nutzen sein. Zu diesem Zweck greife ich auf die Verhandlungen des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege im Jahr 1914 zurück, bei denen Richard Cords /Bonn/ und Otto Schmidt /Berlin/ die Frage erörterten; dann auf die Verhandlungen der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege, die wertvolle Vorträge von Willibald Klinke /Zürich/, Emil Villiger /Basel/, L. Heneholz /Lausanne/ und Friedrich Soennecken /Bonn/ brachten; endlich auf eine umfassende Monographie über den Gegenstand von J. Gysin /Basel/. Ich beschränke mich darauf die gesicherten Tatsachen hier zu resümieren. In hygienischer Beziehung zeigen exakte Untersuchungen von Augenärzten wie praktische Erfahrungen in der Schule, daß die Antiqua in Druck und Schrift leichter zu lesen ist als die Fraktur. Cords prüfte die Lesbarkeit eines Buchstabens, die einen wesentlichen Faktor für die Schriftbeurteilung darstellt, und zwar bestimmte er die räumlichen Grenzen der Lesbarkeit, das heißt das Lesen in großer Entfernung; dann die zeitlichen Grenzen, das heißt das Lesen in kürzester Zeitdauer, endlich die photischen Grenzen, das heißt das Lesen bei herabgesetzter Beleuchtung. Er kam dabei zu folgenden Resultaten:

1. Druckschrift: Die Form der Antiquabuchstaben ist einfacher, sie prägen sich leichter dem Gedächtnis ein und lassen sich daher leichter mit dem Laut assoziieren. Sie werden schneller wiedererkannt und leichter reproduziert. Die Zahl der verwechselbaren Buchstaben ist bei der Antiqua geringer. Die Antiquabuchstaben lassen sich leichter in einfache Elemente zerlegen und aus solchen aufbauen.

2. Schreibschrift: Bei der Schreibschrift sind diese Unterschiede nicht so augenfällig. Die Ableitung der Schreib- aus der Druckschrift und umgekehrt ist aber bei Antiqua leichter.

Oskar Messmer nahm Untersuchungen über die Lesbarkeit eines Textes in beiden Schriftarten vor. Er stellte die Lesezeiten der Antiqua- und Frakturtexte fest und fand, daß sie auch bei Erwachsenen bei Fraktur länger sind als bei Antiqua. Ähnlich soll es sich nach Greenouw mit den Schreibzeiten verhalten. Dieser fand, daß beim Diktatschreiben in einer Minute 34 deutsche und 39 lateinische Silben geschrieben wurden, und zwar von Personen, die deutsche und lateinische Schrift gleich gut beherrschten und sich in der Regel der deutschen Schrift bedienten.

Mit einem eigens konstruierten Apparat (Nystagmograph) untersuchte Alexander Schackwitz /Kiel/ das Problem, indem er die Augenbewegungen analysierte. Bekanntlich macht das Auge beim Lesen von einem Textpunkt zum andern ruckweise Bewegungen. Gelesen wird in den Ruhepausen (während der Fixationszeit). Schackwitz fand nun, daß eine gewöhnliche Buchzeile in Fraktur 5 Augenbewegungen erfordert, in Antiqua aber 7, und er folgerte daraus, daß das Lesen des Antiquadrucks ermüdender sei als das des Frakturdrucks. Beweisend aber sind diese Versuche nicht. Jedenfalls kann ein Zusammenhang zwischen der Zahl der Augenbewegungen und dem Entstehen von Kurzsichtigkeit infolge von Ermüdung nicht nachgewiesen werden. Weit eher wäre eine Überanstrengung des Auges bei der Fraktur zu erwarten, weil während der Ruhstellung des Auges gelesen wird, die Lesezeit also bei einer geringern Zahl von Bewegungen größer ist. Das könnte man auch aus der Tatsache schließen, daß Kurzsichtigkeit unter den deutschen Schülern, die zur Frakturschrift gezwungen werden, weit häufiger ist als unter den ausländischen, die sich

der Antiqua bedienen. Villiger wies darauf hin, daß die Lesbarkeit eines Buchstabens von der optischen Erkennbarkeit seiner Elemente abhängt. Danach müssen die Buchstaben so beschaffen sein, daß alle Strich Elemente annähernd gleiche Dicke haben und nirgends Zwischenräume vorkommen, deren Lumen geringer ist als die Strichbreite. Dieser Forderung aber genügt nur die Antiqua.

Kann nun auch die wissenschaftliche Prüfung noch keineswegs in jeder Hinsicht als abgeschlossen gelten, so doch so weit, daß der Hygieniker der Antiqua den Vorzug vor der Fraktur geben wird. Das gleiche gilt von den Pädagogen, die sich ernstlich mit dem Problem beschäftigen.

Klinke erwähnt, daß das Lesen der Antiquadruckschrift weit leichter erlernbar ist als das der Fraktur, weil in der Mehrzahl der Fälle die Groß- und Kleinbuchstaben der Antiqua gleich sind, und er führt als weitere Nachteile der Fraktur an, daß ihre Formen von verwirrender Unregelmäßigkeit seien und die einzelnen Buchstaben leicht verwechselt werden können, weil deren Bilder einander sehr ähnlich sind. Weiter ist es ein Vorzug der Antiqua, daß Schreib- und Druckschrift große Ähnlichkeit zeigen, sich also das Schreiben verhältnismäßig leicht aus dem Lesen ableitet. Für das Schreiben würde durch den Gebrauch einer einzigen Schrift an Stelle der bisher angewandten zwei wesentlich verschiedenen Schriftarten eine erheblich größere Fertigkeit erzielt werden. Vielleicht erklärt sich daraus auch die Tatsache, daß Erwachsene, die Antiqua und Fraktur erlernt haben, sich später nur einer Schrift bedienen. Klinke fand bei einer Umfrage unter 150 Schülerinnen der Züricher Mittelschule für Mädchen, daß 145 nur noch Antiqua schreiben und nur 5 beide Schriften. Schmidt und Klinke halten die Antiqua für geeigneter die Kinder in die Schreib-tätigkeit einzuführen. Die Schreibbewegungen, die den Buchstaben formen, werden in erster Linie durch die Bewegung der Finger bewirkt, der Fortschritt innerhalb der Zeile beruht auf einer komplizierten Bewegung der Handwurzel und des Unterarms. Bei der Benutzung der Antiqua ergeben sich nach Schmidt folgende Vorteile:

1. Das Schreiben eines Buchstabens beschränkt sich auf ein kleineres Schriftfeld; es werden also zuerst vorwiegend Finger-muskeln geübt.

2. Sowohl die geradlinigen wie auch die runden Formen setzen durch ihre Größe deutlichere Bewegungsvorstellungen voraus und bereiten dadurch auf die kleineren Formen der Schreibschrift vor.

3. Das schriftmäßige Vorrücken im Nacheinanderzeichnen der einzelnen Buchstaben eines Worts bereitet das gleitende Fortschreiten auf der Schriftzeile bei den verbundenen Zeichen der Kurrentschrift vor.

4. Die Elemente der Schreibbewegungen sind zwar in der Antiqua die gleichen wie in der Frakturschrift, aber die Maßverhältnisse sind einfacher, und die Überschneidungen fehlen ganz.

Die Beschränkung auf eine Schriftform liegt auch im Interesse der Rechtschreibung. Einfache und übersichtliche Wortbilder prägen sich dem Gedächtnis rasch und leicht ein, die große Ähnlichkeit der beiden lateinischen Alphabete, der Schreib- und Druckschrift, fördert die Einprägung der Wortbilder, während die Verschiedenheit der deutschen Kurrent- und Drucklettern sie erschwert. Endlich bildet die Beschränkung auf eine Schrift eine wesentliche Entlastung der Schüler. Bei der Anwendung von Antiqua und Fraktur müssen 8 Alphabete erlernt werden, bei dem Gebrauch von Antiqua allein nur 4, und überdies wird durch die Verwendung nur eines Alphabets das Entstehen von Mischschrift, das heißt der Gebrauch von Lautzeichen aus beiden Alphabeten vermieden; dadurch gewinnt die Darstellung größere Einheitlichkeit, Übersichtlichkeit und Lesbarkeit.

So muß eine unvoreingenommene wissenschaftliche Prüfung der Frage dazu führen für die Antiqua einzutreten. Einige Blätter (zum Beispiel ein Schulorgan), die während der Kriegszeit aus vermeintlich patriotischen Gründen von der Antiqua zur Fraktur übergingen und dann zur Frakturpropaganda Vergleichsnummern versandten, haben sehr gegen ihren Willen für die Antiqua gewirkt, da die Verringerung der Lesbarkeit und auch das ästhetische Bild sehr lebhaft gegen die Umänderung sprachen. Auch die Plakate, die neuerdings ausgehängt werden, um zur *Deutschschrift* zu ermahnen, wirken sehr gegen diese, da ihre Undeutlichkeit gegen die meist in Antiqua gesetzten Nachbarplakate allzu auffällig hervortritt. Für die Wahl der Antiqua sprechen übrigens auch praktische Gründe. Die Antiqua wird unzweifelhaft die im Weltverkehr angewandte Schriftform bleiben. Auch aus

Erhebungen unter der Handelswelt in Zürich und Basel ging hervor, daß eigentlich weniger Wert auf die Schriftform als auf eine schöne und leserliche Schrift an sich gelegt wird, und gerade auch von diesem Standpunkt aus muß der Gebrauch nur einer Schrift, und zwar der Antiqua, empfohlen werden. Heute stehen fast alle Völker im Kampf mit einander und bauen Mauern des Unverständnisses zwischen sich auf. Allein es müssen wieder friedliche Zeiten einkehren, und dann werden die für den Welt- und Kulturverkehr passendsten Formen sich lebensfähig zeigen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß von diesem Gesichtspunkt aus die Entscheidung für die Antiqua fallen wird.

Uneheliche
Schwangerschaft

In der Pariser Akademie der medizinischen Wissenschaften wurde die Frage

behandelt, wie dem Bevölkerungsrückgang zu steuern sei. Bar wies darauf hin, daß der Fruchtabtreibung bei unehelicher Schwangerschaft entgegenge wirkt werden müsse, durch die die uneheliche Mutter so oft den schlimmsten moralischen und wirtschaftlichen Folgen zu entgehen suche. Als geeignete Maßnahmen dazu schlug er die Bereitstellung zweckmäßiger Unterkunft für Schwangere und die Gewähr der Geheimhaltung der Schwangerschaft vor. Die Akademie schloß sich dieser Auffassung an und stimmte folgendem Antrag zu: »In jedem Departement muß mindestens ein Asyl errichtet werden, das für die Aufnahme schwangerer Frauen während der letzten Monate der Schwangerschaft und während der Geburt bestimmt ist, und in das jede Frau, welchen sozialen Standes sie sei, gegen Entgelt oder unentgeltlich eintreten kann, und zwar unter Bedingungen, die ihr die Geheimhaltung der Schwangerschaft verbürgen. Die öffentlichen Gebäranstalten sollen ohne weitere Befragung jede Frau zum Zweck der Niederkunft aufnehmen, die sich anmeldet, auch wenn sie die Namensangabe verweigert.« Der Antrag entspringt einem Gefühl der Humanität. Wie weit seine Durchführung die Bevölkerungszuwachses beeinflussen würde, kann natürlich von vornherein nicht entschieden werden.

Umfragen und
Versuche

Die Schweizerische Vereinigung für Krebsbekämpfung veranstaltet bei den schweizerischen Ärzten eine Umfrage

über die Entstehung und Behandlung des Brustkrebses. Es werden Fragen gestellt über den Einfluß des Stillens, der Drüsenentzündung, anfänglich gutartiger Neubildungen auf die Entstehung bösartiger Geschwülste und ferner über die Beeinflussung der Prognose durch den operativen Eingriff. Es soll auch festgestellt werden, was bis jetzt durch Röntgen- und Radiumtherapie geleistet worden ist. Die Sammelforschung gründet sich auf die Sterbekarten des schweizerischen statistischen Amtes und soll alle Fälle von Mammacarcinomen umfassen, die aus den Jahren 1911 bis 1915 stammen und Ende 1915 noch am Leben waren.

Der neue preußische Minister des Innern Drews hat die Krankenanstalten, Universitätskliniken, Provinzialirrenanstalten und Spezialärzte für Haut- und Geschlechtskrankheiten ersucht ihm nebst einem umfassenden Urteil anzugeben, wieviel Kranke mit Salvarsan behandelt wurden, wieviel Einspritzungen sie erhielten und wieviel Schädigungen beobachtet wurden. Der Berliner Polizeipräsident hat bereits am 14. September 1917 eine Aufforderung ergehen lassen, um „einwandfreie Unterlagen für eine unparteiische Beurteilung“ des Salvarsans und seiner Schädigungen (Todesfälle, Erblindungen, Lähmungen, Ertaubungen usw.) zu erhalten.

Versuche mit Naphthalin und Karbolsäure hat Franz Jekert in einem Festungslazarett angestellt, und er ist dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt: Das von A. Baumgarten empfohlene Naphthalin eignet sich sowohl wegen der erforderlichen Menge wie wegen der nötigen Temperatur nicht zu Raumdesinfektion. Durch getrennte Verdampfung von flüssiger Karbolsäure und von Wasser bei gewöhnlicher Temperatur erreicht man bei Benutzung des alten Flüggeschen Apparats eine hinreichende Abtötung aller praktisch wichtigen Keime, so daß das Karbolsäuredampfverfahren, wenigstens während des Krieges, vollkommen an Stelle der Formalinmethode treten kann. Das genannte Verfahren eignet sich auch zur Entlausung für kleinere Betriebe, wo Flüggesche Apparate vorhanden sind und die zu entlausenden Gegenstände 24 Stunden lang entbehrt werden können.

Kurze Chronik Das österreichische Abgeordnetenhaus nahm am 15. März die Regierungsvorlage über die Errichtung eines

Ministeriums für Volksgesundheit an. ◊ Eine landwirtschaftliche Kolonie für Amputierte ist im Frühjahr 1917 zwischen Danzig-Langfuhr und Oliva eingerichtet worden, um schwer Amputierten Gelegenheit zu geben in ihrem alten Beruf weiterzuarbeiten. ◊ Von einer zionistischen Frauenorganisation ist eine medizinische Expedition ausgerüstet worden, die sich von New York nach Palästina begibt und die dort eine Schule für Krankenpflege und ein fliegendes Hospital eröffnen soll. Sie besteht aus 15 Ärzten, 15 Krankenschwestern und einem Stab von Pharmazeuten und Mechanikern, die unter einem medizinischen und einem geschäftlichen Leiter zusammenarbeiten und denen sich in Palästina lebende Ärzte anschließen werden. ◊ Als Leiter der Chirurgischen Universitätsklinik in München wurde Ferdinand Sauerbruch aus Zürich berufen. Sauerbruch ist während des Krieges durch seine Operationen, die es ermöglichen die künstlichen Gliedmaßen willkürlich beweglich zu machen, wohl allenthalben bekannt geworden. Über diesen Gliedmaßenersatz wurde hier bereits vor 2½ Jahren berichtet (siehe die Rundschau Technik, 1915 III, Seite 1210 f.). ◊ Zum Leiter der Medizinischen Klinik in Bonn wurde der Hallenser Professor Adolf Schmidt berufen. ◊ Der Privatdozent und Oberarzt an der Kieler Frauenklinik Ottomar Höehne wurde zum Ordinarius der Geburtshilfe und Gynäkologie sowie zum Direktor der Frauenklinik in Greifswald ernannt. ◊ Der Ordinarius der pathologischen Anatomie in Marburg Leonhard Jores ist Ordinarius in Kiel geworden. ◊ An der Universität Halle hat sich L. Grotz für innere Medizin habilitiert, O. Kneise für Urologie, L. Koeppe für Augenheilkunde, Oskar David für innere Medizin und Röntgenologie; an der Universität Breslau habilitierte sich Hans Aron für Kinderheilkunde.

Literatur Die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene gab eine Schrift über den gesetzlichen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung und rassenhygienische Eheverbote heraus /München, J. F. Lehmann/. Sie behandelt eine gerade in der heutigen Zeit sehr aktuelle Frage und enthält eine Zusammenfassung der Vorberatungen und der gemeinsamen Diskussionen aller an der Frage beteiligten Gesell-

schaften (Ärztevereine, Säuglingsfürsorge, Mutterschutz usw.). \diamond Das Buch Alfred Grotjans's Soziale Pathologie, das in 2., neu bearbeiteter Auflage herauskam /Berlin, August Hirschwald/, füllt eine Lücke aus, die die Ausbildung des Arztes aufweist. Es begründet in zuverlässiger Weise den so wichtigen Zusammenhang zwischen Krankheit und sozialen Verhältnissen; es ist eine geradezu klassische Monographie einer Pathologie von ausschließlich sozialen Gesichtspunkten aus. Das Werk dieses bekannten Fachmanns kann jedermann zum Studium empfohlen werden, namentlich aber Medizinstudierenden sowie praktischen Mediziniern und Hygienikern. \diamond Eine sehr instruktive Einführung in das Wesen und die Anwendungsweise der künstlichen Hörschnecke ist Karl Wagners Buch Die künstliche Hörschnecke (Quarzlampe) in der Medizin /Graz, Deutsche Vereinsdruckerei/. \diamond In der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt /Leipzig, Teubner/ ließ F. Eckardt ein Bändchen Turnen erscheinen. Der Verfasser will die natürlichen Grundlagen, Gesetze und Wirkungen der körperlichen Übungen dem Nichtturner verständlich und anziehend machen. Das Büchlein hat Anspruch auf unser Interesse.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Dadaismus

Während die meisten Schriftsteller heute in Ost und West mit jeder poetischen oder prosaischen Zeile bekennen, daß sie Brüder eines leidenschaftlich verteidigten und keine Waffenruhe des Gewissens duldenden Volksbundes sind, schwankt eine seltsame Denkgesellschaft zu einer merkwürdigen Ideeninternationale ab. Deutsche, Schweizer, Franzosen, Italiener, Engländer und Rumänen gehören schon zu diesem sektierenden Weltfreundeskreis. Mit einem schibolethischen, vielleicht auch sehr kindlichen Wort nennen sich die in Bologna, Berlin, Neapel und Zürich trotz allen Grenzsperrn wirkenden Brüder Anhänger des Dada. Man höre auf einige Titel ihrer Gedichte: Der Würfelbecher, Kalligramme, Das erste Himmelsabenteuer des Herrn Antipyrin, Der gemordete Dichter. In den Züricher Dadaheften, die Tristan Zora und Janko herausgeben, wird die Ästhetik der Dadaisten besprochen, die nicht bloß das

Wesen des Dichterischen neu ergründen sondern auch die übrigen Künste den alten Regeln entführen will. Italiener haben zu gleichem Zweck die Cronache litterarie mitten im Krieg in Rom gegründet. Die französische Zeitschrift Sie (das heißt sons, images, couleurs), die in Paris erscheint, dient ebenfalls den gleichgestimmten Brüdern. Bei den Italienern ist die Wut auffallend, mit der Gabriele d'Annunzios Ruhm bestritten wird. Es heißt da: »Er war, er ist aber nicht mehr einer von den 10 oder 20, vielleicht von den 100 großen Italienern; und er hat gut getan in den Krieg zu gehen. Als Mann von Genie hat er begriffen, daß ein schöner Tod die würdigste Krönung seines häßlichen Abenteurerlebens sein wird.« Die unbehaueene Urform primitiver Plastik inspizierte auch diese international verbündeten Wegsucher zur neuen Poetik. Als wertvolle, der Nachahmung würdige Beispiele werden Negerpoesien angesehen. Element derartiger Negerpoesie ist die bloße Zusammenstellung einzelner mit Leidenschaft betonter Worte. Zum Beispiel dient der Infinitiv anstatt einer flektierten, von dem Hauptwort abhängigen Zeitwortform. Beliebt wird die Mode der *poésies simultanées*: Zwei Dichtungen werden gleichzeitig vorgelesen, etwa eine französische Lautfühlung und ein Bündel wirklicher Buschmannsilben. Das liefert einige Ergötzlichkeiten. Derartige Versuche bleiben natürlich ganz in einer folkloristischen Eigentümlichkeit stecken. Aber es gibt da auch Dichter wie etwa Paul Dermée, die ein futuristisches Tongemälde nach Marinettischem Muster etwas versedeln, aber mit aller Kraft die Erstarrung überlieferter Rhythmen und sogar der Grammatik zersprengen möchten. Ein Luftschiffergedicht lautet so:
 »Zur Stille stürz, der überreifen Orange gleich, toller Luftschiffer, totes Sterngeleucht, licht ihn auf, den Himmel, mit deiner Flammenkeuschheit! Tod reitet deine Schultern. Klagen drum? Was? Auf Höhen brennt eine Fackel. Auf Wolkenreich hast Du getanzt. Sturz, Ideal! Auf Feldtrift werden sich Lumpenleutlein finden, an deiner Leiche sich zu erlaben.«
 Die Erregung, die hier in dem Patriotismus Dermées arbeitet, ist durchaus verspürbar. Es folgen nach einer derartigen Einstellung, die noch begriffen werden kann, etwas ausschweifende Manieren des geistigen und dichterischen Sehens. Ein neuer Registrierer der Dichtungsformen bezeichnet die Satire als Musik mit Stücken aus Birnenform.
 An diesen ziemlich heftigen Krämpfen

der Kunstdenker und der Künstler hängt die Internationale der Jüngsten. Sie fühlen sich als Mitglieder einer Bruderschaft in dem Augenblick, wo das meiste Europäische nicht mehr halten will. Man hat es leicht ihnen etwelche Tollheit vorzuwerfen. Sie treten trotzdem beinahe harmonisch in die übrige Weltentollheit ein.

Lyrik Nichts ist lehrreicher als heute geformte Lyrik aller Länder zu lesen und auch das begleitende Prosawerk, das Gedankenrichtung und seelisches Weltziel der Dichter erklären soll. Der Russe Leo Tolstoj, in seiner zerschmetternden Aufrichtigkeit, wollte, daß die Kunst nicht mehr in die Region irgendwelcher Geistesunnahmbarkeit versetzt werden, daß sie vielmehr die für den armen Menschen auch zugängliche Allgemeingültigkeit biblischer Schriften behalten sollte. Kunst für die Menge der Menschen und nicht nur für eine abge sonderte Glücksklasse, das forderte Tolstoj. Und nimmt man heute irgendein Lyrikbuch zur Hand, das besondere Aufmerksamkeit verdient, so fliegt der gleiche Gedanke dem Buch voraus. Der belgische Justizminister in Le Havre Henri Carton de Wiart, der für ein *Recueil de poèmes du front belge / Paris, Jouve/* ein Vorwort schreibt, gehört gewiß nicht zu Tolstoj. Dazu ist er viel zu einseitig einem dogmatischen Katholizismus zugeschworen. Aber auch dieser gläubige Streiter für einen engen Glauben verlangt, daß seine jungen Landsleute, die *poètes-soldats*, die Zukunft jener Dichtung vorbereiten, die allen Menschen zugänglich und nicht mehr ein Sonderrecht besonders eingestellter oder erzogener Menschen sein möge. Dann veröffentlicht etwa der noch sehr junge Deutsche Iwan Goll, der unfertige, aber leidenschaftlich ringende Gestalter eines kriegsfeindlichen Requiem /Zürich, Rascher/ in der Aktion das Bekenntnis seiner Weltanschauung, und er will mit Inbrunst die Feindschaft zwischen Geist und Bildung aufschüren, er will zeigen, daß der schöpfende Geist tausendmal kostbarer sei als die an dem Überlieferten schmarotzende Bildung. Wendet er seinen Gedanken auf das Künstlerische an, so hegt er die Sehnsucht, jedes, auch das geringste Menschenkind, solle von der neuen Dichtung liebkost werden. Der kriegsgerisch aufgelegte belgische Politiker und

Liebhaber der Poesie gibt sich dem deutschen Dichterwunsch hin, der gleichzeitig ein Wunsch des russischen Genies ist. Nur ist es schon schwieriger nach dem allgemeinen Satz die besonderen Namen anzuführen. Carton de Wiart erleichtert da gleich sein ängstliches Herz. Er meint nämlich, daß die allgemeingültige Zukunftslyrik besonders den ihm verlogenen klingenden Stil der Baudelaire und Catulle Mendès überwinden müsse. Catulle Mendès: da ist nicht übermäßig viel zu opfern. Doch Baudelaire? Die besten und am meisten versprechenden Dichter dieser belgischen Blütenlese zeigen denn auch, daß sie im Formalen, auch in der Eigenart des Weltsehens, noch sehr verwandtschaftlich zu Baudelaire stehen. Erstaunlich ist fast, daß Verhaerens Beispiel wenig nachwirkt. In dem Buch stehen einige *Haßgesänge*. Aber das Wichtigste ist voll von Menschlichkeit und jener seltsamen Entschlossenheit zum Tod, die heute ein furchtbares Gemeingut edler Geister geworden ist. Ein Abseitiges in Baudelaire, das nicht einmal allzu oft in die Fleurs du mal vermischt ist, das sich eher im Spleen de Paris betont, jener Sammlung winziger, Jahrzehnte lang kaum beachteter Prosagedichte, trägt seine säkulare Kraft zu der heute im Schützengraben blutenden Belgierjugend hinüber. Die Jugend gliedert ihre leidende Seele mit ergreifender Neugier und Leidensbereitschaft dem Weltleid ein. Es ist die Tapferkeit der Abenteuerer Baudelaire und de Quincey, die sich künstlichen Paradiesen anvertrauten, obwohl sie sehr bestimmt wußten, daß eine entsetzliche Niedergeschlagenheit der Ernüchterung sie niederwerfen wird. So wie diese belgischen Dichter ist heute viele europäische Jugend. Ohne Rechenschaft ihrer Abhängigkeit zu besitzen, verspritzen die Dichter heute gerade im Krieg die ererbten Blutstropfen ihres Geistesahnens Baudelaire. Das tun auch die deutschen Dichter, die, wie etwa Alfred Wolfenstein (Die Freundschaft /Berlin, S. Fischer/) Straßeneid und Irrenhaustollheit nicht mehr nach naturalistischer Gerechtigkeit bereimen, die all das auch nicht nur mit dem Herzen des Volkswirts einschätzen sondern die Menschenpassion selbst schaffend erleben oder erleben wollen und sie dann doch wieder in Spiel versetzen. Wolfenstein ist ein Dichter, der nicht dichtet.

um zu dichten, dem die Kunst nicht Gebot sondern Gebot der Dinge ist. Er verschmäht die von anderen angewandten Mittel geistiger Bereicherung. Abklärung (und alles, was sich so nennt) fehlt ihm darum. Vor alter Bildlichkeit scheut er sich; durch Willensaufwand gelangt er zu neuer.

In seinem Band Aufforderung /Berlin, Verlag der Aktion/ hat Wilhelm Klemm die artistische Schranke und das Labyrinth der Formprobleme schon überwunden. Er darf sich ins Moralische hineinbegeben, ohne daß er der stilistischen Mattigkeit verfällt. Sein Springen des Auges, der gestaltende Mund, die sittlich einschätzende Seele, das wurde schon Einheit.

In ihrem Buch Der Rauch des Opfers /Jena, Diederichs/ schreibt Eleonore Kalkowska die schönen Verse:

»Tief in die Seele schnitt das erste Grün,
Die kargen Aste, die, gleich dürren Armen,
Sich in den Himmel reckten um Erbarmen,
Die paßten uns viel besser als dies Blühen
Der Welt umher, dies sorglos rohe Werdel.«

Die Dichterin will ihre Gedichtsammlung als »Frauenbuch zum Kriege« angesehen wissen. Es ist keine Kriegslyrik, aber eine Lyrik vom Krieg.

Von der Geschichte mehr belehrt als von der Inbrunst seines Gefühls, sucht Armin T. Wegner die Seltsamkeit der großen Städte und die heftig bewegte Welt der Warenhäuser, Irrenhäuser und Gotteshäuser. Seine Dichtung ist belehrend, und sie entwindet sich der Überlegung nur, wo in die Liebeserfahrung Einfahrt gehalten wird. Das Buch Das Antlitz der Städte /Berlin, Fleischel/ wird darum nur zu einer bescheidenen Schönheitsliebe sprechen, weil die Kühnheit der Bilder, die oft sehr prunkvolle Sprache und das geradezu majestätische Geberdenspiel doch nur lobenswerte, mit Vererbungs Spuren bespuckte Angewohnheiten sind. Ein ungeheuer geschickter Mann, ein Emporkömmling mit vornehmen Mitteln; aber die reine Dichterrasse benimmt sich anders.

Die noch nicht zahlreiche Lyrik Bruno Schönlanks (In diesen Nächten /Berlin, Paul Cassirer/) lehnt sich wieder in die Vergangenheit hinein, und sie verspricht vorläufig nur den Hang die Blüte des bildlichen und beseelten Wortes ohne Übereilung zu pflücken.

Doch neben der Generation, die das Tolstojsche Postulat sich zu eigen gemacht hat, stehen die anderen, die Nachfahren der Artisten; und neben

ihnen wieder die Lyriker, die in alter Art die Eindrücke, die sie erhalten, wiedergeben.

Wenn Theodor Tagger sein lyrisches Buch Der Herr in den Nebeln nennt /Berlin, Hochstim/, so gibt er sich nur der verschleiernnden Bezeichnung, nicht aber einer Liebe zu verdüsterten Wegen des Kopfes oder des Herzens hin. Er ist im Gegenteil ein sammelnder Kopf, der es zum Beispiel versucht die Wirrungen Busonischer Musik in Sprache zu verwandeln, also eine etwas entgleitende Sinnenüberwelt in die Möglichkeit des Überlegens und Begreifens hineinzuziehen. Alle seine Lyrik ist Erwägung, ist auch in der scheinbar verdunkelten Leidenschaftsstimmung ein Aushöhlen des Bewußtseins und ein auf Hellsichtigkeit angelegtes Temperament. Da wird es ihm schwer der allzu breiten Kälte zu entgehen und mehr als die Gedanken zu erwecken.

Der Luxemburger Nikolaus Welter versieht ein Bändlein Hochofen /Luxemburg, Soupert/ mit allem freundlichen Gerät seiner Bürgerlichkeit. Er besingt Landschaft, Fabrik und Bildungsheim und bleibt stets einer lobenswerten Gesinnung treu.

Auf ganz andern Boden als alle diese steht Alfred Kerr. Ein Heft von Liebesreimen, Tanzbildern und Zeitrufen wird von ihm Die Harfe getauft /Berlin, S. Fischer/. Er pflegt das Gelegenheitsgedicht mit jener persönlichen Heiterkeit, die nicht gewöhnliche Freude gewährt. Ihm entsteht ein Vers aus dem manchmal seltsamen Reim. Sein Bild ist Witz und ein der Unsterblichkeit Heines mit Willen verbündeter Geist.

Abenteuerliche Gerade die jungen Nord-
Erzählungen

länder sind zu Erzählern jener Phantastik geworden, die mit Gespensterspuk, Luftschiffromantik, Tropenschauern und Kriminalspannung höchst unterhaltsam umgeht. Otto Rung handhabt diese Spiele der Einbildung mindestens so gut wie sein dänischer Landsmann Johannes V. Jensen. Wenn er einen Geschichtenband Geheime Mächte nennt /Weimar, Kiepenheuer/, so ist er fähig das Unglaublichste aus der Märchenmystik gegenwärtiger Tage zu berichten. Der Schauspieler stiehlt einem Mann seine Gestalt, um einen Schuft darzustellen, und diese geniale Schminke- und Affenkunst ist ein ganz neues unbekanntes Mordgift gegen den wehrlosen

Durchschnittsmenschen. Im Auto, das 140 Kilometer Geschwindigkeit hat, wird der skrupellose Volksaussauger und Weizenkönig an den Abgrund seines Lebens und seiner Gedanken entführt. Der ägyptische Pascha und Millionendieb wird getötet, und zwischen Seele und Schicksal und Nilnachtgrauen wird ein rätselvoll spannender Zusammenhang hergestellt. Der Chirurg hat seinen eigenen Sohn vom Tod zu retten, er vermag wohl das schon erloschene Herz für Stunden noch zu bewegen; aber nur für Stunden, und danach folgt die ganze Ewigkeit der Menschenohnmacht. Das alles ist in einem famosen Stil geschrieben, der sogar Seelisches zum Klappen bringt: Wunder einer herrlich aufregenden und anziehenden Kinowelt. Es schadet auch nichts, daß der Erzähler ein höchst aufmerksamer Leser von Ingenieurrevuen ist. Die Phantasiestücke französischer und englischer Meister des Abenteuer- und Detektivromans werden hier ungeheuer verfeinert. (Freilich, mit einem Claude Farrère soll man diese Skandinaven nicht vergleichen.)

Für den gleichen Verlag Kiepenheuer hat Walther von Molo ein Büchlein Abenteuerliche Geschichten Charles Sealsfields zusammengestellt und derart an einen Schriftsteller erinnert, dessen Leben die abenteuerlichste Geschichte ist. Denn dieser österreichische Priester, der eigentlich Karl Anton Postl hieß, sprang aus der Kutte, er wechselte Namen und Heimat, wurde ein Trapper und Wildwestfarmer und begründete die herrliche Lederstrumpferperiode. Es lohnte sich an diese Seltsamkeit zu erinnern.

Ein von Else Otten für Rütten & Loening in Frankfurt verdeutschter geschichtlicher Roman des Holländers Louis Couperus gilt dem Kaisergott Heliogabal, der, halb Mann halb Weib, seiner Schönheit und seines Tanzes willen die römische und asiatische Welt regieren durfte, bis er in einer Kloake ersäuft wurde. An Üppigkeit der Farben fehlt es dem Buch nicht. Die Unterstufe aller dieser seltsamen oder aufregenden Geschichten bilden die Kriminalromane, die aber weder Poe noch Conan Doyle oder Gaboriau zum Muster nehmen, überhaupt keine besonderen Kräfte des Menschen in Tätigkeit versetzen sondern Leser von mäßiger Aufgeregtheit befriedigen wollen. Der Verlag Vogel & Vogel in Leipzig gibt eine ganze Kriminalbüche-

rei heraus. Einige Titel vermitteln von ihrem Inhalt genügende Kenntnis: Der Hochverräter, Am verschwiegenen See, Die Liebe siegt. Unter den Autoren befindet sich merkwürdigerweise auch Olga Wohlbrück. Auch der neueste Roman Hans Hyans, verführerisch Die Spitzenkönigin genannt, ist in diesem Verlag herausgekommen.

Totenliste Am 21. Februar ist Hedwig Lachmann gestorben. Was sie den Menschen

gegeben hat, ist von Katharina Laessig hier (in diesem Band, Seite 249 f.) angedeutet worden. Ihre Arbeit hat der deutschen Sprache einen großen Dienst geleistet. Sie vollendete ihre Übersetzungen wie Kunstwerke eigener Prägung; sie ging dem Rhythmus des Fremden nach, wenigstens in dem, was ihr am besten gelang. In ihren eigenen Gedichten lebte eine, das wahrhafte Menschentum umgreifende Empfindung. Eines dieser Gedichte sei hierher gesetzt. Es heißt Mit den Besiegten:

»Preist ihr den Heldenlauf der Sieger, schmückt
Sie mit dem Ruhmeskranz, euch dran zu weiden!
Ich will indessen, in den Staub gekückt,
Erniedrigung mit den Besiegten leiden.

Geringstes Volk, verpönt, geschmäht, verheert
Und bis zur Knechtschaft in die Knie gezwungen,
Du bist vor jedem stolzeren mir wert,
Als wär' mit dir ich einem Stamm entsprungen.

Heiß brennt mich Scham, wenn da: Triumphgebraus
Dem Feinde Fall und Untergang verkündet.
Wenn über der Zerstörung tost Applaus
Und wilder noch die Machtgier sich entzündet.

Weit lieber doch besiegt sein als verführt
Von eitlem Glanz. Und wenn auch am Verschmachten
Und ob man gleich den Fuß im Nacken spürt:
Den Sieger und das Siegelglück veracht' n.

Am 9. März starb Frank Wedekind, von einer Darmkrankheit getötet, in München. Er ist 53 Jahre alt geworden. Das Notwendigste über ihn ist in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 451 f.) gesagt worden.

Die Tochter Théophile Gautiers Judith Gautier ist 67jährig in Paris gestorben. Sie hat Wagner sehr geliebt und für die französischen Aufführungen den Parsifal in ein höchst klingendes Französisch übertragen. Der Vater entzündete in ihr eine Vorliebe für chinesische Weisheit, und so hat sie auch als eine künstlerische Mittlerin zwischen dem Osten und dem Westen gedient.

Am 31. März starb in Kiel der Holsteiner Timm Kröger in seinem 74. Lebensjahr. Er war ein Landschaftserzähler von kräftiger Art.

In Oeynhausen, wo er Heilung suchte, starb am 4. April der Romanschriftsteller Hanns von Zobelitz im Alter von 65 Jahren. Er hat die brauchbaren Elemente des Familienromans unterhaltsam gemeistert.

Nach längerer Krankheit ist in der Nähe von Krakau einer der bekanntesten zeitgenössischen Dichter Polens, Lucian Rydel, im Alter von 48 Jahren gestorben. Sein Drama Der Zauberkreis wurde mit dem Sienkiewiczpreis gekrönt. Sein Hauptwerk betitelt sich Jagellonische Trilogie.

Der 24jährige Lyriker Wilhelm Runge, der dem Sturmkreis angehörte, ist im Westen gefallen. Er hat einen Band Verse Das Denken träumt veröffentlicht.

Der 70jährige Georges Ohnet ist am 6. Mai in Paris gestorben. Es ist ein Zeichen von dem Weltruf der französischen Literatur, daß 5 Erdteile Ohnet noch weiter lasen, den Hüttenbesitzer im Buch und auf dem Theater noch bewunderten, als die Mittelmäßigkeit solcher Werke in Frankreich schon längst entlarvt worden war. (Lemaitre hatte in einem seiner Feuilletons geschrieben: »Ich pflege jede Woche an dieser Stelle über Literatur zu schreiben. Meine Leser müssen mich entschuldigen, wenn ich mich heute mit Georges Ohnet und seinen Werken beschäftige.«)

Noch nicht 40 Jahre alt, ist Hermann Essig ganz plötzlich am 21. Juni an einer Lungenentzündung gestorben. Das Schaffen dieses Künstlers, der einer der Stärksten und Zartesten dieser Zeit war, hat Adolf Behne vor kurzem hier (in diesem Band, Seite 34 ff.) in großen Zügen dargestellt. Essig starb, gerade als die Bühnen begonnen hatten sich um die Aufführung seiner Werke zu bemühen, ohne freilich vorläufig noch in ihre Art ganz einzudringen.

Neuausgaben Eine Schweizer Bibliothek erscheint bei Raacher in Zürich. Es seien daraus vermerkt: Gottfried Kellers Gotthelfstudien, die bisher philologisch vergraben waren; der Briefwechsel Lavater-Goethe, der die Geschichte vom Werden und Vergehen einer merkwürdigen Geistesfreundschaft erzählt.

Da es für den Kunstfreund, der nur an Feiertagen lesen darf, schwierig ist Jean Pauls Schönheiten aus der Bibliothek von mehr als 30 Bänden herauszuklauben, ist Johannes Bechers Mühe zu beloben, der für Kiepenheuers

Weimarer Schmuckbüchlein eine Auswahl besorgte. Schulmeisterlein Wuz ist mit Recht das Hauptstück.

Eine sehr gute 2bändige Ausgabe von Des Knaben Wunderhorn hat Karl Bode herausgegeben und mit einem Lebensbild versehen (Berlin, Bong.). Es ist schade, daß auch die so überaus lebenswerte Bongsche Goldene Klassikerbibliothek durch den Krieg ins Stocken geraten ist. Hoffentlich wird es nicht mehr allzulange dauern, bis sie wieder fortgesetzt werden kann.

Auch das Bibliographische Institut in Leipzig kann jetzt keine Fortschritte machen. Das letzte, was es herausbrachte, war ein 2bändiger, von Hans Zimmer besorgter Neudruck der Werke Theodor Körners, der hier angemeldet und empfohlen sei.

Der Kunstwartverlag Callwey in München hat eine gekürzte Ausgabe des Avenariuschen Balladenbuchs in billigem Taschenformat vornehmlich den Soldaten im Feld zur Verfügung gestellt.

Kurze Chronik Wie in der vorigen Rundschau mitgeteilt wurde, ist in Wien eine Shakespeare-Bacon-Gesellschaft gegründet worden. Der Wiener Neuphilologische Verein hat nun am 23. März eine scharfe Resolution gegen die Anhänger der Shakespeare-Bacon-Hypothese angenommen, die »in abenteuerlicher Verquickung alter Irrtümer mit Stimmungen des Tages neue Behauptungen über die Verfasserschaft der Shakesparedramen aufgestellt« hätten, »die einer Überprüfung nach den allgemeinüblichen Methoden historischer Forschung nicht standhalten sondern wie frühere Erscheinungsformen jener Hypothese sich als völlig haltlos erweisen«. ◊ Eine vorläufige Übersicht des Wedekindnachlasses hat ergeben, daß Wedekind bis zum Tag seiner Aufnahme in die Klinik ein Tagebuch geführt hat; die vorliegenden Aufzeichnungen sind geeignet in ihrer vollkommenen Offenheit und Rücksichtslosigkeit wertvolle Aufschlüsse über den Dichter und diejenigen, mit denen er zusammenkam, zu geben. Auch sind literarische Entwürfe vorhanden. ◊ Den großen Literaturpreis der Académie Française erhielt die Romanschriftstellerin Gérard d' Houville, die Tochter José de Hérédias, die Gattin Henri de Régniers. ◊ Zum Vertrauensmann der Kleiststiftung für das Jahr 1918 wurde Heinrich Mann gewählt.

Musik / Friedrich Schwarz

Debussy Wieder ist einer dahingegangen, dem wir alle irgendwie etwas verdankten und der uns deshalb wert war. Claude Debussy hat mit heimlich tastenden Händen dem Seelengrund längst Gehörtes, halb schon Geträumtes, erweckt. Die Melancholie seines gedämpften und doch seltsam bunten Orchesters waren neu; aber wir trugen sie bereits irgendwie in uns, daß ihr Klang Verwandtes in uns ausrief. Um so stärker mußte die Verwandtschaft uns bewußt werden, als diese Musik eine Reaktion bedeutete: eine Reaktion, die auf das im Lauf der Entwicklung erstarrte Formgefühl in der Musik gefolgt war. Diese Musik wußte nichts von Form, was aber gerade ihre Form ausmachte. Die Form, die ja niemals Absolutes, Angewandtes sein kann und nur schwerlich den Vergleich mit dem Gefäß verträgt, in das der Inhalt gegossen wurde, schien bei der Geburt dieser nie vernommenen Klänge abwesend gewesen zu sein. Und doch hatte sie unsichtbar Pate gestanden, wenn auch nicht so, daß man sie gleich in der üblichen Gestalt erkannte. Sie haute nicht eingänglich phrasierende Folgen auf, operierte nicht mit Begriffen wie Einleitung, Durchführung, Coda; trug aber doch Gesetze in sich, war in ihrer Gedrängtheit aphoristisch zwingend. Nicht zur Verbreiterung, zur endlosen deklamatorischen Phrase führte also die Hingabe an jede Stimmung sondern: das Untertauchen in den Augenblick, das Aufgehen in seinen schillernden Lockungen gear den blitzhaft aufzuckenden musikalischen Aphorismus und sah diese Hingabe an verwirrende Zaubermächte, diesen bewußten Verzicht mit einer bis dahin unerhörten Schlagkraft der Wirkung belohnt. Wenn diese Wirkung auch nicht nachhaltig das Herz aufrüttelte, so traf sie doch die Sinne tief. Und das bedeutete konzise Form: daß Debussy das, was man gemeinhin Form nannte, fahren lassen konnte, ohne schlangengliedrig oder kurzatmig zu werden. So hat gerade das als ein Prüfstein für seine innere Geschlossenheit, ja als ein Bekenntnis zur Form zu gelten. Das Verwobensein der zart schattierten Töne ist zwingend; mit einer Strenge, die im Bereich dämmernden Halbschlummers seltsam anmutet, ist jede harmonische Wendung heilhörig überwacht. Es gibt nichts

Überflüssiges, dem Schwulst ist Absage getan, und selten ist die Einmaligkeit so stark betont worden. Ein Eingriff in Debussys Tonwelt erscheint als groteske Unmöglichkeit. Kein Ton würde sich von seinem Platz rücken lassen, ohne das Gesicht der ganzen Partitur zu verändern, zu entstellen. Der Verständnislosigkeit jener sei das entgegengehalten, die in der rezitatorischen Untermauerung seiner Dramen *Längen*, undiszipliniert formlose Tonreihen zu hören glauben. Gerade daß Debussy auf ungeebnetem Pfad weiterschreiten konnte, daß er mutig experimentierte, wo andere sich mit langsam vorwagendem Ausbau des Feststehenden begnügten, das ist ein Zeichen seiner Kraft. Lange vor Pelleas und Melisande wandte er sich von einer durch überreichlichen Gebrauch schlaff und schal gewordenen Harmonik einer neuen Ausdruckskunst zu. Die Kantate *L'enfant prodigue*, für die er, 22 Jahre alt, dem Rompreis erhielt, hat schon ein ganz eigenes Gesicht. Und das *Prélude à l'après-midi d'un faune* /1892/ läßt das völlige Losgelöstsein von allen Einflüssen klar erkennen. Images aber, die kleinen Klavierstücke, waren vollends eine Überraschung: so viel Laune, Bizarrerie, rhythmische Abwechslung war in den kleinen Stücken. Dem Klavier war eine neue Seite gewonnen worden; es gab nur wenige, die diese sprühenden Dinge spielen konnten. Man stach mit spitzen Fingern Skalen, entlockte dem Instrument differenzierteste Klänge, geriet in einen Wirbel von Laune, Tollheit; verfiel gleich darauf wieder in Träumen. Nie aber wird Debussy grell. Immer liegt es wie Trauer um das Weiben der Töne, sanfte Schleier umschatten seine Gebilde. Es ist ein ermattendes, entnervendes Spiel trunken ineinander sinkender Harmonieen, das Ohr wird betäubt und läßt sich willig von dem traumhaften Wechsel gefangen nehmen. Wir werden geführt, die Frage nach dem Wohin muß verstummen; mit schlafwandelndem Zwang gleiten wir die Ganztonleiter abwärts, entsinken in die Düfte einer orientalisierenden Zauberwelt. Alles ist hier gedämpft, es sind gleichsam die Vorhänge zugezogen, um das kalte Tageslicht abzuhalten. Das Gefühl wird nicht sieghaft zu Höhen der Bewußtheit gehoben, es gibt sich nicht wie bei Wagner Rechenschaft über sich selbst, sondern verliert sich, in seine Ursprünge zurückleitend,

in die Dämmer des Unbewußten. Und die Musik mit Zartheit, viel Verstand und gerade so viel Herz, als beider Vereinigung forderte, an die Traumgrenze verfolgt zu haben; das bedeutet uns Debussy und das ist sein in den Jüngeren fortwirkendes Verdienst um die musikalische Moderne.

Boito Arrigo Boito, der jetzt in Mailand starb, war einer der interessantesten Tondichter des modernen Italiens. Er wurde am Mailänder Konservatorium ausgebildet. Später wurde er dort selber Lehrer, und schließlich erhielt er die Oberaufsicht über den ganzen Musikunterricht des Landes. Boito war von der Überzeugung durchdrungen, daß zu einer bedeutenden Oper auch ein bedeutender Vorwurf gehöre; das übliche Libretto verwarf er vollkommen. Er griff nach dem Größten, nach dem Goetheschen Faust, nach dessen beiden Teilen er das Buch seiner Oper *Meistofele* schrieb. Diese Oper, der Boito seinen Weltruf verdankt, hatte er bereits im Alter von 24 Jahren so gut wie vollendet; nur der Krieg von 1866 hinderte noch die Fertigstellung. Am 5. März 1868 wurde die Oper an der Mailänder Scala zum erstenmal aufgeführt. Diese denkwürdige Aufführung dauerte von 7½ bis 2 Uhr nachts. Die Hörer hielten auch unverdrossen aus, obgleich sie das Werk ablehnten. Es war ein Mißerfolg. Aber Boito ließ sich nicht beirren, blieb ganz auf seiner Bahn. In der Tat setzte sich auch diese Oper dann durch: nicht so rasch (und auch nicht entfernt so nachhaltig) wie Rossini Barbier, der bei seiner Erstaufführung vollständig durchfiel, dann aber sofort den größten Enthusiasmus hervorrief; wohl aber in einigen Jahren. Mehr als 30 Jahre vergingen dann, bevor Boito eine zweite Oper, *Nero*, erscheinen ließ. Auch auf dem Gebiet der Kantate ist Boito mehrere Male hervorgetreten.

So interessant die eigenen musikalischen Werke Boitos auch sind, die eigentliche Größe des Künstlers zeigte sich doch darin, daß er neidlos einem Größern diene: Giuseppe Verdi. Für ihn hat er die Texte zum *Otello* und zum *Falstaff* verfaßt, also jener beiden Opern, die den alten Verdi von einer ganz neuen, überwältigenden Schaffenskraft zeigten. Das Boitosche Buch des *Falstaff* ist mit einer wunderbaren Feinfühligkeit und Überlegenheit geschrie-

ben (»Dieses Häuflein von mittelmäßiger Menschheit verlacht mich, dünket sich weise. . .«), es ist ein Werk voll Geist und Leben, durchaus würdig der herrlichen Musik Verdis, der hier sein Größtes und ganz Unerwartetes uns gab. (Ist es zu glauben, daß das Berliner Königliche Opernhaus dieses einzigartige Werk seit einem vollen Jahrzehnt nicht mehr aufführt? Die Berliner Aufführungen des *Falstaff* waren früher, mit Betz und der Goetze, unter Muck, von einer unvergeßlichen Schönheit, der Scalaufführung ebenbürtig. Und nun läßt man dieses Werk in Berlin liegen!)

Wenn auch Boito in Deutschland als Komponist wenig bekannt geworden ist, so wird man dem Künstler schon um seines Verhältnisses zu Verdi willen ein dankbares Andenken bewahren müssen.

Oper Die *Hügelmühle*, eine Oper von Friedrich E. Koch, gelangte am Charlottenburger Deutschen Opernhaus zur Uraufführung. Koch hat dem Konzertsaal so manches geschenkt, für das wir ihm zu danken hatten. Um so betrüblicher ist es nun den Dramatiker ablehnen zu müssen. Das ist aber unvermeidlich, wollen wir uns über die Erfordernisse einer dem Wesen des Dramas innerlich nicht fremden Oper keiner Täuschung hingeben. Das Kochsche Werk nun gewinnt bei aller Überdeutlichkeit, mit der es die Gefühle der handelnden Personen schildert, zum eigentlichen Drama kein Verhältnis. Wo es vielsagend sein könnte, begnügt es sich mit Geschwätzigkeit, wo es das Wort zum freien Anlaß der eigenen Entfaltung nehmen könnte, entwürdigt es sich zum ausdeutenden Sklaven dieses Wortes. Koch instrumentiert gewandt; man möchte beinahe sagen: mit allem Komfort der Neuzeit. So sehr ist uns dieser stereotype Klang des modernen Orchesters ins Ohr gegangen, daß wir bei der gewohnten Sattheit des Blechbläserapparats, bei der melancholisch banalen Gleichführung der Holzbläser mit den Singstimmen, bei dem leider bis zum Überdruß ausgekosteten Fortissimoekstasen nichts Sonderliches mehr zu fühlen vermögen. Bloße Orchestertechnik ist eine von jedem Willigen erlernbare Kunst. Die Einfalten des Musikanten sind aber den Wissenschaften abhanden gekommen. Eine Reihe weiterer Operneuheiten sei noch kurz registriert: Am 10. März

wurde eine neue Oper Eugen d'Alberts, Der Stier von Olivera, in Leipzig zum erstenmal gegeben. In Nürnberger Stadttheater gelangten die Opern Der Abt von Fiecht von Martin Spörr und Der liebe Augustin von Julius Bittner zur Uraufführung, am Hamburger Stadttheater Meister Grobian von A. Winternitz. Am Wiener Hofopertheater wurde die tschechische Nationaloper Jenufa von Leo Janacek aufgeführt.

Lieder Die Galgenlieder Morgensterns; wer hätte beim Lesen dieser verzweifelt lustigen, sich über die Inferiorität des Worts belustigenden Verse an Musik gedacht? Was musikalisch daran ist, das hört jeder, der die Sprache selber empfindet. Musik kann hier nicht mehr als Übermalung sein. Die Worte haben bei Morgenstern ihre Musik, sie schweben im Gleichmaß philosophasternden Blödsinns. Der feine Paul Graener aber glaubt der gedanklichen Sprunghaftigkeit, dem Auf und Ab abstrusen Klangs mit krausem Rhythmus, melancholischem Ganztonschritt, humoristisch großem Gesangsintervall, geschwätzigem Klavierfloskeln zu Hilfe kommen zu sollen (Galgenlieder /Berlin, Bruno Cassirer/). So viel Humor auf einmal: muß man da nicht lachen? Nein. Man lacht nicht. Sollte die Musik das Wort zu jenen Ätherhöhen entführen, wo tiefste Weisheit und höchster Blödsinn (oder umgekehrt) sich allumarmend gleichen? Die Musik zieht hier aber nach der andern Richtung; nach unten. Der Flügel wird zur Fessel. Immerhin ist manches delikat gemacht; am besten sind wohl Das Knie, Der Gingganz gelungen. Doch sind es nicht viel mehr als nette musikalische Spielsachen.

Totenliste Über Claude Debussy, der im Alter von 55½ Jahren im März in Paris starb, und über Arrigo Boito, der am 11. Juni, 76 Jahre alt, in Mailand starb, wurde oben einiges gesagt. Am 24. Februar starb in München Sophie Menter im Alter von 72 Jahren. Sie war die Tochter des Münchener Hofoperncellisten Joseph Menter. Ihre musikalische Ausbildung erhielt sie anfangs bei Tausig und Bülow; später wurde sie die Schülerin Franz Liszts. Ihr Spiel war bei aller Exaktheit doch von Glut und Innerlichkeit erfüllt; sie eroberte die Herzen im

Sturm. Ihre Konzertreisen führten sie von Land zu Land; einige Jahre wirkte sie auch als Lehrerin an der Petersburger Akademie. Ihr Name wird stets unter den ersten Meisterinnen des Klaviers genannt werden.

In Stockholm starb der Komponist Emil Sjögren im Alter von 64 Jahren. Er war einer der namhaftesten dänischen Tonsetzer. Seine Lieder und vor allem seine temperamentvollen Violinsonaten sind weit über seine Heimat hinaus gedrungen.

Der Direktor des Petersburger Konservatoriums Wassilij Safonow ist in Moskau, 66 Jahre alt, gestorben. Er war ein namhafter Dirigent, hat auch in Berlin mehrfach mit dem Philharmonischen Orchester Konzerte gegeben und hier unter andern Werke von Tschaikowskij und Rimskij-Korsakow zum erstenmal aufgeführt.

Auch der Direktor des Moskauer Konservatoriums Sergej Tanejew ist gestorben. Er ist 72 Jahre alt geworden und hat sich auch als Komponist einen Namen gemacht.

In Wien starb Richard Mandl, nicht ganz 59 Jahre alt. Seine Ouvertüre zu einem gascognischen Ritterspiel hat man auch in Berlin öfter gehört.

In Stuttgart starb Gottfried Linder im Alter von 75 Jahren. Von 1868 bis 1912 hat er als Lehrer des Klavierspiels am Königlichen Konservatorium für Musik in Stuttgart gewirkt. Als Komponist ist er mit einer Oper Konradin von Schwaben hervorgetreten.

Ende April starb in Jena der Musikschriftsteller Otto Leßmann, 74 Jahre alt. Er war als Redakteur der Allgemeinen Musikzeitung weithin bekannt. Seine einseitige Stellungnahme mußte oft zum Widerspruch reizen. Immerhin, es war etwas Ausgesprochenes.

Kurze Chronik Die Deutsche Musikgesellschaft, die die Stelle der durch den Krieg auseinandergesprengten Internationalen Musikgesellschaft einnehmen will, ist bestrebt den Kreis der Freunde der Musikwissenschaft zu erweitern. Sie will dies Ziel vor allem durch die Bildung von Ortsgruppen erreichen. Am 8. Februar wurde die Ortsgruppe Leipzig gegründet. Kurz darauf auch die Ortsgruppe Berlin, die bereits am 27. April ihren ersten Vortragsabend veranstaltete. In München wurde ein Hans Pfitzner-Verein für deutsche Tonkunst gegründet. Seine Aufgabe erblickt er

darin »einzutreten für Werke deutscher Tonkunst und für deutsche Tonkünstler, welche der Förderung bedürftig und würdig sind«. Ein Aufruf Thomas Manns hat die Ziele des Vereins in diesem Sinn dargestellt. ◊ Zur Errichtung eines Festspielhauses in Salzburg wird ein neuer Aufruf erlassen. Das Festspielhaus soll vor allem der Aufführung Mozartscher Werke dienen. ◊ Als Nachfolger Marteaus ist Adolf Busch an die Königliche Hochschule für Musik berufen worden. Der junge Künstler hat sich in der Wiedergabe von Brahms und Reger, auch von Bach und Mozart, als ein Künstler ganz besonderer Art erwiesen.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Bleibende Ersatzstoffe In der Österreichischen Chemikerzeitung behandelt der Regierungsrat Roman

Zaloziecki die Frage der Ersatzstoffe, und welche von ihnen nicht nur in der Übergangs- sondern vor allem in der Friedenswirtschaft wesentliche Bedeutung behalten dürften. Es kann sich dabei natürlich nur um solche Ersatzstoffe handeln, deren allgemeine Brauchbarkeit erwiesen ist, und die sich auch unter normalen Produktionsverhältnissen billiger erzeugen lassen, oder die Produkte zu ersetzen vermögen, die uns schwer zugänglich sind oder eine Entlastung des Imports bedeuten. Wenn gegenwärtig auch noch kein endgültiges Urteil abgegeben werden kann, so ist bei einer Reihe von Ersatzstoffen doch schon jetzt mit Sicherheit vorzusagen, daß sie den Krieg und die Übergangswirtschaft nicht lange überdauern werden. Hierzu gehören vor allem die mehr oder minder zweifelhaften Seifensurrogate und eine ganze Reihe von minderwertigen Nährmitteln. Bei anderen Stoffen ist dagegen zu erwarten, daß sie gerade erst in normalen Zeiten ihre volle Bedeutung als Ersatzstoffe werden gewinnen können.

Das gilt vor allem von den mit den größten Erwartungen begrüßten Nähr-, Futter- und Fetthelfen. Sie haben während der Kriegszeit keine oder keine nennenswerte Aushilfe zu bringen vermocht, weil die Rohmaterialien, besonders die stärkemehl- und zuckerhaltigen Abfälle landwirtschaftlicher Betriebe, fehlten, die zu ihrer Aufzucht benötigt werden, oder weil diese anderweitig notgedrungen einer direkten Verwertung zu-

geführt werden mußten. Fraglich dagegen ist es, ob die erheblichen Änderungen in der Vermahlung des Getreides in die Friedenswirtschaft hinübergerettet werden. Die bessere Ausnutzung der wertvollen Kleiebestandteile, die erst durch die Kriegswirtschaft in großem Maßstab durchgeführt worden ist, stellt jedenfalls ein sehr wichtiges Problem auch für die Ernährung im Frieden dar, und es ist nur die rein kalkulatorische Frage zu lösen, ob die Ausnutzung des Kleieisweiß auf dem Umweg über die Viehverfütterung oder die direkte Ausnutzung in der menschlichen Nahrung, unter der Voraussetzung ihrer richtigen Aufschließung natürlich, rationeller ist. Jedenfalls werden Kleiebrote als Ersatz für Stärkebrote eine größere Verbreitung und Beliebtheit nach dem Krieg finden als vorher. Auch die Entkeimung des Getreides, besonders des Mais, und die Gewinnung des Keimlingöls dürften voraussichtlich nicht von der Tagesordnung verschwinden. Im übrigen ist von der Nahrungsmittelindustrie auf dem Gebiet der Ersatzstoffe nicht viel Brauchbares erfunden worden. Abgesehen von der rationalen Aufschließung des Stroh zu Futterzwecken erstreckte sich die ganze Tätigkeit auf die Nutzbarmachung einiger Flechtenarten, wie des isländischen Moooses, der Queckenwurzel, des Cziroksamens (Czirok, Besenkorn oder Sorghohirse, ist eine tropische Grasart, die auch in Ungarn, Rumänien und Südtirol gedeiht; ihr Samen eignet sich zur Brotherstellung und auch zur Bierbrauerei) und auf die Auffindung einiger Gemüse- und Salatersatzstoffe, die kaum eine größere Bedeutung gewonnen haben.

Dagegen wird sich wohl voll in die Friedenswirtschaft die größere Ausnutzung der landwirtschaftlichen und industriellen Abfallstoffe hinüberretten, auf die vor dem Krieg leider nur zu geringes Augenmerk gerichtet war. Schon die Trennung des Hausmülls in mineralische und organische Bestandteile, die mit so leichter Mühe durchzuführen ist, sichert eine wesentlich verstärkte Viehhaltung. Die Gewinnung von Fett aus den Abwässern spart an einzuführenden Fetten für die Seifenfabrikation und die Schmierölindustrie. Die Wiederaufarbeitung von verbrauchten Textilstoffen, die während des Krieges zu großer Vollkommenheit entwickelt worden ist, entlastet gleichfalls in beträchtlichem Maß den Import von frischen Rohstoffen. Die Nutzbarmachung der Nesselfaser und

der Besenstrauchfaser, die aus Mangel an Arbeitskräften während des Krieges nicht voll durchgeführt werden konnte, wird im Frieden gewiß nicht wieder eingestellt werden. Und wahrscheinlich wird auch die Papier- und Zellstofffaser, die sich für zahlreiche Verwendungszwecke durchaus bewährt hat, ihre Bedeutung in der Friedenswirtschaft behalten. Da durch Holzzellulose ein vollkommener Ersatz für Watte, und zwar sowohl für Verbandzwecke als auch zur Herstellung von Nitrozellulose, geschaffen worden ist, wird man für diese Zwecke wohl gleichfalls auf die fremdländische Baumwolle zugunsten des heimischen Holzstoffes verzichten können. Die Frage des Sulfitspiritus dürfte gleichfalls nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden.

In der Metallindustrie hat der Mangel an Kupfer zu den größten Unzuträglichkeiten geführt. In der elektrotechnischen Industrie hat sich Aluminium, dessen heimische Erzeugung allerdings hinter dem Bedari noch weit zurückbleibt, am besten als Ersatzstoff bewährt. Als Leitungsmaterial und als Material zu Wickelungen für Dynamomaschinen und Motoren wird es teilweise in die Friedenswirtschaft mit hinübergerettet werden, da durch sein geringeres spezifisches Gewicht die geringere Leitfähigkeit nahezu ausgeglichen wird. Dagegen wird dem Zink als Ersatzstoff wohl kaum eine Träne nachgeweint werden, wenn es aus der elektrotechnischen Industrie wieder verschwindet. Als Konstruktionsmaterial im Maschinenbau, besonders bei Lokomotivkesseln, ist das Kupfer durch gewisse zähe und säurebeständige Eisensorten, besonders Flußeisen, doch immerhin mit so großem Erfolg ersetzt worden, daß man jedenfalls nicht sofort wieder auf kupferne Feuerbüchsen usw. zurückkommen wird, auch wenn dem Kupferimport keine Schranken mehr entgegenstehen.

Von Motorbetriebsstoffen hat sich das technische Benzol gut bewährt; für den Automobilbetrieb dürfte es, besonders wenn erst die Vermischung mit Spiritus wieder möglich sein wird, auch im Frieden seine Bedeutung behalten. Dagegen ist die Frage des Ersatzes von Mineralölschmiermitteln noch immer nicht zur völligen Zufriedenheit gelöst. Die Braunkohlen- und Steinkohlenteeröle sind eben nur ein kriegsmäßiger Notbehelf, und so sehr auch die Verwendung von Achesongraphit in der Form von Oildag und Aquadag das Sparen

mit Mineralöl erleichtert, so wird die Sicherung der rumänischen und hoffentlich auch bald der russischen Petroleumindustrie die deutsche Industrie von einer großen Sorge befreien.

In der Harz-, Lack- und Firnisindustrie sind im ganzen nur kümmerliche Surrogate aufgetaucht, die in ihrer gegenwärtigen Form kaum Berechtigung für die Friedenswirtschaft haben. Das gleiche gilt von der Kautschuk- und Gutta-perchaindustrie. Eigentliche Ersatzmittel sind hier noch ausständig, und die Kautschuksynthese hat zu greifbaren praktischen Resultaten schon deshalb nicht führen können, weil die erforderlichen Rohmaterialien nicht in dem nötigen Ausmaß beschafft werden können, wenn man die Volksernährung nicht gefährden will. Die großen Hoffnungen, die auf einen Konstruktionsersatz der Kautschukpneumatik gesetzt worden sind, haben sich leider nicht erfüllt.

Es darf überhaupt nicht verschwiegen werden, daß große Erfindungen, etwa vom Rang der Zuckerherstellung aus Rübensaft und der Herstellung von Soda nach dem Leblancverfahren, die durch die Kontinentalperre gezeitigt worden waren, im Verlauf dieses Krieges nicht gemacht worden sind. Die Erfindertätigkeit, soweit sie nicht durch die Kriegsindustrie unmittelbar in Anspruch genommen worden ist, hat sich leider weit mehr auf die Lösung kleinerer Eintagsprobleme als auf große grundlegende Probleme geworfen. Und selbst die vollkommene und glänzende Lösung des Stickstoffproblems, die uns dauernd von der Einfuhr des Chilesalpeters unabhängig gemacht hat, ist keine eigentliche Kriegsleistung; denn alle die verschiedenen Lösungen, einschließlich des Hahnerschen Verfahrens, lagen bereits vor dem Krieg vollständig fertig vor, und der Krieg hat nur ihre großindustrielle Verwirklichung erzwungen.

Erdgasquellen Vor einigen Jahren wurde in Italien, in der Gemeinde Agnano bei Pisa, zufällig eine Erdgasschicht angebohrt, deren rationelle Ausbeutung infolge des Kohlenmangels jetzt in Angriff genommen wurde. Einer etwa 1 Meter hohen Torfschicht, die unter einer 30 Meter tiefen Tonschicht liegt und auf reinem Sand ruht, entströmt reichlich ein Gas, dessen Zusammensetzung die Nuova Antologia folgendermaßen angibt: Sumpfgas (Methan) 85 %, ungesättigte Kohlenwasserstoffe 2 %, verschiedene Gase, Koh-

lensäure usw. 13 %. Dieses Erdgas brennt im Bunsenbrenner mit schwach leuchtender Flamme, entwickelt aber die doppelte Heizkraft des gewöhnlichen Leuchtgases und gibt bei Verwendung von Glühstrümpfen ein höchst glänzendes Licht. Es strömt mit 1 bis 1,5 Atmosphären Druck in einer Tagesmenge von vielen tausend Kubikmetern aus. Vorläufig wird es in 6 Röhren gesammelt und der städtischen Gasanstalt in Pisa zugeführt, wo es reguliert und in das städtische Röhrennetz geleitet wird. Weitere 12 Senkrohre sind im Bau. Die Stadt Pisa erspart durch diese Anlage jährlich 150 000 Lire; der Gasvorrat des insgesamt etwa 5 Quadratkilometer umfassenden Lagers soll für mehrere Jahre ausreichen.

Holz- und Torfgas Die Streckung in der Zufuhr von Gaskohlen nach Dänemark veranlaßte die Gaswerke der Stadt Horsens zu großen Versuchen mit Holz- und Torfvergassung, die im ganzen als gelungen anzusehen sind. Als zweckmäßig hat es sich erwiesen Holz- und Torfgas gesondert herzustellen und es dem Kohlengas vor den Gassaugern beizumischen. Das gekühlte Holz- und Torfgas hat einen obern Heizwert von 3700 bis 4000 Wärmeinheiten und einen Gehalt von 23 bis 25 % Kohlendioxyd. Das Mischgas weist 4200 bis 4700 Wärmeinheiten oberen Heizwerts auf. Im Vergleich zu dem Berliner Gas, das im abgelaufenen Winter kaum über 4300 Wärmeinheiten hinaus kam, ist das ein geradezu glänzendes Resultat. Natürlich bedingte das ärmere Gas eine Verringerung der Luftzufuhr bei Gaskochern und Gasbrennern. Von den Nebenprodukten, die bei der Herstellung entstanden, konnten die Holzkohlen, wenn sie auch kleinstückig waren, in Sauggasgeneratoren des Elektrizitätswerks Verwendung finden; der weiche und grushaltige Torfkoks fand in kleineren Sauggasanlagen, zur Kesselfeuerung und zum Hausbrand Abnehmer.

Turbodynamo In den Turbinenwerkstätten der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft geht eine Turbodynamo für 60 000 Kilo Volt-Ampere der Vollendung entgegen, die wohl das größte derartige Maschinenaggregat der ganzen Welt sein dürfte. Die Leistung der Dampfturbine beträgt 75 000 Pferdestärken. Sie ist für 12 Atmosphären Überdruck und 325° Dampftemperatur konstruiert. Die ge-

samte Turbinen- und Dynamoleistung wird nicht, wie das bei den größten Turbinen Amerikas der Fall ist, in geteilten Gehäusen sondern in einem einzigen Turbinengehäuse erzeugt. Die vollständige Turbine wiegt 250 Tonnen, der Turbinenrotor allein 49 Tonnen. Das Gesamtgewicht der Dynamo beträgt 225, das des Dynamorotors 106 Tonnen. Die Dampfturbine enthält 10 Räder von 3,4 bis 3,8 Meter Durchmesser. Die Umlaufgeschwindigkeit beträgt 180 bis 200 Meter in der Sekunde. Infolge der Erschwerungen durch den Krieg konnte für die Turbinenschaufeln kein Stahl mit Nickelzusatz benutzt werden. Es wurde hierdurch erforderlich das Rohmaterial für die am stärksten beanspruchten Schaufeln entsprechend der vollen Teilung, das heißt entsprechend der Dicke der Schaufeln plus Füllstück zu nehmen; aus diesem wurde die eigentliche Leitschaufel herausgefräst, so daß kaum 15 % des ursprünglichen Materials verblieb. Der Dynamorotor hat etwa 2,2 Meter äußeren Durchmesser, das entspricht einer Umlaufgeschwindigkeit von 115 Meter in der Sekunde. Es war nicht möglich diesen Rotor, der einschließlich der Lagerschenkel 9 Meter lang ist, aus einem Stück herzustellen, er mußte vielmehr aus einer großen Anzahl Platten auf einer besonderen Welle zusammengesetzt werden. Wie bei kleineren Turbodynamos werden auch bei dieser Riesenmaschine die Schleuderproben mit einer um 50 % gesteigerten Umlaufgeschwindigkeit ausgeführt, da es beim Dauerbetrieb von Dampfturbinen vorkommen kann, daß sowohl die Regulierung als auch der getrennt eingefügte Sicherheitsregler ihren Dienst versagen. Zur Ausführung der Schleuderproben waren besondere, recht kostspielige Einrichtungen erforderlich. Scharf betont ist bei der Formgebung der Turbine die für sie charakteristische umlaufende Bewegung. Die runde Form wurde kräftig zum Ausdruck gebracht; ebenso wurden beim Turbinengehäuse, bei den Lagern und in allen Teilen der Dynamo die senkrechten Linien durchgehend stark betont, so daß die Maschine, obwohl sie eine Erstaufführung ist, den Eindruck vollkommenster Harmonie macht. Zum Transport der Maschine von der Fabrik zum Aufstellungsort ist eine große Zahl von Spezialeisenbahnwagen erforderlich; so mußte für den Dynamorotor ein Sonderwagen mit 2 Drehgestellen von je 5 Achsen gebaut werden.

Totenliste In London starb im Alter von 65 Jahren Sir William H. Lindley, einer der hervorragendsten Fachmänner auf dem Gebiet der Wasserversorgung und Entwässerung der Städte. Eine große Reihe von Städten, sowohl Englands wie des europäischen Festlands, hat durch ihn ihre Kanalisation durchführen lassen. Lindley war 20 Jahre lang, von 1876 bis 1896, städtischer Baurat für das Tiefbauwesen in Frankfurt am Main; von 1896 bis in den Weltkrieg hinein lebte er dann in Frankfurt als Zivilingenieur. Noch ein Jahr nach Ausbruch des Krieges wurde er von der Darmstädter Technischen Hochschule zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber ernannt. Der emeritierte Professor der chemischen Technologie an der Technischen Hochschule zu Graz Maximilian von Kraft ist Ende Januar im Alter von 73 Jahren gestorben.

Am 29. April starb in Berlin Arnold von Siemens in seinem 65. Lebensjahr. Er war der älteste Sohn Werner Siemens, stand an der Spitze des Aufsichtsrats der Aktiengesellschaft Siemens & Halske und gehörte auch dem Aufsichtsrat der Siemens-Schuckert-Werke an.

Der Erfinder des Sulfitzelluloseverfahrens Alexander Mitscherlich ist am 1. Juni, 82 Jahre alt, gestorben. Die Bedeutung Mitscherlichs wird hier noch eingehend dargestellt werden.

Kurze Chronik Die Berliner Technische Hochschule hat für das Jahr 1918-1919 folgende **Preisauflage** gestellt: »Über die Kostengrenzen, von denen an Elektrizität als Betriebskraft Kohle und Brennöl zu ersetzen vermag, mit Ausblicken auf den voraussichtlichen kommenden Umfang dieses Ersatzes in Deutschland und seine volkswirtschaftliche Bedeutung.« \diamond Im Winterhalbjahr 1917-1918 waren an den 11 Technischen Hochschulen des Deutschen Reichs 14 910 Studenten eingeschrieben (im Vorjahr 13 442); hiervon aber waren 10 325 zum Waffen- und Sanitätsdienst einberufen, gegen 8845 im Vorjahr. Das Frauenstudium hat eine weitere Zunahme erfahren. 2040 Frauen waren eingeschrieben (im Vorjahr 1960). \diamond Die Erzförderung Frankreichs ist zu 90 %, seine Kohlenförderung zu 68 %, seine Roh-eisenerzeugung zu 86 %, seine Stahlerzeugung zu 76 % zurzeit in deutschem

Besitz. Von 127 Hochöfen, die 1913 unter Feuer standen, sind allein 95 im Kriegsgebiet belegen oder in deutschem Besitz. \diamond Nach den letzten Schätzungen besitzt Schweden ein Steinkohlenvorkommen zwischen 100 und 300 Millionen Tonnen, das im südlichen Teil des Landes liegt. Die jährliche Förderung beträgt 300- bis 400 000 Tonnen. Eine Steigerung über 500 000 Tonnen ist fürs erste nicht zu erwarten. \diamond In den Vereinigten Staaten verwenden mehrere Eisenbahngesellschaften ihre alten Schienen wieder nach neuer Walzung bei geringer Erwärmung. \diamond Als Schellackersatz eignet sich nach der Zeitschrift für angewandte Chemie Naphtholharz, das bei der Darstellung von α - und β -Naphthol entsteht. Das Ersatzmittel soll sich durch Politurfähigkeit, Verwendung als Spirituslack, als Appreturmittel und als Isoliermasse auszeichnen. \diamond In der Elektrotechnischen Zeitschrift wurde ein von Hollerith konstruierter Statistikautomat beschrieben. Die Maschine erfordert lediglich eine statistische Karte, bei der die in Betracht kommenden Zahlengruppen, die für die Ermittlung von Wert sind, durchlocht sind. Alle Karten werden in einer Sortiermaschine nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet und in Kartenbündel vereinigt. Die Bündel kommen dann in die Additionsmaschine. Das Sortieren und Aufaddieren geschieht auf elektrischem Weg durch Kontakte, die von den Löchern in der Karte abhängig sind. Der besondere Wert der Hollerithmaschine, die vorerst nur vermietet wird, besteht darin, daß sie nicht nur sehr rasch sondern vor allem absolut zuverlässig und fehlerlos sortiert und addiert. \diamond Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft gibt in ihrem Bericht über das 33. Geschäftsjahr eine Reihe interessanter Zahlen, die den Umfang dieses Riesenunternehmens charakterisieren. Der Flächenraum der voll beanspruchten Werkstätten beträgt gegenwärtig 808 881 Quadratmeter; er ist im Lauf des Krieges um 203 874 Quadratmeter angewachsen. Am Ende des Berichtsjahrs waren 79 293 Personen tätig, darunter bereits 2468 Kriegsverletzte.

Literatur Vor 2 Jahren hatte ich in dieser Rundschau (1916 I. Seite 185 ff.) im Anschluß an Arbeiten Otto Lummers einige Angaben über Ziele und Grenzen der Leuchttechnik gemacht. Die Resultate

dieser Forschungsarbeiten sind jetzt in einem besondern Buch Lummers Grundlage, Ziele und Grenzen der Leuchttechnik (Auge und Lichterzeugung) zusammengefaßt erschienen /München, Oldenbourg/. Sie sind wohl die bedeutungsvollste Arbeit auf dem Gebiet der Lichttechnik in den letzten 15 Jahren. Denn sie geben nicht nur eine fesselnde Darstellung des bisher Erreichten sondern zugleich auch eine Abgrenzung nach dem überhaupt Erreichbaren hin. Das ist auf jedem Gebiet des Wissens, welches es auch immer sein mag, im Grunde die äußerste Leistung. Kennt man einmal die Grenzen des Möglichen, so sind Fehlgänge in der Entwicklung so gut wie ausgeschlossen. Hierin wird nichts geändert, wenn auch im Verlauf der Forschungsarbeiten die Zahlenwerte, die die Grenzen markieren, eine Änderung oder Verschiebung erfahren. Über den leitenden Faden des Buches gibt meine oben zitierte Notiz Auskunft. Es sei hier nur noch hinzugefügt, daß es eine Neubearbeitung des im Jahr 1902 von Lummer gehaltenen Vortrags über die Ziele der Leuchttechnik darstellt, der schon bei seinem Erscheinen großes Aufsehen erregt und bedeutende Anregungen für die Forschung gegeben hatte. Aus dem reichen Inhalt des Buches seien einige Abschnitte besonders hervorgehoben, die auch neben der Hauptaufgabe, die sich das Buch stellt, größeres allgemeines Interesse erregen: das Kapitel über das Wesen des Lichts und der Lichtquellen; ferner eine Darstellung der Mechanik des Leuchtens auf Grund der Elektronentheorie; weiter eine Entwicklung der Kometentheorie aus dem Stefan-Boltzmannschen Strahlungsgesetz der Temperaturstrahler; eine gut begründete Hypothese über die physikalische Natur der Sonne usw. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß das neue Buch Lummers selbst für Physiker eine nicht ganz leichte Lektüre ist. \diamond In der Teubnersammlung Aus Natur und Geisteswelt erschien in 3. Auflage eine Arbeit Moritz von Rohrs über die optischen Instrumente (Lupe, Mikroskop, Fernrohr, Photographisches Objektiv und ihnen verwandte Instrumente). Der Verfasser, der wissenschaftlicher Mitarbeiter an der optischen Werkstätte von Carl Zeiß und außerordentlicher Professor an der Universität Jena ist, hat es unternommen auf Grund der von ihm wesentlich mit durchgebildeten Theorie E. Abbes von der Strahlenbegrenzung für die Benutzer

optischer Instrumente eine übersichtliche Darstellung über die derzeitigen Leistungen der optischen Technik zu geben. Die Lösung der schwierigen Aufgabe ist ihm jedoch nicht in vollem Umfang gelungen. Selbst solche Leser, die die elementare geometrische Optik vollständig beherrschen, werden ihm nicht immer zu folgen vermögen. So glaube ich nicht, daß ein solcher Leser die Abbildung 24, die ein Übersichtsbild für den Strahlengang im Mikroskop darstellt, allein auf Grund der vorausgehenden Darlegungen zu verstehen imstande ist. Das gleiche gilt von der Abbildung 47, dem Strahlengang im Okular eines terrestrischen Fernrohrs. Es wird also mancher Leser die Abhandlung enttäuscht bei Seite legen und versuchen eine zwar weniger wissenschaftliche, dafür aber ihm verständlichere Erklärung in seinen physikalischen Schulbüchern zu finden. Nach meiner Meinung müßte sich der Verfasser der Mühe unterziehen die Theorie der Strahlenbegrenzung zunächst vollständig und allgemein verständlich zu entwickeln; dann erst dürften die einzelnen optischen Instrumente behandelt werden. Sehr störend und das Verständnis erschwerend ist es auch, daß der Verfasser bei seinen Auseinandersetzungen sich wiederholt auf erst später folgende Darlegungen bezieht. \diamond In der selben Bibliothek ist in 4. Auflage die überaus anregende Schrift Arthur W. Ungers Wie ein Buch entsteht erschienen. Unterstützt durch prachtvolle Abbildungen in den verschiedensten Reproduktionsverfahren, durch Satz- und Papierproben entwickelt der Verfasser ein lebendiges und anschauliches Bild aller Entwicklungsphasen eines Buches, vom Manuskript bis zum buchhändlerischen Verlagswerk. Von der geschichtlichen Einleitung an bis zur Schilderung des buchhändlerischen Vertriebes wird der Leser dauernd in Spannung gehalten, und es dürfte kaum eine ihn interessierende Frage geben, auf die er nicht eine befriedigende und ausreichende Antwort erhält. Die Ausstattung des Buches in technischer und künstlerischer Beziehung, die Frage des Papiers, des Letternsatzes vom Handsatz bis zur Setzmaschine, der Druck und die vorbereitenden Manipulationen sowie die mannigfachen Druck- und Illustrationsverfahren werden eingehend beschrieben und durch ausgezeichnete, immer passend gewählte Abbildungen sinnfällig veranschaulicht. Das Bändchen kann

nicht dringend genug empfohlen werden. \diamond Ein gleiches allgemeines Interesse beansprucht das in der selben Sammlung in 2. Auflage erscheinende Bändchen H. Bocks Die Uhr, Grundlagen und Technik der Zeitmessung. Die mehr theoretischen Abschnitte sind etwas knapper gehalten worden, um Raum zu einem Kapitel über die Fabrikation zu gewinnen. Das ist schade, denn gerade die Behandlung der theoretischen Fragen machte in ihrer lichtvollen Klarheit einen Hauptvorteil des Buches aus. \diamond Ebenfalls in 2. Auflage ist die Arbeit Richard Vaters über Hebezeuge, Hilfsmittel zum Heben fester, flüssiger und gasförmiger Körper in dieser Sammlung erschienen. Die Änderungen gegenüber der 1. Auflage sind nur geringfügig. \diamond Das von R. Biedermann bearbeitete Bändchen Die Sprengstoffe, ihre Chemie und Technologie (auch in dieser Sammlung und in 2. Auflage) wird doppeltes Interesse in der Gegenwart haben, in der das Schicksal Europas ganz auf die Sprengstoffchemie gestellt ist. Besonders wertvoll ist an der Arbeit das 2. Kapitel, das die Theorie der Sprengstoffe behandelt. Zum vollen Verständnis sind freilich einige chemische und physikalische Kenntnisse erforderlich. Wer diese aber besitzt, wird das Bändchen mit Nutzen und Förderung studieren.

Kolonisation / Herman Kranold

Fettgewinnung Bisher spielten in der Ernährung der europäischen Bevölkerung die Fettstoffe tierischen Ursprungs eine viel größere Rolle als die pflanzlichen Ursprungs. Auch soweit aus überseeischen Kolonialgebieten Rohfett und verarbeitetes Fett in die europäischen Zuschußgebiete eingeführt wurden, standen Butter, Rindstalg, Hammeltalg und Schweineschmalz ganz im Vordergrund des Verbrauchs. Erst der wachsende Fettmangel in der menschlichen Ernährung in Verbindung mit der Zunahme des Fettbedarfs für die Massenernährung, einer Folge der zunehmenden Verstärkung der Bevölkerung der europäischen Industriestaaten, führte in den letzten Jahren vor dem Krieg dazu, daß auch Pflanzenfette kolonialen Ursprungs in immer größerem Umfang in die Massenernährung eindringen (siehe meinen Artikel Lücken der deutschen Milch- und Fettversorgung, in den Sozialistischen Monatsheften, 1914 I, Seite 428 ff.). Für diejenigen

Staaten, die während des Krieges von ihren tropischen Rohstoffquellen nicht abgeschlossen sind, hat diese Art der Fettversorgung schnell eine weitere Zunahme erfahren. Erdnuß, Sojabohne und Baumwollsaat, Kokosnuß und die Frucht der Ölpalme sind in immer größerem Maß in Verarbeitung genommen, besonders die Kokos- und die Ölpalme spielen in dieser Hinsicht eine zunehmende wichtige Rolle. Unter diesen Umständen ist deren Kultur von immer größerer allgemeiner Bedeutung. Diese Kultur ist nun auch in vielen tropischen Gebieten durchaus möglich, in denen sie bisher noch nicht gepflegt wurde. Es kommt nur darauf an die modernsten Methoden anzuwenden; dann würde auch bei wieder sinkenden Friedenspreisen privatwirtschaftliche Rentabilität solcher Kulturen durchaus erreichbar sein.

Dabei kommt es in erster Linie darauf an durch Zuchtwahl die Ertragsfähigkeit der Palmen zu steigern. Bisher trug zum Beispiel eine wildwachsende Ölpalme jährlich 35 bis höchstens 50 Früchte. Moderne Kulturmethoden erlauben es den Ertrag bis auf 250 Stück zu steigern. Dazu kommt, daß Kulturen von Ölpalmen auch im übrigen die Ausnutzung manchen Bodens erlauben, der bisher ganz oder nahezu nutzlos dalag. Im Schatten der Palmen, der in den Tropen besondere Wichtigkeit hat, gedeihen manche Futterpflanzen ausgezeichnet. In den ersten Jahren spielen sie als Zwischenkultur bis zu dem Zeitpunkt, in dem die Ölpalme die Ertragsfähigkeit erreicht, für die Rentabilität solcher Kulturen sogar die Hauptrolle. Den beschatteten Raum kann man entweder zur Erzeugung von Futterpflanzen verwenden, die geschnitten und als Heu verfüttert werden, oder man kann dort Weiden anlegen und Rindvieh oder Schweine auf ihnen halten. Ebenso ist es möglich an Ort und Stelle selbst Ölmöhlen anzulegen, die es erlauben das Fett von der eiweißhaltigen Pflanzenmasse der Früchte zu trennen. Dadurch gewinnt man den Vorteil, daß man die eiweißhaltigen Kraftfutterstoffe an Ort und Stelle zur Viehmast verwenden kann. Das bedeutet in vieler Hinsicht eine erhebliche Verbilligung der Produktion. Einmal wird der Stickstoff, der in der geernteten Pflanzenmasse enthalten ist, auf diese Weise als tierischer Dünger dem Boden direkt zugeführt, die Stickstoffaushungerung des Bodens durch den landwirtschaftlichen Pro-

duktionsprozeß hält sich also innerhalb bestimmter Grenzen. Sodann wird dadurch derjenige Teil der Fett- und Kohlenhydrate, der der Pflanzenmasse auf technischem Weg nicht mit Vorteil entzogen werden kann, mit Hilfe des tierischen Lebensprozesses in tierisches Fett umgewandelt. Ferner wird der Transport über See entlastet, das Pflanzenfett ohne fremde Beimischung verschickt, und die übrigen in den Ölrüchten enthaltenen Nährstoffe folgen erst nach der Verfütterung in Form von Fleisch und tierischem Fett. Auch hier wird also der zur Aufrechterhaltung des tierischen Lebens erforderliche Teil dieser Nahrungsstoffe, der für die Versorgung des Menschen einen toten Ballast bedeutet, nicht mittransportiert.

Eine große Steigerung der Produktivität der Wirtschaft ist die Folge. In unserem Klima ist zur Erhaltung eines Stückes Rindvieh eine Fläche von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Hektar nötig. Auf der selben Fläche können 200 Kokospalmen und 200 Ölpalmen Platz finden, deren Jahresertrag ungefähr 3200 Kilo Kokosfett und ungefähr 3000 Kilo Fett und Ölkuchen von den Ölpalmen darstellt. Eine Kuh würde jedoch nur 120 Kilo Butterfett, ein Ochse ungefähr 400 Kilo Fleisch liefern. Es ist klar, daß dadurch eine große Menge von Nahrungsmitteln neu gewonnen werden kann.

Nun ist freilich der Raum, auf dem Palmen gepflanzt werden können, beschränkt, weil Öl- und Kokospalmen nur innerhalb des Seeklimas gedeihen. Immerhin könnten allein an der Ostküste von Afrika und auf Madagascar 50 Millionen Palmenbäume gepflanzt werden, und etwa ebenso viele auf einer 1000 Kilometer langen Küstenstrecke im Nordosten Brasiliens, wo bisher nur reichlich 2 Millionen Palmen beider Arten vorkommen. Es wird eine wichtige Aufgabe der Kolonisation nach dem Krieg sein diese ungeheuren Möglichkeiten auszunutzen. Denn mit der menschlichen Ernährung, besonders mit der Fettversorgung, wird es künftig überall sehr schlecht stehen.

Indischer Häutehandel Innerhalb der 'Ausfuhr Britisch Indiens steht die von Häuten und Fellen an 5. Stelle. Vor dem Krieg lag ein großer Teil dieses Handels in deutschen Händen, Hamburg war das Zentrum für den indischen Häutehandel, und nur ein Viertel der ganzen Ausfuhr ging in das

Vereinigte Königreich. Sir Henry Ledger, ein großer Lederindustrieller aus Cawnpore in Britisch Indien, hielt am 14. Februar dieses Jahres vor der Indischen Abteilung der Royal Society of Arts in London einen Vortrag, in dem er äußerte, daß in den letzten $3\frac{1}{2}$ Jahren vor dem Krieg 24 Millionen Paar Soffdatenstiefel für die Mittelmächte aus indischem Leder gemacht worden seien. Der Krieg hat natürlich diesen deutsch-indischen Häutehandel ganz abgeschnitten. Die deutschen Firmen sind unter englische Kontrolle gestellt worden. »Nicht nur die deutschen Firmen sind aus dem Geschäft hinausgeworfen worden«, schrieb E. W. Randle kürzlich in den Times, »sondern auch alle Firmen, die vor dem Krieg an diesem Handel beteiligt waren und, ohne direkt deutsche Firmen zu sein, als Träger deutscher Interessen gelten.« Infolge dieser Maßnahmen decken indische Häute und Felle gegenwärtig 60 % des Lederbedarfs der englischen Heere. Aber es ist wichtig, daß diese Häute und Felle zu einem sehr großen Teil nun nicht mehr wie früher roh, gesalzen oder gekalkt nach Europa verschifft sondern in Indien selbst gegerbt werden. Eine große Anzahl von Gerbereien ist dort während des Krieges entstanden, und es scheint kaum ein Zweifel darüber möglich, daß sie auch nach dem Krieg sich halten werden. Dadurch wird aber für die europäische Industrie ein sehr ernster Zustand geschaffen. Frachtersparnis beim Transport der Gerbstoffe und der gegerbten Häute und die Billigkeit der Arbeitslöhne in den Tropen sind der europäischen Verarbeitung gegenüber empfindliche Konkurrenten. Es mag ja für das englische Heer sehr angenehm sein, daß es jetzt so gut mit Leder versorgt ist. Die englische Lederindustrie wird aber infolge dieser Entwicklung nach dem Krieg ebenso wie die deutsche in erheblicher Rohstoffnot sein. Ob es dagegen überhaupt eine Abhilfe gibt, ist fraglich. Jedenfalls wäre es gut sich beizeiten klarzumachen, daß infolge der wirtschaftlichen Folgen des Krieges Britisch Indien künftig wohl aus der europäischen Lederversorgung zum großen Teil ausscheiden dürfte.

Kurze Chronik In Berlin ist ein Deutsches Komitee zur Förderung der jüdischen Palästinaansiedlung unter dem Namen Pro Palæstina errichtet worden. Es will kurze Mitteilungen herausgeben, die die Öf-

fentlichkeit über wichtige Fragen der Palästinasiedlung unterrichten, ferner durch eine Schriftensammlung die durch den Zionismus aufgeworfenen Probleme politischer und wirtschaftlicher Natur in weiterem Zusammenhang behandeln lassen und Aufklärungsvorträge veranstalten. Vorsitzender ist der Berliner Universitätsprofessor Carl Ballod. Im Vorstand und erweiterten Ausschuß befinden sich viele verdiente Kolonialsachverständige, unter anderen Aulagen, Blankenhorn, F. C. Endres, Georg Kampffmeyer, Meinhof, Moritz, Stuhlmann, von Truppel, Wiedenfeld und Zoepfl; von sozialdemokratischer Seite Cohen, Kaliski, Noske, Quessel, Scheidemann und der Bearbeiter dieser Rundschau. \diamond In London ist vor etwa einem Jahr eine School of Oriental Studies errichtet worden. Die Leitung der Schule hat Edwin D. Ross inne. Die Studentenzahl beträgt gegenwärtig etwa 100. Die meisten Studenten bereiten sich auf den indischen Zivildienst vor, einige jedoch auch auf Missionsdienst und auf kaufmännische Arbeit. \diamond Die Universität Tübingen bekommt einen Lehrauftrag für Missionskunde. Der Lehrstuhl soll mit dem dortigen Missionsärztlichen Institut und dem Tropengenesungsheim in enge Verbindung treten. \diamond Der japanische Chemiker Sato hat ein Verfahren erfunden, um aus Sojabohne einen nicht brennbaren Ersatz für Zelluloid herzustellen. Bei Tokio wird bereits eine Fabrik dafür gebaut.

Literatur Die gegenwärtigen Ereignisse in Kaukasien, die von dem Brester Frieden den Ausgang nahmen und die Verkehrtheit unserer Ostpolitik auch zu ihrem Teil eindringlich zeigen, sind weltpolitisch von sehr großer Bedeutung. Sie geben daher Veranlassung noch einmal nachdrücklich auf eine der besten Quellen zur Kenntnis der volkswirtschaftlichen Eigenart des Kaukasus hinzuweisen. Das ist die Denkschrift des frühern russischen Landwirtschaftsministers Kriwoschein über seine Reise nach Transkaukasien im Jahr 1913 (übersetzt von Ullrich /Berlin, Eisenschmidt/). Sie gibt eine besonders ausführliche Erörterung der Bewässerungsfragen und ist leider, wie die Debatten der letzten Wochen zeigen, in Deutschland nur ganz ungenügend bekannt geworden. Darum sei sie gerade jetzt wieder zum Studium empfohlen.

EINZELNES

Neuerscheinungen

Sozialistische Erziehung Den geistigen Problemen, die durch die Einwanderung größerer ostjüdischer Massen in Deutschland (siehe darüber den Artikel Bergers, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 472 ff.) aufgeworfen werden, dienen sozialistische Sammelhefte, die unter dem Titel *ארץ דרור שואל* in jüdischer Sprache jetzt »von Zeit zu Zeit« herausgegeben werden /Berlin, Itzkowski/. Der Einleitungsartikel des ersten dieser Hefte setzt in kurzen, klaren Worten die Aufgaben auseinander, die jetzt in Angriff genommen werden müssen. Es handelt sich zunächst darum den Arbeitern eine wirtschaftliche Stellung zu verschaffen, in der sie als vollwertige Glieder des Produktionsorganismus wirken können. Darüber hinaus erwächst diesen dann die Pflicht ihre eigene Kultur weiterzuentwickeln, durch die Fortbildung der jüdischen Geistigkeit zu ihrem Teil der Menschheit Werte zu geben (sich also nicht einzeln in neue Positionen hinaufzuretten, der eigenen Gemeinschaft untreu wie die früheren Einwanderer). »Viel hat das besetzte Gebiet ausstehen müssen. Seine Jugend mußte leiden, wie Hiob in seiner Zeit. Aber gerade wie bei Hiob hatte auch da der Satan Einfluß auf alles, nur nicht auf die Seele. Wie in jener legendarischen Nacht des Auszugs aus Ägypten ist der Engel des Todes an den Türen der Jugend dieser Gebiete vorübergegangen. Und diese wunderbare Rettung legt uns jetzt eine große Verantwortung auf.« Der wirtschaftliche Egoismus des einzelnen soll durch das Gefühl der Pflicht gegen die Gesamtheit und ihre Zukunft ausgeglichen werden. Um das zu bewirken, wird als dritte Aufgabe die Aufrechterhaltung und Neubildung der Solidarität durch und für die langangriffnahme der dringenden politischen Zeitprobleme aufgestellt. Die Aufgabe ist hier in ihrer produktiven Bedeutung erfaßt. Es wird der mühevollen Arbeit eines zukunftsichern Idealismus bedürfen, um ihr zu genügen. Die anderen Aufsätze des Hefes (über den Schutz der jüdischen nationalen Minorität von Max Rosenfeld, über die landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft in Palästina von Leon Chasnowitsch) wirken in der gleichen Richtung. Dem Unternehmen ist guter Erfolg zu wünschen.

Joseph Bloch

Miszellen

Kriegsfolgen »Vater wurde zu einem

Kranken gerufen. Sie möchten, bitte, ein Viertelstündchen sich gedulden.« Ich stöbere deshalb in den Papieren, an denen der Sohn meines Freundes gerade seine Arbeit unterbrochen hat. Schulbücher, Rechenexempel, Aufsatzhefte und dergleichen Sachen, die alte, liebe Jugenderinnerungen wecken. Schnell bin ich weit ab vom Krieg. Aber nicht lange. Ein sauber beschriebenes Blatt ruft mich bald in die rauhe Gegenwart zurück.

»Die feindlichen Völker waren einander näher gekommen und bekannt geworden, der Haß gegen die Fremden ward gemildert. Man heiratete Frauen des fremden Volkes, nahm seine Gebräuche an, man begann die Angehörigen der anderen Nationen als seine Mitmenschen zu empfinden. Das große Schlachtfeld, auf dem so lange der Kampf getobt hatte, ist auf die Dauer das gemeinsame Vaterland für beide Parteien geworden. Hier hat man sich gemessen, alle Tage gesehen und schließlich kennen gelernt. Man besucht sich gern gegenseitig, man tanzt zusammen, Freund und Feind vereinen sich zu gemeinsamem Gesang. Die Soldaten in den Schützengraben beider Heere, die sich in ihrer unterirdischen Arbeit treffen, kommen überein sich nicht zu schaden. Ja, noch mehr. Jede Partei gelangt schließlich dazu ihre eigenen Bundesgenossen mehr zu hassen als den Feind. Richard ist weniger der Feind Saladins als Philipp Augusts, und Saladin verabscheut die Assassinen und Aliden mehr als die Christen.«

Ich stutze. Was haben diese Namen mit dem Krieg zu tun? Mein Gymnasiast kommt gerade zurück und reicht mir lächelnd eines jener wohlbekannten handlichen Bändchen mit dem goldbedruckten Lederrücken, die mir vor so manchen Jahren einen stets willkommenen Feierabendgenuß bereiteten: Michelets Histoire de France. Also keine Phantasie über die Zukunft war es, was ich eben las, sondern eine Erfahrung aus der Vergangenheit über die Folgen der Kreuzzüge. Sogar Schützengraben hatte man damals gehabt? Und natürlich auch Zwistigkeiten zwischen den Bundesgenossen.

»Das muß ich im Original weiter lesen. Können Sie den alten Michelet für einen Tag entbehren?« »Gewiß. Recht gern.« Darüber sitze ich nun in meiner einsa-

men Studierstube. Unwillkürlich schweiften die Gedanken von dem, was war, zu dem, was ist oder hoffentlich bald werden wird. Und vielleicht möchte der eine oder andere Leser an meinen Lesefrüchten etwas teilnehmen.

»Und die Christen unter einander? Wie viel Gefühl für Menschlichkeit, Nächstenliebe und Gleichheit haben sie nicht Gelegenheit gehabt in diesen gemeinsamen Gefahren und Entbehrungen zu erwerben. Mögen gewiß auch recht irdische und eigennützige Absichten mitgespielt haben, die große Masse war von der Tugend ergriffen und träumte von Heiligkeit. Die Menschen haben damals versucht über sich selbst und ihre Alltäglichkeit hinauszugelangen. Am dem Tag, da die Mächtigen alle diejenigen, die ihnen folgten, ohne Unterschied zwischen Freien und Hörigen unsere Armen (pauperes nostri) nannten, begann die Ära der Befreiung. Durch die große Bewegung der Kreuzzüge waren die Menschen für einen Augenblick von der Scholle gelöst, durch Europa und Asien in die große Welt geführt worden. Sie suchten Jerusalem und trafen auf die Freiheit. Das Dorf in dem bedrückenden Schatten der Ritterburg wachte auf. Jener unerbittliche Mann, der sonst nur von seinem Raubnest niederstieg, um seine Hörigen zu plündern, bewaffnete sie jetzt selbst, führte sie an, lebte mit ihnen und litt mit ihnen; und die Gemeinsamkeit der Entbehrungen machte sein Herz weich. Die furchtbare Sterblichkeit machte offenbar, was nun ein Mann wert war. Auch die Proletarier hatten ihre Heldengeschichte. Die Hinterbliebenen von unendlich vielen Gefallenen waren Verwandte von Märtyrern geworden. Sie wandten auf ihre Väter und Brüder die alten Heiligenlegenden an. Sie wußten, daß ein einfacher Mann aus dem Volk Antiochien gerettet hatte, während die Söhne und Brüder der Könige geflüchtet waren. Die Menschheit fing damals wieder an sich in ihren bescheidensten Erscheinungen zu ehren. Das Volk erkühnte sich zu glauben, daß auch der Ärmste und Abhängigste Anspruch auf Bewegungsfreiheit und Handlungsfreiheit habe; ja, daß vielleicht sogar bald die Zeit kommen möge, wo die Menschen gleich wären. Bis dahin hatte man diesen gewaltigen Gedanken der Gleichheit nicht klar auszusprechen gewagt.«

Wilhelm Feld